Berlin und seine Künste.

Ereigniſſe

auf der

Berliner Kunſtausſtellung.

Von

[Laube]

Th. Mundt und L. Mühlbach.

Berlin.

Verlag von A. Schepeler.

1844.

1. Herr Helldunkel.

Als Abgesandter des Kunstvereins seiner Provinz, hatte Herr Helldunkel heut zum ersten Mal die Säle der neu eröffneten Berliner Kunstausstellung betreten, und durchmaß die heitern, glänzenden Räume mit stolzen Schritten, und in dem sichern Gefühl, daß mit seinem Erscheinen erst der Culminationspunkt der diesmaligen Ausstellung beginne, wobei er nicht sowohl die ungemeine Dickleibigkeit seines Körperphänomens, als vielmehr seine weit und breit bekannte Bedeutung als Kunsthändler und als Besitzer einer eigenen ansehnlichen Gemälde-Gallerie in Anschlag brachte. Sobald er deshalb in den ersten Saal eingetreten war, nahm er mit einem großen Umschweif seinen Hut ab, schwenkte denselben nach mehreren Seiten hin, und stutzte verwundert, als er sah, daß ihm Niemand danke, noch daß man sein Eintreten irgendwie beachtet habe. Nur sein Töchterlein, welche mit kleinen schüchternen Schritten hinter ihm herzog, hatte es der auffallenden Frische und Lieblichkeit ihrer Erscheinung zuzuschreiben, daß sie die Blicke einiger Beschauer welche am Eingang mit

der norwegiſchen Landſchaft von Achenbach beſchäftigt waren, auf ſich ablenkte und gewiſſermaßen hinter ſich herlockte.

Herr Helldunkel ſtülpte mit einigem Trotz ſeinen grauen breitkrämpigen Hut wieder auf, und ließ ſich von Erneſtinen ſeine großen Brillengläſer darreichen, welche ſie ihm während des Eintretens ſorgfältig in ihrem feingeſtickten Battiſttaſchentuch hatte abwiſchen müſſen. Um ſich jedoch vor dem jungen Mädchen, dem es ſonſt an ſpöttiſcher Beobachtungsgabe nicht fehlte, kein Dementi in ſeiner väterlichen Würde und Unfehlbarkeit zu geben, zog er ſie jetzt einen Augenblick bei Seite, und ſagte ihr mit gewichtiger, faſt zu lauter Stimme: „Du biſt jetzt zum erſten Mal in der Reſidenz, mein gutes Kind, und mußt genau aufpaſſen, wie es die Leute hier treiben, damit Du Dich nicht lächerlich machſt! Denn die Leute ſind hier in Berlin alle infam klug, und mit der bloßen Kunſt, auf die ich mich als erſter Kunſthändler unſerer Provinz gewiß verſtehe, kommt man hier nicht durch. Berlin iſt nicht ſowohl die Stadt der Kunſt, als vielmehr die Stadt der Künſte, verſtehe mich wohl, will ſagen, die Stadt, wo es Künſte koſtet, um etwas Vernünftiges zu ſein, eine Stadt, die ſelbſt nur durch allerlei Künſte zur Kunſt kommt, eine Stadt, in der mit allerlei Künſten gemunkelt, und mit allerlei Munkeleien gekünſtelt wird, mit einem Wort, Berlin iſt die Stadt der Künſte, das heißt ſoviel als: Berlin iſt eine geriebene Stadt, und nun wirſt Du mich wohl verſtanden haben, Erneſtine! Da muß man zeigen, daß man als erſter Kunſthändler der Provinz auch ein geriebener Kerl iſt, und ſo habe ich denn, wie Du bemerkt haben wirſt, gleich beim Eintreten meinen Hut ſo recht patzig wieder auf den Kopf geſetzt, als wenn ich gleich wüßte, wovon hier die Rede wäre! Und die Rede iſt nämlich, zu meinem größten Erſtaunen, davon, daß auf der diesjährigen Berliner Kunſtausſtellung kein Menſch mehr den Hut vor der Kunſt abzunehmen nöthig hat! Sieh

um Dich, ſo viel Du willſt, mein Kind, in dieſem Saal und in allen den folgenden, ſo wirſt Du bemerken, daß Jedermann ſeinen Hut hier aufbehalten! Dies iſt eine große und für die Stadt Berlin ganz beiſpielloſe Neuerung, aus der ich eine Revolution, wenigſtens für das Reich der Künſte, prophezeie! In Berlin, wo ſonſt kein Menſch ſich bei einer Aepfelfrau für einen Silbergroſchen Aepfel zu kaufen wagt, ohne dabei den Hut abzunehmen, in Berlin, wo man keine Flaſche Weißbier mit Militairmuſik ohne Entblößung ſeines wohlgebornen Hauptes zu ſich nehmen kann! Hier in Berlin ſtehen dort eine Menge Menſchen mit dem Hut auf dem Kopf, vielleicht gar vor dem Bilde eines Geheimenraths, denn das ſchöne Bild, welches ſie alle da ſo aufmerkſam betrachten, das einen alten Herrn mit dem Civilverdienſtorden und einem geſchriebenen Heft in der Hand darſtellt, ich möchte wetten, dies iſt das Bild eines Geheimenraths, jeder Zoll ein Geheimrath, ſagt der jetzt ſo beliebte Sophokles!"

„Es iſt das ſprechend ähnliche Portrait des berühmten Philoſophen Schelling, gemalt vom Profeſſor Carl Begas!" ſo ließ ſich plötzlich eine Stimme hinter ihnen vernehmen, die Herrn Helldunkel ſo bekannt ins Ohr klang, daß er ſich erſchrocken umkehrte. Er erblickte einen hübſchen jungen Mann, deſſen Anſehn ihm jedoch völlig fremd ſchien, und der mit einer gefälligen Verbeugung um Entſchuldigung für ſeine Freiheit zu bitten ſchien, die er ſich durch unaufgeforderte Zurechtweiſung der Fremden genommen. Ein liebenswürdiges Lächeln mit einem etwas ironiſchen Anflug lag auf dem Geſicht des jungen Mannes, bei deſſen Anblick ſich Erneſtinens Wangen mit einem flammenden Purpur bedeckten. Das ſchöne Mädchen war in die ſichtlichſte Verlegenheit gerathen, ſie ſenkte ihr großes tiefblaues Auge verſchämt zur Erde, und folgte dem Vater, der ſie wie gewaltſam bei der Hand mit ſich fort

zog, um aus der Nähe deſſen zu kommen, der ſie ſo unverhofft angeredet hatte.

„Du ſiehſt, wie ſchrecklich dreiſt die Menſchen jetzt hier werden, ſeitdem die Polizei erlaubt, in einer Kunſtausſtellung den Hut aufzubehalten!“ fuhr Helldunkel mit einem heimlichen Grauen fort. „Dies iſt alſo das Bild des Geheimenraths von Schelling? Ein ſehr gut gemaltes, mit ungemeiner Gediegenheit und Feſtigkeit ausgeführtes Bild! Aber ich kann mir nicht helfen, der große Philoſoph ſieht mir darin gerade ſo aus, als wundere er ſich entſchieden, daß hier keiner mehr den Hut vor ihm abnehmen will!“

„Ich muß Dir überhaupt ſagen,“ ſetzte er nach einer nachdenklichen Pauſe leiſer hinzu, indem er ſich ſcheu nach allen Seiten hin umblickte, — „das Nichthutabnehmen vor der Kunſt, wie man es auf der diesjährigen Berliner Ausſtellung eingeführt hat, es erſcheint mir je länger je mehr als ein großes ungeheueres Symptom für Leben, Staat, Kunſt, Geſellſchaft und wer weis was noch Alles! Wenn nur nicht der ganze Kunſthandel dadurch einen fürchterlichen Umſchwung erleidet! Ich will meinen Kopf verwetten, wenn nicht eine Reaction der franzöſiſchen Schule dabei im Spiele iſt! Wem könnte es entgangen ſein, daß die franzöſiſchen Maler unſere deutſchen durchaus zu verdrängen trachten, und daß ſie bereits in unſerm Publicum eine große Parthei für ſich gewonnen haben, wie ich als erſter Kunſthändler der Provinz durch meine Aufträge und Beſtellungen am beſten beweiſen kann! Und wie alle revolutionairen Bewegungen in Deutſchland franzöſiſchen Urſprungs ſind, ſo behaupte ich es auch von dieſem Nichthutabnehmen, das bloß die Anhänger der franzöſiſchen und belgiſchen Maler bei uns angeſtiftet haben, um unſere Ausſtellung immer mehr in die franzöſiſche Sympathie hineinzulocken! Wenn man ſonſt hier ſeinen ehr-

lichen trauervollen Düſſeldorfer ſich betrachtete, da nahm man, zu all dieſen Kirchhofsſchauern und dieſer Landſchaftswehmuth, ſchon wie von ſelbſt ſeinen Hut ab, und man bedurfte dieſer Erleichterung ſeiner Kopfhaut, um die ſelige Schwüle, von der man ſich aufgetrieben fühlte, im ungehemmten Dank gegen den Maler dahinſchwitzen zu können! Dagegen behaupte ich, daß die franzöſiſche und die neue belgiſche Malerſchule Einen geradewegs treibt, ſich wie einen wahren Grobian mit bedecktem Haupt der Kunſt gegenüber zu ſtellen. Schon im vorigen Jahre bemerkte ich hier bei den wirklich flämiſch großen belgiſchen Bildern von Gallait und Dieſve, daß mehrere Beſchauer, gewiſſermaßen von einem herausfordernden Trotz gegen Welt und Staat ergriffen, ſich mitten in der Anſchauung plötzlich ihre Hüte aufſetzten. Und was ſagte der junge Gelbſchnabel oder Grünſpecht von Studioſus vor mir, der mir gerade vor der Naſe ſeinen Hut aufſtülpte, daß ich Karl den Fünften gar nicht recht ſehen konnte? Er ſagte hochtrabend: Das iſt der wahrhaft hiſtoriſche Geiſt, dem ſich die moderne Malerei jetzt hingeben muß! Alſo hiſtoriſchen Geiſt nennen das jetzt die Leute, wenn ſie anfangen grob zu werden! Merke Dir das, meine Erneſtine! Mit dem Hut auf dem Kopf ſieht ein Menſch allerdings immer aus, als wenn er etwas Beſtimmtes zu fordern hat! Aber mir iſt vielmehr die weiche Hingebung des Gefühls, dieſe willenloſe Gefangennehmung des ganzen Menſchen, in der Malerei die Hauptſache, und darüm gebe ich in allen Stücken der heutigen deutſchen Malerei den Vorzug und die Ehre! Und danach haſt denn auch Du, mein Kind, Dich allwege zu richten, weshalb ich Dir beim Eintritt in dieſe Kunſtausſtellung noch einmal im Genaueſten meine Anſichten eröffnen wollte. Du weißt doch noch, wovon die Rede iſt, he, he?“ ſetzte er ſchmunzelnd hinzu.

Die holde Erneſtine aber, der daran gelegen ſchien, dies Geſpräch abzubrechen, fragte ihren Vater, ob es ihm nicht

gefällig wäre, weiterzugehen, und die schönen vielversprechenden Bilder im Saal näher zu betrachten?

„Nun gut," sagte Herr Helldunkel, „wir wollen unsere Runde beginnen. Unser Kunstverein hat mir diesmal so ansehnliche Aufträge gegeben, zu kaufen, daß die schönsten Bilder, die noch zu haben sind, unser sein sollen. Und Dein richtiges natürliches Urtheil, mein Kind, soll mir dabei zur Seite gehen. Aber wohlgemerkt, es müssen deutsche Bilder sein, so wie es auch ein deutscher Maler sein muß, der einmal mein Schwiegersohn werden soll! Und damit ich es Dir jetzt noch gerade heraus sage, ich habe Dich diesmal mit nach der Residenz genommen, um Dir etwas auszusuchen, mein Schatz, und Dich etwas aussuchen zu lassen. Du bist ein hübsches, reiches und kluges Mädchen, und es käme nur auf Dich an, den tüchtigsten und berühmtesten Maler mir zum Eidam zuzuführen. So ein rechtes charmantes, gefühlvolles Düsseldorferchen, was meinst Du? Das wäre mir gerade recht, und Du würdest mich damit zum glücklichsten Vater, zum beneidetsten Kunsthändler unserer Provinz machen! Und Topp, das soll gelten, der Maler muß Dein werden, dessen Bild Dir auf dieser Ausstellung am besten gefallen wird! Und alle andern Gedanken schlage Dir nur Ein für alle Mal aus dem Sinn, denn Du weißt, in etwas Anderes werde ich niemals einwilligen."

Erneſtine erwiderte nichts; ſchmerzlich lächelnd blickte ſie umher, als ihr Auge plötzlich wieder auf den jungen Mann fiel, der ſich ihnen zuvor ſo unaufgefordert genähert hatte, und der beſtändig hinter ihnen geblieben war. Bei dem Begegnen ihrer Blicke fühlte Erneſtine den Gedanken, der ihr bei ſeinem erſten Anblick aufgeſtiegen war, zur Gewißheit werden, und die frohen Bewegungen, welche ſie dabei erfüllten, vermochte ſie nicht gänzlich zu unterdrücken.

Der junge Mann, welchem wir einſtweilen den Namen

Rinald geben wollen, ſtand jetzt dicht neben Herrn Helldunkel, welcher ſich eben mit der größten Aufmerkſamkeit in das Beſchauen eines Bildes vertiefte, das, wie es ſchien, einen vom Blitz Erſchlagenen darſtellte. Herr Helldunkel hatte den Grundſatz, ſich keines Katalogs bei ſeiner erſten Betrachtung der Ausſtellung zu bedienen, um ſeinem Urtheil, das er ziemlich feſt glaubte, zuerſt gänzlich freien Lauf zu laſſen.

„Recht hübſch Düſſeldorfiſch, und doch nicht ganz!“ murmelte Helldunkel vor ſich hin, indem er das Einzelne des genannten Bildes genauer betrachtete.

„Es iſt vom Profeſſor Becker in Frankfurt am Main!“ ſagte Rinald leiſe und wie unabſichtlich. Als er ſah, daß Helldunkel, etwas freundlicher geſtimmt, ihm mit einer leichten Verbeugung für dieſe Notiz dankte, fuhr er fort: „Sie müſſen ein großer Kunſtkenner ſein, mein Herr, erlauben Sie mir die Bemerkung, da ſie unſere Kunſt ſo richtig und ſcharf beurtheilen, ohne auch nur einen Blick in das Verzeichniß der Gemälde-Ausſtellung zu thun! Wie glücklich ſind wir deutſchen Maler, daß ſolche Kenner noch in unſerm Vaterlande herumlaufen!“

„Der Herr iſt alſo ein deutſcher Maler!“ ſagte Helldunkel, indem er ſich mit großer Zuvorkommenheit zu ihm wandte, und das ſtattliche und gewinnende Aeußere Rinalds mit Wohlgefallen muſterte.

Nachdem noch einige Höflichkeitsreden gewechſelt worden, lud Helldunkel den jungen Mann ein, gemeinſchaftlich mit ihnen den Gang durch die Säle zu machen, womit auch Erneſtine ſich nicht unzufrieden zu zeigen ſchien.

2. Die Berliner Akademiker.

„Gar nicht übel," sagte Herr Helldunkel, vor der im ersten Saal befindlichen Landschaft von Achenbach stehen bleibend. „Wirklich mit vieler Kraft gemalt, und gewiß ist das eine nordische Gegend, wie mir diese grauen Lufttöne und dieses kalte Wasser hier verrathen. Ja, ja, so mag es aussehen in Norwegen oder Island; und bei der todten Einsamkeit, die mich aus diesem Bild da anfröstelt, ist es ordentlich trostvoll und erquickend, hier im Vordergrund auf dieser in's Wasser hineingehenden Landzunge einem Schwarm flatternder Möwen zu begegnen. Ach, mir ist es, als hörte ich sie mit ihrem unheimlichen Krächzen das Echo in den beiden Felsen aufrufen, die hier im Hintergrund einander gegenüber stehen, und das Gemälde künstlerisch schön begrenzen und abschließen."

„Diese Landschaft," sagte Rinald, der indessen verstohlen im Katalog nachgesehen, „diese Landschaft ist von Achenbach aus Cassel, gegenwärtig in Rom, und stellt den Hardanger Fjord im Stift Bergen in Norwegen vor."

Herrn Helldunkels Gesicht verfinsterte sich, und mit minder fröhlichem Ton sagte er: „Dieser Achenbach ist kein ächter Düsseldorfer mehr; es ist ein abgefallener, verlorner Sohn, der sich von Düsseldorf fort nach Rom zugewandt hat. Thut mir wirklich leid, daß mir das Bild gefallen konnte! Aber jetzt, je mehr ich hinblicke, desto mehr mißfällt mir diese Landschaft, obwohl ich nicht verkennen will, daß sie mit küh-

nem breiten Pinſel gemalt, und auch recht gut intonirt iſt. Aber es fehlt die Idee, mein junger Herr, die Idee! und darum ſind die Düſſeldorfer Maler ſo groß, weil ſie überall Ideen anbringen, ſo liebe, kleine, ſeufzende allerliebſte Ideen, die Jedermann windelweich machen, und jeder Schneidermamſell ſogar Thränen in die Augen treiben müſſen. Aber ſehen Sie, auf dieſem Bilde iſt gar keine Idee, es iſt nichts weiter, als die reine gedankenloſe Natur, von keiner Menſchenthräne angefeuchtet und aufgefriſcht. Ja, ja, das verſtehen allein die Düſſeldorfer, mit dem Thränenthau des Gefühls die Natur aufzufriſchen und ihr mit Gedanken auf die Beine zu helfen. Dagegen iſt dieſer Achenbach nichts weiter als ein geſchickter Abſchreiber der Natur, er giebt nur, was er ſieht, und wenn ich auch geſtehen muß, daß er dies in ächt künſtleriſcher Weiſe thut; ſo genügt das doch nicht für den denkenden Menſchen, dem die Natur ohne einen beſtimmten ihr untergeſchobenen Gedanken nichts iſt."

Rinald lächelte heimlich über das unwillkührliche Lob, das Herr Helldunkel dem großen Talent Achenbach's zollte, und er war im Begriff ſeiner ironiſchen Laune freien Lauf zu laſſen, als ein zugleich zärtlicher und bittender Blick Erneſtinens ſeine Zunge feſſelte; ihr ſtumm mit den Augen winkend, folgte er mit ihr Herrn Helldunkel, der ſich ſchon wieder vor einem andern Bilde poſtirt hatte.

„Dies Bild," ſagte Rinald ſchnell, um Herrn Helldunkel zu verhindern, ſich auf eine falſche Fährte zu begeben, dies Bild iſt eins der beſten der ganzen Ausſtellung. Es iſt von Guſtav Metz und ſtellt die Ermordung des Grafen Helfenſtein vor, eine Scene aus dem Bauernkrieg. Sehen Sie, wie kräftig das gezeichnet und modellirt iſt, wie künſtleriſch abgeſchloſſen das ganze Bild erſcheint. Hier zur Rechten die Burg, die der Uebermuth der ſiegreichen Bauern ſo eben in Brand geſteckt. Die Flammen ſchlagen ſchon lodernd aus den krachen-

den Mauern empor, und große Rauchwolken wirbeln in die Höhe, den Horizont mit dickem Dunste erfüllend. Das ist der Schreckenshintergrund, dem sich die Schreckensscene im Vorgrunde harmonisch anschließt. Hier in der Mitte im dunkelrothen Sammtkleide, im stählernen Harnisch, umringt von Bauern, sieht man den unglücklichen Grafen. Ha, welche wilde Schadenfreude, welch eine grausame verbissene Wuth in dem Antlitz dieses Bauern, der hier links den Arm des Grafen gepackt hält, und die andere Hand mit drohendem Zeigefinger erhebend, dem Grafen finstere, spottende Worte ins Gesicht zu rufen scheint; und meint man nicht den gräßlichen Ton dieses Hornes zu hören, das dieser Bauer hier, im höhnenden Uebermuth des rohen Siegers, an den Mund gesetzt hat, um darauf dem armen Grafen ins Gesicht hinein sein Todesurtheil und der Bauern Siegeslied zu blasen? Diesen beiden, den Grafen vorwärts zerrenden Bauern voran, schreitet ein Weib im rothen Gewande, mit entblößten Füßen, und mit ihren mageren braunen Händen, die von saurer Arbeit kummervoller Jahre sprechen, schwingt sie hoch die weiße Fahne, auf welcher das Feldzeichen der Bauern, der Schuh, mit rohen Umrissen gezeichnet ist, und die sich flatternd zu Häupten des Grafen erhebt, gleich einem Unheil verkündenden, Nahrung witternden Todesvogel. Aber während diese Gruppe links den Grafen vorwärts zerrt, hat jener halb soldatisch gekleidete Bauer rechts, den linken Arm des Grafen packend und ihn rückwärts zerrend, der Tragödie ein schnelles Ende machen wollen. Sein Arm war schon gehoben, die Art in seiner Hand hat schon des Grafen Haupt zerschmettern wollen, da ist ihm ein Weib in den Arm gefallen, ein liebendes Weib, dem die Verzweiflung Kraft gegeben diesen nervigten Arm mit dem Todesbeil aufzuhalten, und diesen Arm festhaltend, ist sie, ihr kleinstes Kind umarmend, vor dem grausamen Henker in die Kniee gesunken, nicht achtend der zornigen Worte, mit denen er sie

abzuwehren ſucht. Ihr Mund iſt geöffnet zu einem Schrei des Jammers, Entſetzen ſpricht aus ihrem bleichen Angeſicht und neben ihr knieen ihre Kinder, weinend, jammernd gleich ihr. Die Incarnation dieſer weiblichen Geſtalten iſt nicht ganz gelungen, aber die Zeichnung vortrefflich, und nur zu beklagen iſt, daß der Graf ſelber, der doch den Mittelpunkt abgiebt, nicht dies impoſanter, entſchiedener thut. Er müßte größer ſein, alle andern Geſtalten um ihn her weit überragend in ſeiner Rittergröße, und auf ſeinem Antlitz müßte man neben der ſtolzeſten Verachtung die kühnſte Entſchloſſenheit des Ritters leſen. Aber dieſer Graf hier ſieht mehr hinterliſtig und verſtockt aus, und das dunkelblonde, wie mit dem Lineal verſchnittene Haar, das ſeine ganze Stirn bedeckend, faſt bis zu den Augenbrauen reicht, giebt ihm viel eher das Anſehen eines heimtückiſchen Verbrechers, als eines ſtolzen, beſiegten, in ſeinem Rechte verletzten Ritters. — Immer aber zeugt dies Bild von einem eminenten Talent, und Herr Profeſſor Bendemann hat Grund, auf einen ſo ausgezeichneten Schüler ſtolz zu ſein."

„Gewiß, das hat er!" ſagte Herr Helldunkel, der Rinalds langer Rede nur zerſtreut zugehört und ſeine Augen im Saale hatte umherſchweifen laſſen. Erneſtine aber nickte mit einem holden Lächeln dem Rinald Beifall zu; als ſie dann weiter ſchritten, belebte ſich ihr Geſicht zu einer hellen, lieblichen Freude, und vor dem nächſten Bilde ſtehen bleibend, ſagte ſie: „Wie unendlich lieblich und anſprechend iſt dieſes Bild! Welch ein Farbenſchmelz iſt über daſſelbe hingegoſſen. Oh, ſieh nur, lieber Vater, wie lieblich das iſt! Sieh, dies tiefblaue Meer, mit den kleinen kräuſelnden Wellen, rings umfloſſen von dem in Wellenlinien ſich hinſchlängelnden und begränzenden Bergrücken, und hier vorn am Ufer des Meeres, ganz im Profil uns zugewandt, dies junge italiäniſche Weib, auf der Erde ſitzend, und auf ihrem Schooß den kleinen

ſchlummernden Säugling, das Köpfchen an ihren Buſen lehnend, ganz en face uns zugewendet. Um den Leib dieſes Kindes hat die Mutter die Arme gelegt, und die Hände in einander faltend, bewegt ſie in denſelben die rothe Schnur des Roſenkranzes, während das ältere kleine Mädchen neben ihr auf der Erde liegt, ſorglos und glücklich, das Köpfchen hinten über werfend, den einen Arm auf den Ellenbogen aufgeſtützt, das ſchwarze, lockige Haar zurückgeworfen, daß es die ſchöne hohe Kinderſtirn, die noch von keinem Gedanken getrübt iſt, frei giebt. Wie lieblich iſt dieſe Gruppe, und wie unvergleichlich die Beleuchtung, in der ſie erſcheint. Es iſt der hellſte Sonnenſchein, ohne allen Affect und Effect, ganz naturwahr, und glänzend hell. Sieh nur, wie die Sonne die kleine Bruſt des Säuglings wie mit einem Roſenfinger betupft, während ſie das Antlitz und den Arm des Mädchens, das an der Erde liegt, mit hellſtem Licht beſtreift. Oh, ſehen Sie dieſes Streiflicht hier zwiſchen der Biegung des Arms, hier auf dem Fußboden, dicht neben dem Schlagſchatten, das iſt ganz unübertrefflich, und von herrlichſter Wirkung. Niemals ſah ich den Sonnenſchein ſo herrlich wiedergegeben."

Rinald hatte der Erregten mit innigſter Theilnahme zugehört, und leiſe ſcherzend ſagte er: „Da Sie mit ihren hellen ſtrahlenden Augen ſich billigerweiſe gut mit der Sonne ſtehen, müſſen Sie mir auch ſagen, zu welcher Tageszeit ſie dort auf dem Bilde ſcheint."

„Es iſt Abend," ſagte Erneſtine eifrig. „Sehen Sie nur, die Sonne, ſo hell ſie auch glänzt, hat doch nicht mehr die blendende Kraft des Mittags, denn dies ſchöne Weib kann es ertragen, daß ſie ihr gerade ihr liebliches Antlitz beſcheint, und ſehen Sie nur, da beginnen ſchon dieſe weißen, durchſichtigen Silberwölkchen ſich leiſe zu ſäumen und zu röthen; meinen Sie nicht die Abendglocke zu hören, bei deren Klang dies ſchöne Weib da das Ave Maria betet, und den Roſenkranz

durch ihre Finger gleiten läßt. Ja, es iſt Abend! Sehen Sie nur, die ganze Natur liegt da in jener ſchweigenden, heiligen Ruhe, mit der ſie ſtets den feierlichen Moment des Sonnenuntergangs zu erwarten ſcheint, ſelbſt das Meer liegt ſtill und lautlos da, und iſt noch nicht zu jenem berühmten, „tremare“ des Dante gekommen. Ja, es iſt Abend, und ſehen Sie nur, die Wolken dort haben ſich ſchon tiefer geröthet, und wenn wir noch ein bischen Geduld haben, wird der ganze Himmel in Purpur erglühen und die Sonne erlöſchen!“

Hier ſtieß Herr Helldunkel ſeine Tochter erſchreckt an, und flüſterte ihr zu: „Thue mir nur den einzigen Gefallen, Kind, und laß Dich nicht von Deiner Lebhaftigkeit zu Phantaſieen hinreißen, in denen Du ein Bild für Wirklichkeit und ein bemaltes Papier für baare Münze nimmſt. Solche Phantaſieen ſind nur bei Kaſſenanweiſungen erlaubt, die Dir immerhin für baare Münze gelten mögen, aber übrigens bleibt ein Bild immer nur Bild, und man muß ſich hüten vor ſolchen Illuſionen, die Einem, dem intelligenten Berlin gegenüber, das gerade in der Entnüchterung von allen Illuſionen ſeinen Stolz ſucht, ein ungeheuer dummes und provinzielles Anſehen geben.“

„Aber das Fräulein hätte ja dem Künſtler gar kein ſchöneres Compliment machen können,“ ſagte Rinald, voll Mitleid mit dem beſchämten glühenden Antlitz des jungen Mädchens, „und ich kann den Maler Riedel in Rom, der das Bild gemalt hat, nur beneiden um den ſchönen Enthuſiasmus, den das Fräulein für ſein Bild gezeigt.“

„Alſo in Rom iſt der Maler,“ ſagte Herr Helldunkel; „ſchade, Erneſtinchen, denn ſonſt“ —

„O Vater!“ unterbrach ihn Erneſtine mit flehendem Ton; Herr Helldunkel drohete ihr mit dem Finger mit einem ſchalkhaften Lachen, das wie das Grunzen eines jugendlichen

Eisbären ertönte, und dann seine Augen zu dem nächsten Bilde erhebend, sagte er: „Nun, bei diesem Bilde braucht man keinen Katalog, sondern erkennt gleich auf den ersten Blick, was es bedeuten soll, nämlich: Graulich machen gilt nicht! Ha, wie die kleine Dame sich in ein weißes Laken ganz und gar eingewickelt hat, und sich auf ein Postament von Wolken, die man recht hübsch aus Pappe geschnitten, gestellt hat, mit einem so kalten, nüchternen, blonden Angesicht, vor dem Einem wirklich graulich werden kann. Und sehen Sie nur, diese kleinen Mädchen, die um die weiße Dame herum knieen und Engel vorstellen wollen, wie ich nach den bunt angeklecksten Flügelchen, die im schönsten schwunghaftesten Dreieck an ihrem Rücken kleben, glauben muß. Nun, Denen wird es doch kein Mensch glauben, daß sie Engel sind, und ich verdenke es den Männern da unten zu den Füßen dieses Spukes gar nicht, wenn sie von dem ganzen Spectakel auch nicht im mindesten ergriffen sind. Sehen Sie nur, wie nichtssagend der als Bischof Verkleidete da unten neben dem schwarzen Sarge steht, aus dessen Mitte recht steif und gerade einige blasse Rosen emporsteigen; und jener schwarze Mann hier, der offenbar der entlaufene heilige Franciskus aus einem Bilde Correggio's in der Dresdener Gallerie ist, scheint er nicht uns anzusehen, als wollt' er sagen: Nun seht einmal bloß, was sich dies kleine Mädchen da oben für Mühe giebt, eine Madonna vorzustellen."

„Diesmal wäre es doch besser gewesen, wenn Sie den Katalog zur Hand genommen," sagte Rinald lachend, „denn dann würden Sie gesehen haben, daß dies Bild ein Werk des Directors Schadow in Düsseldorf ist, und in allem Ernste Mariä Himmelfahrt darstellen soll. Aber es ist wahr, diese Heiligenbilder Schadow's sind alle kalt und unerquicklich, es fehlt ihnen allen die Gluth und Begeisterung, und ihre Heiligkeit besteht nur in einer ascetischen, langweili-

gen entirdischten Nüchternheit, die aber deshalb noch keine himmlische Verklärung ist. Herr Schadow mag sehr klug thun, in unserer frommen Zeit fromme Bilder zu malen, und ein solches frommes Bild, ein rechtes Product der gleißnerischen Frömmigkeit unserer Tage, ist allerdings diese Madonna, nur Heiligenbilder soll er diese byzantinischen kalten Gemälde nicht nennen. Das sind nicht Bilder, wie sie ein wahres, gläubiges, gottestrunkenes Gemüth zur freudigen Andacht hinreißen, sondern es sind Bilder, wie der Pietismus unserer Tage sie heilig sprechen mag, Heilige für den zerknirschten Sünder, der in der Ewigkeit und der Frömmigkeit keine Schönheit und begeisterte Gluth finden darf, sondern nur Grauen und Schrecken. Freilich, die Aussicht, in einen Himmel zu kommen, der mit solchen Heiligen bevölkert ist, wie Schadow deren hier drei hat, diese Aussicht mag freilich sehr zerknirschend sein."

„Mein Herr," sagte Herr Helldunkel ernst, „Sie sollten billigerweise mit mehr Achtung von diesem Manne sprechen, und hätte ich ahnen können, von wem dies Bild, nimmer würde ich mir ein solches ungebührliches Urtheil erlaubt haben. Bedenken Sie doch, Schadow ist Director der Akademie in Düsseldorf, der Vater der ganzen Düsseldorfer Schule, und schon deshalb ein unsterblicher Mann."

„Das Genie bedarf keiner Titel, keiner Orden und keiner Anstellungen, um sich die Unsterblichkeit zu erringen," sagte Rinald heftig, „und um seines äußeren Ranges willen werde ich von diesem Bilde Schadow's nicht gelinder urtheilen."

„Dieser Mann hat aber unbezweifelte Ansprüche auf die Unsterblichkeit, und wenn wir davon auch gar kein Zeugniß hätten, so wird es schon dadurch verbürgt, daß er Mitglied der Berliner königlichen Akademie der Künste ist," sagte Herr

Helldunkel, und lüftete dabei ganz mechaniſch einen Augenblick ſeinen Hut.

„Ach,“ rief Rinald lachend, „dieſe königliche Akademie der Künſte iſt eigentlich mehr ein Invalidenhaus der Künſte, in welchem der ſüße Schlendrian althergebrachter Gewöhnlichkeit der Genialität den Rang abläuft. Wir können überhaupt gar keine Genialität gebrauchen, hier in Berlin, und beſonders nicht bei unſerer Akademie der Künſte; das beläſtigt, das genirt, das will ſich über die bequemen, eng geſchloſſenen Formen hinwegſetzen, und den Pegaſus, den man zu einem ſchönen wohldreſſirten Schulpferde gemacht, wiederum zu Götterflügen und bacchantiſch begeiſtertem Gallop mißbrauchen! Im Ernſt, nur wer ſich ſchon anderswo ſeinen Ruf begründet, nur wer ſchon ſonſt behängt iſt mit Titel und Orden, der kann auf die Anerkennung der Akademie rechnen, dem hängt man noch dieſen Titel eines Mitgliedes der Akademie an. Was aber aus der Akademie ſelbſt hervorgegangen, in ihr gewurzelt und Boden gefaßt, iſt die ſüßeſte Mittelmäßigkeit, der holdſelige Schlendrian des Philiſterthums. Dieſe Mittelmäßigkeit iſt der ſtrebenden Jugend als Lehrerin beſtellt, und wo dieſe Jugend ihre Lehrerin überflügeln will, da wird ſie gedämpft oder verworfen. So verſtieß man einſt Leſſing aus der Schule der Akademie, und gab ihm den Rath, bei ſeiner Talentloſigkeit einen anderen Beruf ſich zu erwählen. Jetzt freilich hat man ihr zum Mitglied der Akademie gemacht, aber erſt, nachdem er ſchon Profeſſor an der Maler-Akademie zu Düſſeldorf, erſt nachdem ſein Ruf feſt begründet war. So feindet man den genialen Otto an, und giebt ſich Mühe ihn zu ignoriren, während er doch in der That der größte Portraitmaler Berlins iſt, und an Wärme und Wahrheit des Colorits Begas bei weitem übertrifft.

„Nun,“ ſagte Herr Helldunkel verdrießlich, dieſer Aus-

ſpruch bedarf denn doch ſehr des Beweiſes, und ich behaupte, es kann im Portrait nichts Größeres geleiſtet werden, als es Begas hier in dieſen beiden Bildern gethan. Ich kenne die Originale perſönlich, und kann Sie verſichern, daß man nichts Aehnlicheres und Charakteriſtiſcheres ſehen kann, als dieſe Portraits des Profeſſor Ritter und des Geheimrath Schelling."

„Vom erſtern laß ich es gelten," ſagte Rinald, „das iſt wirklich ein ſprechendes und lebensvolles Bild, aber der Geheimrath Schelling, der mit Orden behängt, mit geſpreizten, dreieckigen Armen, recht friſch und ſauber geputzt daſteht, iſt allerdings das würdige Bild eines Geheimenraths, aber der Philoſoph hat nichts mit ihm gemein, hat nichts zu thun haben wollen mit dem Antlitz dieſes verbindlich lächelnden Hofmannes."

„Um Gotteswillen," flüſterte Erneſtine, anſcheinend ganz vertieft in das Beſchauen eines Bildes, „um Gotteswillen, ſchweigen Sie! Sie reizen meinen Vater, ſtatt ihn zu beſänftigen."

Wirklich hatte Herrn Helldunkels Antlitz ſich ſichtlich verfinſtert, und mit zuſammengezogenen Augenbrauen, die Lippen feſt auf einander preſſend, ſchaute er ſich weiter wandelnd die Bilder an. — Rinald aber flüſterte leiſe: „Ich danke Ihnen, Theuerſte, Geliebteſte, für dieſe holde Sorge. Faſſen Sie Muth, und ſein Sie unbefangen! Alles muß uns zum Beſten ausſchlagen, denn das Glück iſt mit den Liebenden!"

Erneſtine wollte etwas erwidern, aber Herr Helldunkel rief ſie zu ſich, und mit geſpreizten Beinen, die Arme in die Seite ſtemmend, ſtellte er ſich vor einem großen mit Nr. 1109 bezeichneten Bilde hin, und ſagte: „Mein Kind, dies Bild hier betrachte Dir recht genau, und an ihm ſollſt Du die Divinationsgabe Deines Vaters auf's Neue bewundern lernen. Ich habe mich da vorher bei dem Bilde des Herrn Directors Schadow vergalloppirt und einen unverzeihlichen

Mißgriff begangen, aber einem Mann wie mir kann so etwas nur einmal passiren, und mein Kennerblick kann nur einmal sich verdunkeln lassen. Davon sollst Du jetzt gleich ein schlagendes Beispiel haben. Sieh also jetzt dies Bild! Welch eine Gefühlstiefe, verbunden mit der feinsten Ironie! Ja, meine Tochter, das ist nicht bloß ein deutsches, sondern ein Berlinisches Bild, und unverkennbar trägt es die Spuren seiner Abkunft eben in dieser feinen Ironie, die durch das ganze Bild leuchtet. Denn die Ironie, meine Ernestine, das ist der Hafen, in welchen hinein sich der große Düsseldorfer Weltschmerz bei den Berlinern gerettet hat, das Thränentuch, mit welchem sie der rothäugigen Düsseldorfer Muse die Augen getrocknet haben, daß sie wieder lächeln sollte über sich selber, daß sie sich ihrem eigenen Ich gegenüber stellen und sich selber negiren sollte. Sage nicht, meine Tochter, daß Dir dieser Satz dunkel und verworren klinge, nein, es ist nur philosophisch ausgedrückt, und so muß man es machen, wenn man hier in dem philosophischen Berlin sich geltend machen und zeigen will, daß man auch nicht von gestern ist, sondern das Heute und die Gegenwart vollkommen in sich aufgenommen und begriffen hat."

„Aber was soll nun dieses Bild hier darstellen?" fragte Ernestine sanft.

„Sieh es Dir genau an," sagte ihr Vater, „und dann sage mir, ob Du im Stande bist, es ohne Katalog zu enträthseln."

Ernestine heftete ihre schönen Augen lange auf das Bild und sagte dann, leise das Haupt schüttelnd: „Ich glaube nicht, daß man dies Bild ohne Erklärung verstehen kann!"

„Nun, so sollst Du sehen, daß man es kann!" sagte Herr Helldunkel mit einem triumphirenden Lächeln, und sich räuspernd, fuhr er fort: „Ein sanft ansteigender, mit schönen Bäumen waldig besetzter Hügel schließt den Hintergrund ab,

während eine Art Säulenhalle im Vordergrunde die Gruppen geſchickt zuſammenfaßt und verbindet. Daß dieſer Wald da etwas Unheimliches, Zauberhaftes hat, das lehrt Dich die große halb abgeſtorbene Eiche hier vorn am Abhang des Hügels; ganz unheimlich und ſchauervoll ſtreckt ſie ihre zerriſſenen, entlaubten Aeſte, gleich einem Todtengerippe, weit hinein in den Vordergrund, und reicht damit ſehr ſinnig grade bis zu jener hohen weiblichen Geſtalt hin, als wollte ſie ſagen: Du biſt mein für alle Ewigkeit und kannſt mir nicht entrinnen. — Wie zart und gedankenvoll iſt es, daß eben nur ſo, ganz flüchtig und doch tiefſinnig, die unheimliche Bedeutung dieſes Zauberbaumes angedeutet worden, daß der Künſtler nicht etwa zu den Füßen dieſer alten abgeſtorbenen Eiche Todtenköpfe und Knochen in zauberiſchen Kreiſen hingelegt hat! Das wäre viel zu materiell, zu plump mit der Naſe darauf hindeutend, während der Maler nur wollte ahnen laſſen, was dieſe Eiche ſei. Und ſiehe, von dieſem Hügel hernieder iſt ſo eben die rieſengroße Zauberin gekommen, nachdem ſie unter der Eiche vielleicht eben ihre Myſterien gefeiert und ſich die magiſchen Zauberkreiſe von dem Diener und der Dienerin, die hinter ihr ſtehen, hat ziehen laſſen. Doch das Auge Gottes wachte über ihr, und ſandte ihr durch ſeine Diener ihre Strafe. Sieh, hier links unter der Halle ſitzt im feierlichen Ornat der Biſchof, ſein Auge feſt geheftet auf die Dame, die ihm entgegenkommt. Anſcheinend mit ganz gleichgültigem Geſicht, aber innen gewiß tiefbewegt, ſtreckt er den rechten Arm ihr entgegen, und zwei Finger ſeiner Hand zeigen auf die beiden kleinen Knaben, die in weißen Hemdchen vor ihm ſtehen, und mit ihrem frommen Kinderlächeln gar nicht wiſſen, daß ſie der ſtolzen, reichgeſchmückten Frau eben den Tod geben. Sie halten ihr ganz arglos jeder ein kleines Crucifix entgegen; aber ſieh, wie vor dieſem göttlichen Zeichen die Zauberin zuſammenſinkt, und gleichſam in ſich zu-

ſammen ſchrumpft. Sieh nur, der Oberleib iſt ſchon ganz klein geworden, ganz verſchrumpft, und ſteht ſchon in gar keinem Verhältniß mehr zu der unnatürlichen Länge der Beine, die ganz noch einer Rieſin angehören, während der Oberleib nur auf ein gewöhnliches Weib deutet. Zuſammenbrechend und vergehend lehnt ſie ſich zurück, und nur die ſie umſchlingende Dienerin hindert ſie am Fallen. Aber die Art, wie ſie zuſammenbricht, das deutet Dir wieder ſinnig und fein die Zauberin, die übernatürlich Begabte an. Kein gewöhnliches Weib kann ſo hinſinken, keine die Kniee ſo dicht an einander, und die Füße ſo ungeheuer weit von einander halten, ohne ſich die Glieder zu verrenken oder zu zerbrechen, und grade in dieſer anſcheinenden Unnatürlichkeit beruht die Wahrheit. Und nun das Geſicht! Wie charakteriſtiſch der Maler auf demſelben die vor dem heiligen Crucifix in Nichts ſich auflöſende Schönheit der Zauberin geſchildert hat. Sieh, die Schatten der Häßlichkeit kämpfen noch auf ihrem Geſicht mit den Spuren der Schönheit, die dieſem Crucifix gegenüber verwelken muß, und die eigentliche ſiegende Häßlichkeit ſchon hier und da ganz unverhüllt durchblicken läßt. Die Gleichgültigkeit des hinter der entlarvten Zauberin ſtehenden vierſchrötigen Dieners, und der ihr zur rechten, neben den kleinen Knaben ſtehenden Dienerin, dieſe Gleichgültigkeit, die eben fein und ironiſch andeuten ſoll, wie kalt ſie die gerechte Strafe ihrer Herrin läßt, wie wenig Theilnahme ſie für das wohlverdiente Schickſal derſelben habe, iſt mit wahrhaft künſtleriſcher Vollendung ausgedrückt, und wie ſchön contraſtirt zu dieſer bewegten Scene rechts, die friedliche kleine Gruppe links neben dem Biſchof. Sieh, da liegt ein allerliebſtes Kind nachläſſig hingeſtreckt zur Seite des biſchöflichen Stuhles und füttert mit herrlich gequollenem Korn zwei weiße Tauben. Offenbar ſollen dieſe Tauben den heiligen Geiſt vorſtellen, und während man denſelben nur gewöhnlich als eine Taube dar-

ſtellt, hat der Maler in grandioſer Ironie zwei Tauben gemalt, um dadurch den Prieſterſtolz zu perſifliren, der die Prieſter ſo oft wähnen läßt, ſie ſeien doppelt vom heiligen Geiſte erleuchtet."

„Und wen halten Sie für den Maler dieſes Bildes?" fragte Rinald mit mühſam unterdrücktem Lachen.

„Leſſing, ohne alle Frage," ſagte Herr Helldunkel, „denn ſehen Sie nur die beiden hinter dem Biſchof ſtehenden Mönche. Das iſt unverkennbar Leſſing, und er hat dazu die beiden Mönche auf dem Bilde des gefangenen Ezzelino benutzt. — Und jetzt," fuhr Herr Helldunkel mit triumphirender Miene fort, „jetzt ſehen Sie einmal nach in Ihrem Katalog, und Sie werden ſehen, daß meine Erklärung vollkommen richtig iſt."

Rinald winkte Erneſtinen lächelnd mit den Augen, und dann im Katalog blätternd, ſagte er: „Da iſt es, Nr. 1109. Der heilige Otto, Biſchof von Bamberg, und die erſten Chriſtenkinder in Stettin im Jahre 1123. (Nach Canzow's Pommerania, Cap. 23.) Otto ſuchte die Bekehrung der Wenden dadurch zu befördern, daß er die Kinder an ſich zog, um durch dieſe die Herzen der Aeltern zu gewinnen. Tepitz und Dorante, die Söhne Domislav, eines der angeſehenſten und einflußreichſten Einwohner der Stadt Stettin, gehörten zu dieſen Kindern. Getauft und mit den weißen Chriſtenkleidern geſchmückt, treten ſie der Mutter, vom heiligen Otto geſegnet, entgegen. Die Mutter ſinkt, überwältigt von dieſem Anblick, in die Kniee, geſtützt von einer Tochter und einer ſlaviſchen Magd; ein ſlaviſcher Diener, dem Chriſtenthum feindlich, ſteht hinter ihr. Hinter dem heiligen Otto befindet ſich Adalbertus, ein frommer Prieſter aus Franken, welchen Otto mitgebracht, und welcher nach der Chronik nachher Biſchof von Pommern ward; er hält den Biſchofsſtab als Adminiſtrant bei dieſer Scene, ſo wie der andere jüngere Geiſtliche als ſolcher das Kreuz trägt.

Nach einigen Angaben war die Mutter eine Sachſin von Geburt und heimliche Chriſtin, und erklärte ſich nun öffentlich als ſolche; wie denn gewiß iſt, daß ihr Gemahl und ihr ganzes Haus, zum Chriſtenthum durch dieſen Vorgang bekehrt, ſich öffentlich dazu bekannten, und dadurch auf die Verbreitung des Chriſtenthums in Pommern den größten Einfluß übten."

„Oh, das iſt unvergleichlich," ſagte Erneſtine lachend, und wenn dieſe Erklärung nicht anſcheinend ſo bitter ernſt gemeint wäre, würde man verſucht, ſie für Scherz zu halten, ſo drollig klingt es, einem Bilde zuzumuthen, alles das auszudrücken, was in der Erklärung deſſelben angegeben iſt."

Herr Helldunkel ſagte kopfſchüttelnd: „Mache doch dem Herrn nicht die Freude, mein Kind, ſeinen Scherz für baare Münze anzunehmen! Das Bild paßt ja ganz und gar nicht zu der Erklärung. Wo iſt Stettin, wo ſind die Pommern, wo iſt Domizlav, der Gemahl, wo iſt irgend ein Zeichen des Heidenthums, wo iſt der Taufſchein, an dem man erkennen kann, daß ſie von Geburt eine Sachſin? Nein, nein, mein Herr, wir Leute aus der Provinz verſtehen auch etwas davon, und —"

„Dennoch mögen Sie überzeugt ſein, daß ich mich nicht täuſche. Sehen Sie hier die Nummer am Bilde und im Katalog, und hier in der Ecke, ſehen Sie, da ſteht auch der Name des Malers."

„Und wer iſt denn der Maler?" fragte Herr Helldunkel verſtimmt.

„C. W. Wach, Profeſſor und Hofmaler Sr. Majeſtät, Mitglied des Senats der Königlichen Akademie," ſagte Rinald nicht ohne Ironie; und mit einem bittern Lachen fuhr er fort: „Sehen Sie, das iſt ein vornehmer Mann, und deshalb hat er auch gar nicht nöthig, ein guter Maler zu ſein, und da er außerdem im Senate der Königlichen Akademie ſitzt, ſo braucht er ſich gar nicht anzuſtrengen, um zu höherm

Ruhm zu gelangen. Erinnern Sie ſich aber deſſen, was ich Ihnen von dieſer Akademie der Künſte geſagt, und geſtehen Sie nur, daß dies ſchülerhafte Bild keinem Meiſter und keiner Akademie Ehre macht. Welch eine innere Nüchternheit und Leerheit, welches ſtumpfe, harte Colorit, wie viel Fehler in der Zeichnung! Ja, ja, nur ein Mann in Amt und Würden darf es wagen, ſolch ein Bild zu malen, ohne für ſeinen Ruhm zu zittern; und gewiß, wäre Wach ein größerer Maler, würde er ſchwer die Anerkennung gefunden haben, die man jetzt allzuwillig ihm zugeſteht."

„Laß uns weiter gehen, Erneſtine," ſagte Herr Helldunkel kleinlaut, und ſich verſtimmt ſeinen Hut feſter ins Geſicht drückend. „Es iſt jetzt eine ſchlimme Zeit, in der die Jugend ſich einfallen läßt, die anerkannten Größen zu bekritteln und zu behänſeln, und ohne allen Reſpect ihr gerne den Lorbeer vom edlen gekrönten Haupte reißen mögte. Von dieſem Gifte, meine Tochter, laß Dich nicht anſtecken, ſondern ſei gläubig, Erneſtine, und wo Du einem Profeſſor der Akademie begegneſt, da ſei gewiß, daß er große Verdienſte hat, ein großer Künſtler iſt, wenn Deine blöden Augen es auch nicht erkennen können."

„Hier ſtehen wir vor einem vortrefflichen Bilde," ſagte Rinald; „ich meine Nr. 35. Der vom Blitz erſchlagene Schäfer, von J. Becker aus Worms, Profeſſor am Städelſchen Muſeum zu Frankfurt a. M. — Das iſt ein eben ſo tief empfundenes, als durchdachtes Bild, vortrefflich in der Conception und Zeichnung, und wenn ich auch zugeſtehen muß, daß es im Colorit etwas zu ſtumpf und abgetönt erſcheint, daß die vom wirbelnden Rauch beſchattete Gruppe zu ſehr mit grauen Tinten angehaucht, und das warme durchſichtige Helldunkel vermiſſen läßt, ſo iſt es nichts deſtoweniger ein vorzügliches Bild. Es iſt ein ſchöner Sommertag geweſen, und der junge Hirte hat ſeine Heerde hinausgetrieben in den

Wald. Sorglos hat er unter dem Baume geruht, und vielleicht seiner Geliebten gedenkend, hat er des Wetters nicht geachtet, das sich plötzlich über seinem Haupte zusammen gezogen, bis der zuckende Blitz in den Baum gefahren, und zugleich den Schäfer getödtet hat. Unter dem brennenden Baum, aus dem zwischen den wirbelnden Rauchwolken hervor hie und da helle Flammen aufzischen, liegt der Erschlagene, und es ist schön, daß wir ihn so ohne alle diese grauenvollen Kennzeichen des Todes sehen, die, auf der Leinewand festgehalten, nur anwidern und abschrecken können. Da ist nichts von diesem Grausenhaften, Verzerrten, da sind keine Affecte und Gesuchtheiten, Alles verläuft sich einfach und natürlich, und es ist eine einfache, tragische Idylle aus dem wirklichen Leben, nicht ein verzerrtes, ächzendes Jammerbild der Phantasie, was Becker uns hier vorgeführt hat. Ruhig und mild den Angesichtes liegt der Erschlagene da, und um ihn knieet eine Gruppe von Männern und Weibern, Schmerz und Kummer in den stillen, traurigen Mienen; das ist überhaupt das Wehmüthige und Ergreifende an diesem Bilde, daß es so den Eindruck der Stille, des wortlosen, prunklosen Schmerzes macht. Nur das junge Weib, das hier vorn neben dem Erschlagenen knieet, sich halb zurückwerfend in trostlosem Jammer, nur diese schreit laut auf vor Qual, und dieser Schrei ist das Einzige, was die dumpfe trübe Stille dieser Scene unterbricht. Rechts im Vordergrund steht eng zusammen gedrückt, sehr charakteristisch aufgefaßt, eine Heerde Schaafe, während im Hintergrunde die Landschaft schon wieder vom hellsten Sonnenschein beleuchtet wird. Dieses Streiflicht aber, das die Wiese beleuchtet, läßt das Grün etwas zu kraß und schreiend erscheinen neben den wirbelnden Rauchwolken, und dadurch wird der Hintergrund zu hart und dominirend."

Herr Helldunkel gehörte zu denen, welche die große Kunst des Zuhörens nicht erlernt haben, und so hatte er auch jetzt,

während Rinald geſprochen, zerſtreut und wenig aufmerkend ſeine Augen umher ſchweifen laſſen, während Erneſtine dem Jünglinge beiſtimmend zulächelte, und eine aufmerkſame Zuhörerin abgegeben hatte.

„Ach ſieh," ſagte Herr Helldunkel jetzt, „da ſehe ich auch eine Copie nach Rubens, denn dieſer kleine Knabe hier iſt offenbar ein Rubens'ſches Bild. Aber ſie iſt ſtümperhaft, dieſe Copie, und obwohl ich nicht verkennen will, daß die Manier des Rubens wieder gegeben, ſo fehlt doch die Vollendung und Kraft des Meiſters. Dieſe blauen Töne, mit denen das Fleiſch von dem rothen Vorhang abgeſetzt iſt, haben etwas Kaltes, Leichenhaftes, während Rubens grade in ſeinem Fleiſch ſo naturvoll und glühend war. Aber das Fleiſch roth malen, heißt noch nicht blutvoll und kräftig ſein. Auf dieſem Bilde iſt Alles ängſtlich nachgeahmt mit vielen Pinſelſtrichen, was Rubens mit einem einzigen Pinſelſtrich genial und kraftvoll andeutete. Dieſes Kind hier hat keine innere Blutwärme, ſondern wird nur von dieſer Maſſe rother Vorhänge von Außen geröthet, und es hat Roth aufgelegt, ſtatt jugendfriſch zu ſein."

„Mir fallen dabei Eugène Sue's Myſtères ein," ſagte Erneſtine, „und ich meine, der Chourineur würde ein ſolches Bild gemalt haben in den Momenten, von denen er ſagte: Je vois rouge."

„Uebrigens, mein Herr," ſagte Rinald lächelnd, „iſt dies keine Copie nach Rubens. Nr. 372 iſt ein Bild von Henſel und ſtellt den Prinzen von Wales dar."

„Wieder ein Profeſſor und Königlicher Akademiker," ſeufzte Herr Helldunkel ganz wehmüthig, „und wieder nichts Großes, nichts Erhabenes!"

„Was ſagſt Du nun von den Berliner Malern, Väterchen," flüſterte Erneſtine, „und biſt Du noch geſonnen, unter ihnen einen Eidam auszuſuchen?"

„Mein Kind," sagte Herr Helldunkel ernst und feierlich, wir sind jetzt erst am Ende des ersten Saales, und können in den andern noch den größten Meisterwerken begegnen. Darum folge mir rasch in den andern Saal."

Er schritt pathetisch durch die Thür, und konnte nicht sehen, wie Ernestine und Rinald, ihm folgend, sich leise und verstohlen die Hände drückten.

3. Matadore.

Die erste Abtheilung des nächsten Saales, wo die Lithographieen und Kupferstiche hängen, durchschritten sie rasch, und kaum einen flüchtigen Blick werfend auf das vom Professor Krüger gemalte kolossale Portraitbild, das in lächerlicher Ostentation den russischen Feldmarschall Wittgenstein darstellt, traten sie in die zweite Abtheilung des Saales, wo die lächelnden Gesichter der dicht sich drängenden Menge ein anziehendes humoristisches Bild vermuthen ließen. Herr Helldunkel verstand es, sich durch die Reihen der Zuschauer einen Platz durchzubohren, und er stand jetzt keuchend und athemlos vor demjenigen Bilde, das die Aufmerksamkeit Aller zu erregen schien. Kaum hatte er einen Blick auf dasselbe geworfen, als ein unbeschreibliches, glückliches Lächeln sein ganzes Gesicht gleichsam verklärte, und seiner Tochter Hand fassend, sagte er: „Kind, ich war schon ganz angstvoll und traurig geworden, und wollte mir schon einen Katalog anschaffen, um nicht noch

mehr Professoren und Akademiker unwissentlich zu beleidigen, aber dies Bild macht Alles wieder gut, und zu diesem Bilde bedarf es keines Commentars. Das ist eine Rheinweinprobe im Weinkeller, und auf der großen Tonne, die da zur Seite liegt, sehe ich auch den Namen Hasenclever. Ja, das ist eine gute Sorte Weins, der Hasenclever, voll Kraft und Feuer und perlend und schäumend im glücklichsten Humor; dabei die schönste Blume der Kunst und des Colorits. Und nun bitte ich Dich, Kind, sieh Dir jedes dieser Gesichter recht genau an, und Du mußt einen unvergleichlichen Spaß davon haben. Sieh, in der Mitte des gewölbten Kellers steht eine aufgerichtete Tonne, die als Tisch benutzt wird, und auf der Gläser und brennende, die dunkle Halle erleuchtende Lichter stehen. Wie gut sich dadurch der beleuchtete Vordergrund von dem dunklen Hintergrund abhebt und heraus tritt, und wie naturwahr die Lichtreflexe auf den verschiedenen Gestalten, die hier um den Tonnentisch sitzen. Jeder hat zwei Gläser vor sich, und daß die zweite, eben probirte Sorte die erste weit übertroffen, das kannst Du auf allen diesen Gesichtern ganz deutlich lesen. Sieh Dir einmal diesen köstlichen Menschen hier links an, der uns ganz im Profil zugewandt ist. Er hat seinen Mund wie eine Art Rüssel vorgestreckt, und man sieht ordentlich, wie er den Wein zwischen der Zunge und dem Gaumen prüfend preßt im unendlichsten Behagen. Neben ihm hinter der Tonne ganz en face sitzt ein schwarz gekleideter Mann, der, wie mir scheint, die gelungenste Gestalt der ganzen Gruppe ist. Sein Gesicht zeigt die köstlichste Befriedigung, das eine Auge hat er halb zugekniffen vor Vergnügen, und der aufgehobene Finger der rechten Hand scheint ein großes Ausrufungszeichen staunender Freude. Auch Jener dort weiterhin, mit dem schief gezogenen Munde und der vom Wein gleich einer Hamstertasche angefüllten Wange ist unvergleichlich; nicht minder dort der Mann da mit dem schwarzen Käppchen

im Hintergrunde, und dieſer, der neben ihm ſteht, und ſo eben über die Schultern der Andern hin das Glas auf die Tonne ſetzt: lieſt Du nicht in ſeinem ſchmunzelnden Geſicht, wie er eben die Vortrefflichkeit des Weines lobt? Dieſer dicke Mann aber hier vorn, der den Mittelpunkt bildet, und, vor der Tonne ſitzend, uns ſeine ganze Geſtalt zeigt, und ſein dunkelrothes, weinglühendes Geſicht, ſeine vom Genuß verklärten Augen, ſeine dicken Lippen, von denen in einzelnen Tropfen der Wein nieder perlt, dieſe Geſtalt will mir am wenigſten behagen, denn ſie iſt outrirt, und der Humor iſt hier ſchon ausgeartet zur Carricatur. Unendlich komiſch aber wirkt der Ernſt und die Wichtigkeit in den Zügen der Trinkenden, und dagegen erſcheint der junge Student hier rechts, der mit fröhlichem luſtigem Antlitz ſein Glas in die Höhe hebt, von einem ſtrafenswürdigen Leichtſinn. Man ſieht, er iſt noch kein Geweihter, er iſt noch Dilettant im Genuß des Weintrinkens. Welch ein Entzücken aber ſteht den geweihten Trinkern noch bevor! Denn der Küfer, der hier links ſteht, und mit fröhlich liſtigem Geſicht und aufgehobenem Zeigefinger die Vorzüge des Weines zu entwickeln ſcheint, hält mit der linken Hand auf ſeinem Rücken verborgen noch eine andere Flaſche Wein, die gewiß noch eine Steigerung des Entzückens bewirken wird, wie das ſchlaue Geſicht des Küfers verſpricht. Alles an dieſem Bilde iſt vortrefflich, mit dem glücklichſten Humor aufgefaßt und weit charakteriſtiſcher, als die Pharaobank, die ich nur flüchtig im erſten Saale geſehen, die aber keinen Eindruck auf mich gemacht hat, weil ihr der Humor und die Tragik fehlt."

Hier ſchwieg Herr Helldunkel und verſenkte ſich ganz im Anſchauen des Bildes, ſeiner Tochter ganz vergeſſend, und ſie an ſeiner Seite gar nicht vermiſſend. Erneſtine hatte aber ſich während des Vaters langer Rede ſchon längſt andern Bildern zugewandt, auf die Rinald ſie aufmerkſam gemacht. Die wundervolle Winterlandſchaft von Koekkek mit dem

ſchönen durchſichtigen Eiſe und der herrlichen Perſpective war von ihnen in Augenſchein genommen, und jetzt ſtanden ſie vor dem Bilde von Ary Scheffer aus Paris, Chriſtus, die Kinder ſegnend.

„Dies kleine Bild," ſagte Rinald, „iſt reich an den wundervollſten Schönheiten und verräth ganz die Meiſterhand des Künſtlers. Aber ſo verſtehen auch nur die Franzoſen zu malen, ſo energiſch und kräftig, und doch dabei ſo leicht und frei, ſo ohne alle Affectation. Dieſe Gruppen der Kinder und Mütter erſcheinen ſo lebensvoll und natürlich, und ſind mit leichtem, genialem Pinſel gleichſam nur ſo hingehaucht. Alles macht ſich ganz einfach und ungekünſtelt, da iſt gar nichts Steifes und Geziertes, ſondern die herrlichſte Einfalt. Unter einer Palme, die den ganzen Hintergrund beſchattet, ruht Chriſtus, und im Schatten dieſer, gleichſam eine Laube bildenden Palme umgeben ihn in reizenden Gruppen die Weiber und Kinder; das Kindchen hier vorn, das zum Heiland hinkriecht, iſt von der herrlichſten Naivetät. Vortrefflich iſt das Colorit des ganzen Bildes, dieſes gluthvolle, lichtdurchzogene, klare Helldunkel, nur die Figur des Heilandes ſelbſt ſcheint mir verfehlt, und wie er da eingehüllt in ſeinen weißen, die ganze Geſtalt verbergenden Mantel am Boden liegt, gleicht er mit ſeinem bleichen, kränklichen Geſicht und der ſpitzen Naſe eher einem todesmatten, verwundeten Krieger, als einem ſegnenden Heiland. — Dicht daneben hängt ein Bild, das gleichfalls einem der berühmteſten Maler Frankreichs angehört; ich meine Nr. 1077, von Horace Vernet, und im Katalog bezeichnet als der Giaour."

„Ach," ſagte Erneſtine, „gewiß ein Motiv aus dem wundervollen Gedicht Byron's?"

„Ich glaube faſt," erwiderte Rinald, „obwohl ich mich eigentlich keines Momentes darin erinnere, der zu dieſer dargeſtellten Scene paßt."

„Das Bild gefällt mir nicht," sagte Erneſtine, „es iſt kalt und nichtsſagend. Der ſchön geputzte Giaour, der das bäumende Pferd am Zügel hält, und mit dem einen Fuß auf die Bruſt des gefallenen Türken tritt, während ſein Antlitz im Profil dem neben ihm ſtehenden Türken zugewandt iſt, macht gar keinen Eindruck, oder nur einen widerlichen. Sein aſchgraues, durchfurchtes Antlitz gleicht eher dem eines Schauſpielers, der die Schminke abgewiſcht hat, um recht bleich zu ſein, als einem durchglühten Helden, der ſo eben den Sieg erfochten; und der Sieg über einen Feind von ſo ſtupidem Geſicht, wie dieſer Türke, der da mit der nichtsſagendſten Automaten-Phyſiognomie ſeinen Dolch abgeben will, iſt kaum ein rühmenswerther Sieg."

Rinald hatte ſich flüchtig umgeſehen nach Herrn Helldunkel, und als er dieſen noch immer im Anſchauen des Hasenclever'ſchen Bildes vertieft ſah, flüſterte er leiſe: „Theuerſte Erneſtine, ſage mir doch ein Wort der Hoffnung und des Troſtes! Iſt Dein Vater mir noch immer feindlich geſinnt, weil ich in meiner vorjährigen Recenſion die franzöſiſche Malerſchule der deutſchen vorgezogen, und zürnt er mir noch immer, weil ich den Pinſel mit der Feder vertauſchte?"

„Ach, ich fürchte," ſagte Erneſtine ſeufzend, „ich fürchte, daß ſein Unwille diesmal unbeſiegbar iſt, und er niemals in unſere Verbindung willigen wird. Nur mit der größten Gereiztheit und Erbitterung ſpricht er von Dir, und noch geſtern, als ich ihn fragte, ob wir Dich hier in Berlin gar nicht aufſuchen und ſehen wollten, antwortete er mir in heftigem Ton, daß er Dich niemals wieder ſehen wolle, und ſogleich mit mir Berlin verlaſſen würde, ſobald Du es verſuchteſt, wider ſeinen Willen mich zu ſehen und zu ſprechen."

„Siehſt Du, ich kannte den alten Herrn ganz genau, und deshalb ſchrieb ich Dir nichts von meinem Plan, damit Du, falls er mich unter meiner Verkleidung heraus fände,

mit reinem Gewiſſen jede Theilnahme an dieſem Complott ableugnen könnteſt."

„Oh, mein Herz ſtand ſtill vor Freude und Schreck, als ich Dich erkannte," ſagte Erneſtine, „und wie gewagt dies Mittel auch ſein möge, dennoch danke ich Dir, denn Deine Nähe, mein Geliebter, hat mich wunderbar geſtärkt und gekräftigt. Nun fürchte ich auch dieſe glänzenden, leuchtenden Bilder nicht mehr, und je ſchöner ſie ſind, deſto mehr mußt Du mich vor ihnen ſchützen."

„Ach," ſagte Rinald, „ich wollte, Du bedürfteſt in Wahrheit meines Schutzes; aber hier, mein holdes Mädchen, darfſt Du nicht zittern, und unter den Gemälden hier wird keines Deinen Vater zu ſolcher Begeiſterung hinreißen, daß er den Maler mit ſchwiegerväterlichem Begehren zu umarmen trachten wird."

„Still," flüſterte Erneſtine, „er kommt!"

Rinald ſagte unbefangen, als ſetzte er ein eben angefangenes Geſpräch fort: „Sie haben Recht, dieſe Landſchaft hier von Agricola iſt ſehr ſchön, und das Waſſer ganz unvergleichlich klar und durchſichtig. Aber ſehen Sie dieſes Bild, von Hübner, Nr. 429, der verdeckte Brunnen. Lauter fratzenhafte Geſichter, ein wahres Studium von Verzeichnungen und hartem, ſchlechtem Colorit. Ich geſtehe, nachdem ich dies Bild hier geſehen, bin ich gar nicht mehr begierig auf das im Katalog angekündigte zweite Bild dieſes Malers, das um ſeines Titels willen Neugierde und Aufmerkſamkeit erregt hat. Es führt nämlich den Titel „ſchleſiſche Weber," und aus ſeinem Ausbleiben wollte man allerlei politiſche Verbote und Aufregungsbefürchtungen wittern. Nach dieſem Bilde Hübners hier zu urtheilen, iſt aber der Titel das Beſte und Charakteriſtiſche an dem ganzen Bilde, und der Maler kann ſich Glück wünſchen, ſo gewiſſermaßen durch eine literariſche Beigabe einem Bilde Werth verliehen zu haben, während es

wahrscheinlich in künstlerischer Hinsicht bedeutungslos vorüber gehen wird."

„Aber Nr. 677, das Bild da über dem Hübner'schen, ist allerliebst," sagte Ernestine. „Es ist Wahrheit und Natur in demselben, und es trägt im Charakter und Colorit unverkennbar den Süden in sich. Das eben finde ich aber auch nothwendig, daß jedes Bild, so klein oder so groß es immer sei, Charakter in sich trage, daß man ihm gleich seine Bestimmung ansieht, und weiß, was der Maler gewollt hat. Diese Kinder hier sind aber durchaus Kinder des Südens, die Sonne hat ihre Haut gebräunt, aber selbst bei der weißesten Haut würde man an diesen dunklen, flammenden Augen, an dem ganzen Ausdruck ihrer lebensvollen Mienen den Charakter Italiens erkennen müssen."

„Es ist ein Bild von Moser, eines Eleven der Beer'schen Stiftung," sagte Rinald, „und stellt eine Gruppe sicilianischer Kinder in der Sommererndte dar. — Sie haben Recht, es zeugt von einem großen Talent des jungen Malers, und wenn man auch zugeben muß, daß der Knabe, der dort am Baume lehnt, eine etwas gezierte und bewußte Stellung hat, so ist doch das Colorit und die Zeichnung vortrefflich und berechtigt zu großen Erwartungen."

Herr Helldunkel hatte flüchtig die übrigen Bilder betrachtet, und seiner Tochter Arm nehmend, sagte er seufzend: „Mir wird etwas schwül und beklommen zu Muthe, meine Tochter, und wenn ich mir diese Masse mittelmäßiger Bilder ansehe, so wird mir ganz schmerzlich bang um den Eidam, den ich mir von dieser Kunstausstellung als das schönste Aushängeschild meines Kunsthandels erbeuten wollte. Kind, Kind, es wäre doch entsetzlich, wenn mein Kunstenthusiasmus vergebens nach seiner Vollendung und Abschließung in einem berühmten Maler seufzen sollte."

Ernestine folgte lachend ihrem Vater in den nächsten

Saal, wo dieſer vor Nr. 1016 ſtehen blieb und aufathmend ſagte: „Nun, Gott ſei Dank, da iſt doch einmal etwas Kernhaftes und Gutes. Offenbar ſind dieſe beiden durch dieſe große Landſchaft getrennten Bilder von demſelben Künſtler gemalt; ſie haben eine innere, ich möchte ſagen eine Seelenähnlichkeit.“

„Das aber,“ ſagte Rinald, „möchte man gerade dieſen beiden Bildern zum Vorwurf machen, daß ſie des Charakteriſtiſchen und Sondernden ermangeln. Sie gleichen ſich wie ein paar Schweſtern, und haben doch gar keine innere Zuſammengehörigkeit. Nr. 1016 iſt Eſther, im Begriff ſich für den Ahasverus zu ſchmücken. Im weißen, loſen Gewande, das die ſchlanke, kräftige, bis zu den Knieen ſichtbare Geſtalt bedeckt und über das vom Gürtel an eine von einem dunkelrothen Shawl zuſammengehaltene Tunika herab fällt, ſteht ſie da, mit erhobenen Armen bemüht den Schmuck in ihrem dunklen Haar zu ordnen. Krone und Scepter liegen neben ihr. Ernſt iſt ihr ſchwarzes Auge, Kummer liegt auf ihrer edlen Stirn, und um ihre üppig ſchwellenden Lippen ſpielt kein Lächeln. Dieſer Contraſt aber zwiſchen der eitlen, fröhlichen Beſchäftigung des Putzens und dem tiefen Ernſt des Antlitzes iſt charakteriſtiſch und tief bedeutend, und man ahnt es gleich an dieſem ſchönen, ſtolzen Weibe, daß ihr der Putz nur Mittel iſt, nicht Hauptſache. Das Colorit aber iſt vortrefflich, die Pinſelführung kühn und ſicher, die Zeichnung correct. Daſſelbe gilt von dieſem zweiten Bilde da, Nr. 1017. Aber hier, ſo ſchön dieſe Frauengeſtalt iſt, fehlt das Charakteriſtiſche, Individuelle, und wüßte man es nicht aus dem Katalog, daß dies dunkle, ſchwarzlockige, ſchöne Weib mit den flammenden Augen und dem ernſten Geſicht eine Iphigenia darſtellen ſollte, ſo würde man nicht darauf kommen, ſie für eine ſolche zu halten. Es iſt keine innere Nothwendigkeit

dazu da, und nur der Tempel dort hinten inmitten der beſchattenden Bäume deutet auf die Prieſterin hin.“

„Aber gemalt ſind dieſe beiden Bilder vortrefflich,“ ſagte Herr Helldunkel, „und das iſt auch ein großes Verdienſt, mein Herr. Ich geſtehe Ihnen, ich bin ſogar begierig, den Namen des Malers zu kennen; und wenn,“ fuhr er fort, Erneſtinen mit bedeutſamem Lächeln winkend, „wenn dieſer gewiß noch junge Mann ſo fortfährt, ſo kann noch einmal etwas Großes aus ihm werden!“

„Der Maler,“ ſagte Rinald nicht ohne ein ſchadenfrohes Lächeln, „der Maler iſt eine Dame, Frau Steinhäuſer, geb. Franck.“

„Eine Dame,“ ſagte Herr Helldunkel kopfſchüttelnd, „nimmermehr hätte ich einer Dame einen ſo kräftigen, markigen Pinſel zugetraut.“

„Die große Landſchaft zwiſchen den beiden Bildern,“ ſagte Erneſtine, „iſt offenbar von Schirmer; alle ſeine Fehler und Mängel ſind darin erkennbar: eine gewiſſe Großartigkeit der Ausführung und Kleinlichkeit der Conception; neben großer Naturwahrheit doch eine Härte und Rauhheit, wie die Natur ſie nicht kennt. Großer Pinſel im Kleinen, und kleiner Pinſel im Großen. Schirmer's Bilder ſind vielleicht zu treue Abſchriften der Natur; er malt irgend ein Stück Gegend, aber er weiß ſie nicht zu begränzen, ihr keinen Abſchluß und keinen Charakter zu verleihen, und deshalb ſind ſeine Bilder meiſt langweilig und monoton.“

Als ſie jetzt weiter wandelten, ſagte Herr Helldunkel, ſeufzend einen Katalog hervorziehend: „Ich ſehe ſchon, es wird beſſer ſein, die Bilder im Katalog aufzuſuchen, um nicht noch öfter enttäuſcht zu werden. So hätte ich dieſes Bild hier, Nr. 411, für die Copie nach irgend einem alten italiäniſchen Meiſter, etwa Leonardo da Vinci, gehalten, und jetzt ſehe ich, daß es von Hopfgarten iſt, und einen Chriſtus,

die Kinder segnend, darstellt. Aber für solchen Vorwurf ist das Bild offenbar zu klein, diese abgeschnittenen halben und viertel Figuren haben etwas Störendes, Unschönes. Christus selbst ist nur mit dem Oberleibe sichtbar, und rings um ihn her sieht man Kinderköpfe, wie Kugeln beim Kegelspiele anzuschauen; auch das unter dem Gürtel abgeschnittene Weib hier vorne, mit dem Säugling im Arm, und der dicken Thräne im Auge will mir nicht gefallen, und Christus selbst gleicht mehr einem geduldigen Schulmeister, als einem Heiland. Unendlich komisch aber ist der Säugling in den Armen dieser grünen Frau, und hier, mein Kind, möchte ich wieder an die Ironie der neuern Maler glauben, von der ich Dir vorher schon sagte. Sieh, dieser Säugling ist ein ächtes Kind unserer Zeit, und der Maler hat ihm gewiß absichtlich ein so altes, verständiges Antlitz gegeben, um zu zeigen, daß in unserer Zeit die Kinder in den Windeln schon klug und nachdenklich sind, und deshalb schaut der kleine Säugling den ihn segnenden Christus so klug und fast ironisch an, als philosophire er über ihn, und habe gar nicht mehr den rechten Glauben. Ja, ja, gewiß hat der Maler andeuten wollen, daß es in unserer superklugen Zeit gar keine Autoritäten und keine Größen mehr giebt, und daß selbst die Kinder ungescheut es wagen, das Anerkannte und das Große zu bekritteln."

Herr Helldunkel begleitete diese Worte mit einem verdrießlichen Seitenblick auf Rinald, und schien sich sichtlich erleichtert zu fühlen von diesem wohl angebrachten Hieb auf den jungen Mann, der es gewagt, heute schon so viele Autoritäten zu tadeln. Dieser schien es nicht zu bemerken, und auf eins der nächsten Bilder deutend, fuhr er fort: „Wo Gift, oder Dolch, Tod oder Verderben sich zeigen, da können Sie immer einen Düsseldorfer vermuthen, und so verleugnet denn auch dies Bild hier, Nr. 476, nicht seine Düsseldorfische Abstammung. Es ist von Kiederich, und stellt einen Moment

aus dem Leben Kaiſer Friedrichs dar. Hören Sie, was der Katalog darüber ſagt: Friedrich erkrankte und Peters von Vinea geſchickter Arzt bereitete ihm Arzeney. Da ſagte der Kaiſer, heimlich gewarnt: Freunde, meine Seele vertraut auf Euch. Ich bitte, nehmet Euch in Acht, daß Ihr mir nicht Gift ſtatt Arzeney geben mögt. — Hierauf antwortete Peter: O Herr, wie oft hat Euch nicht mein Arzt heilſame Arzeney gereicht! Warum fürchtet Ihr jetzt? — Friedrich aber, finſterer blickend, ſagte zum Arzt: „Trink, und gieb mir die andere Hälfte!“ — Dieſer, des Frevels ſich bewußt, that, als ſtoße er mit dem Fuße an, fiel nieder und vergoß das Getränk. Als dem Kaiſer ſo der Verrath klar geworden, rief er aus: „Wehe mir, wenn die Nächſten ſo gegen mich wüthen, wem ſoll ich noch vertrauen?“ — Welch eine lange Erklärung; aber freilich, wie nothwendig iſt dieſe Erklärung zu dem Bilde, weil man ohne dieſelbe den Vorgang gar nicht begreifen würde. Das iſt aber ein arger Fehler der neueren Maler, daß ſie ſo oft Motive wählen, die der Erläuterung, der Erklärung bedürfen, während es doch eine Hauptaufgabe der bildenden Kunſt ſein ſollte, den erfaßten Moment gleich ſo draſtiſch und voll zu entwickeln, daß man ihn gleich verſteht und mitten darin ſteht. Ein Gemälde hat es zunächſt immer nur mit der Gegenwart zu ſchaffen, die Vergangenheit und Zukunft mag es ahnen laſſen, und erſtere mag die Gegenwart des Momentes geſtaltet haben, aber dieſe Vergangenheit muß ſich deutlich in der Gegenwart abzeichnen, ſie muß nicht in einem entſchwundenen Zufall, einer vorübergehenden That beſtanden haben, ſondern ſie muß eine die Gegenwart bedingende Nothwendigkeit, die Baſis, auf der die Gegenwart ruht, geweſen ſein. Wenn es ſo iſt, werden wir keiner Erläuterung und keiner Deutung bedürfen. Hier aber, bei dieſem Bilde Kiederich's iſt eine Erklärung nothwendig zum Verſtändniß des Ganzen. Kaiſer Friedrich iſt krank, ſagt der Katalog, und ſo haben wir

uns ſchon bil[illegible]darüber zu wundern, daß er ſo im vollen Kaiſerſchmuck, [illegible] geſtickten goldenen Gewändern vor uns erſcheint, während ein kranker Kaiſer ſich im vollen Gefühl ſeines gebrechlichen Menſchenthums gewiß des Purpurs entkleidet, und es ſich bequem macht in ſeines Menſchenthums Bedrängniß. Der Kaiſer iſt krank, und dennoch hat er auf dem Throne dort in der Mitte des Zimmers geſeſſen, und von demſelben ſich eben erſt erhoben, um zürnend und ſtolz aufgerichtet den Frevler zu ſtrafen, der dort in ziemlich ungeſchickter Stellung an der Erde kniet und mit der Rechten nach dem umgeſtürzten goldenen Becher mit der verſchütteten purpurnen Flüſſigkeit deutet. Es war Gift in dem Becher, und dieſer vereitelte Mordverſuch muß freilich alle Anweſenden mit Entſetzen erfüllen, aber dies Entſetzen äußert ſich bei ihnen Allen nicht als Abſcheu, ſondern dieſe Geſichter tragen mehr das Gepräge ſtumpfer und dumpfer Heimtücke, und dieſer Peter von Vinea, der hier im Vorgrunde vor dem aufgeſchlagenen Buche ſitzt, ſieht er nicht ganz aus wie ein ertappter gemeiner Verbrecher? Zudem ſind zu dieſen langen dünnen Figuren die Köpfe viel zu klein, und das Colorit iſt ſo abgeſchwächt und verwaſchen, wie es die Düſſeldorfer zu lieben pflegen."

„Laſſen Sie uns weiter gehen," ſagte Herr Helldunkel mißmuthig, „dieſe Maſſe mittelmäßiger Bilder iſt entſetzlich langweilig. Guter Gott, wenn ich denn doch keine ausgezeichnet ſchönen Bilder ſehen kann, ſo wäre es mir ſchon Recht, wenigſtens ausgezeichnet ſchlechte Bilder zu finden. Das unterhält und beluſtigt doch, während dies Mittelgut gerade unausſprechlich langweilig iſt."

„Nun, dieſer Wunſch kann Ihnen erfüllt werden," ſagte Rinald lächelnd; „in Hinſicht des Abgeſchmackten und Schlechten beſitzt dieſe Ausſtellung einige wahre Matadore, und ich werde Ihnen einige Bilder von Raymond de Baur zeigen

können, die Ihnen das höchste Ergötzen bereiten müssen, auch noch einige andere derartige Schätze sollen Sie sehen und sich an ihnen reichlich entschädigen für die Langeweile dieser Mittelmäßigkeiten."

Sie traten in den nächsten Saal, und Herr Helldunkel sagte lachend: „Sie haben Recht, hier sind in der That einige solcher Matadore. Sehen Sie da diese Dame hier! Auf dem angeklebten Zettel ist zu lesen, daß sie eine Esther, gemalt von Anschütz in Wien. Aber sehen Sie, welch eine moderne Esther! Sie hat schon den Schiller gelesen, und sich aus dem Wallenstein den Sinnspruch eingeprägt: Halt' Dir den Magen warm. Vielleicht soll es gar eine sinnbildliche Darstellung dieses Schiller'schen Wortes sein, und von diesem Standpunkt aus betrachtet, genügt das Bild vollkommen. Der Magen ist wirklich köstlich mit gelbem Seidenzeug drappirt, und daß sie nöthig hat, ihn sich warm zu halten, glaube ich. Sehen Sie nur, wie sie die Hände in die Seite stemmt. Sie hat Schmerzen, die Arme, und nun kann ich mir auch ihr nüchternes, nichtssagendes Gesicht erklären. Unterleibsbeschwerden geben der Physiognomie immer etwas Seelenloses, Verzerrtes."

„Aber dies Bild hier, Nr. 1034," sagte Ernestine lachend, „ist wirklich ein allerliebstes Genrebild."

„Es ist von Swoboda: Auffindung eines werthvollen Bildes auf einer Auction."

„Ach, da steht das Bild auf der Staffelei, und vor demselben hat sich eine Gruppe erstaunter, prüfender Kunstkenner gebildet. Diese einzelnen Gesichter sind vortrefflich und höchst charakteristisch. Sie sehen aber alle wie Portraits aus, und sicher sind auch deren darunter. Sehen Sie, wie vortrefflich zum Beispiel dieser alte Stutzer, der, mit dem Taschentuch in der Hand, bewundernd und perorirend im Lehnstuhl vor dem Bilde sitzt. Der ist ganz aus dem Leben; eben so diese

Gruppe hinter dem Bilde neben dem Gewühl der zum Verkauf beſtimmten Nachlaßſachen des verſtorbenen Malers. Dort ſteht die junge ſchwarzgekleidete Wittwe, und der junge Mann neben ihr hat ihr eben die Nachricht von der Auffindung dieſes Bildes gegeben. Freudiges Erſtaunen malt ſich auf ihrem anmuthigen, bleichen Geſicht, aber dieſe Freude iſt dennoch nicht im Stande, ihren tiefen Kummer zu bewältigen, und wenn ihr dieſer Fund willkommen iſt, ſo denkt ſie dabei gewiß nur an den Sohn, dieſen hübſchen Knaben da, deſſen Zukunft durch den Verkauf dieſes werthvollen Bildes geſicherter ſein mag. Sehr gut iſt auch dieſer alte, liſtig blickende Auctionator neben ihr, und das Ganze athmet die ungekünſtelte Wahrheit des Lebens."

„Und hier," ſagte Rinald lachend, „hier haben wir wieder einen koſtbaren Matador, mein Herr. Nr. 813. Ein Mädchen vor dem Bade, von Raymond de Baux."

„Das iſt ja ein wahres Juwel der Schlechtigkeit," rief Herr Helldunkel lachend. Dieſes durchſichtige Fiſchfleiſch iſt ja köſtlich, und dieſes dumme Geſicht mit den vorſtehenden runden Augen, dieſe Naſe mit den großen Naſenlöchern iſt ganz herrlich. Ich denke mir, es iſt eine lappländiſche Schöne, und deshalb hängt ſehr bezeichnend das Fleiſch wie Lappen an ihr herum. Uebrigens friert ſie, denn ihr Fleiſch iſt ganz blau angelaufen; und daß ſie dennoch ſo ganz nackt ſitzen bleibt und den Schmetterling auf ihrer Hand balonziren läßt, zeugt von vielen Heldenmuth. Oh, ich danke Ihnen, mein Herr, daß Sie mich auf dies Bild aufmerkſam gemacht; das iſt ja ein wahrer Schatz!"

„Gleich hier neben im andern Saale iſt ein nicht minder Schönes," ſagte Rinald, als ſie weiter gingen. „Sehen Sie hier, Nr. 33, Amor der Pſyche entfliehend."

„Ja, freilich, lange Beine macht er," ſagte Herr Hell-

dunkel, „und der Maler hat wahrscheinlich in diesen enorm langen Beinen sehr sinnig die Flucht Amors in dem Langebeinemachen sinnbildlich darstellen wollen. Uebrigens muß das ein theures Bild sein, wenn man bedenkt, wie viel Lapis Lazuli an diesem tiefblauen Himmel, der ein wahres blaues Wunder ist, verschwendet worden."

„Die arme Psyche," sagte Ernestine, „da kniet sie auf dem Felsen und breitet umsonst die Arme nach dem entschwebenden Amor aus."

„Und der entschwebende Amor scheint ihr mit dem einen Fuß noch zum Abschied einen Fußtritt geben zu wollen," sagte Herr Helldunkel lachend, während er mit dem erhobenen rechten Arm, in dem er Pfeil und Bogen hält, förmlich rudert, um rasch fortzukommen."

„Dieses Bild, so lustig es ist," sagte Rinald, „hat aber auch seine ernste Seite, denn es ist von Becker, einem Pensionair der königlichen Akademie, der von dieser den Preis erhalten hat, und auf ihre Kosten drei Jahre in Rom leben kann. Sehen Sie, so wird auch hier wieder die Mittelmäßigkeit beschützt und gefördert, man giebt ihr Preise, und schickt sie auf Reisen; und wenn sie heimkehrt, wird sie, weil sie so bequem ist und sich überall brauchen läßt, weiter protegirt, während das unbequeme Genie, das sich nicht protegiren lassen will, sondern in selbstständiger Freiheit das höchste Ziel erkämpfen will, ignorirt oder angefeindet wird. Ich bitte Sie, ist es nicht eine Beschämung für alle wahrhaft Strebende, wenn der Maler eines solchen Bildes Preise und Auszeichnungen erhält. Sehen Sie nur, wie geistlos die ganze Conception, wie viel Verzeichnungen in diesen unnatürlich langen Gliedern, wie hart dieser tiefblaue Himmel gegen das allzurothe Fleisch absticht, während das grünlich blaue Gewand, das Amor um die Hüften geschlungen, dem Auge förmlich

wehe thut neben dem blauen Himmel. Und der Maler ist Pensionair der Akademie, lebt in Rom auf Kosten der Akademie. Wahrlich, er muß gute Protection gehabt haben. Hier in Berlin macht die Protection Alles! Mit ihr schwingt sich die Mittelmäßigkeit zu den höchsten Staffeln auf, und ohne sie kann das Genie ungesehen und unerkannt in dem Elend und der Niedrigkeit des Lebens verkommen, selbst wenn es sprechende Beweise seines Vorhandenseins gegeben."

„Ich bitte Sie," sagte Herr Helldunkel, „zerstören Sie mir nicht meine gute Laune durch solcherlei Betrachtungen, die mir immer noch wie eine Art Gotteslästerung erscheinen. Ich bin ein echter Preuße, mein Herr, und habe meinen Respect vor Allem, was in Berlin lebt und betitelt ist, schon mit der Muttermilch eingesogen. Sehen Sie, ich gehöre noch zu der alten Zeit, in welcher man auf ein bebändertes Knopfloch mit Ehrfurcht schaute, und dem Inhaber desselben das Größte und Schönste zutrauete. Für mich giebt es noch Autoritäten, mein Herr, und eine solche ist für mich, als guten Preußen, die Berliner Akademie. Zwar muß ich eingestehen, daß mein Enthusiasmus diesmal beginnt ein wenig kleinlaut zu werden, und sich unbehaglich fühlt inmitten dieser Säle, — indeß, wir sind ja noch nicht zu Ende."

„Wollen wir denn noch weiter gehen?" fragte Ernestine. „Ich fühle mich ganz erschöpft und abgemattet. Dies Anschauen der Bilder ist eins der angreifendsten Geschäfte, die ich kenne, und ganz geeignet, die Freude an den Bildern zu tödten."

„Hast Recht, mein Kind," sagte Herr Helldunkel; „und vielleicht kommt diese wabblichte Unbehaglichkeit, die ich empfinde, und die ich den Bildern zuschrieb, nur von meiner Erschöpfung, und ein gutes Diner wird mir eine wahre Herzensstärkung sein. Laß uns also in unser Hotel gehen."

„Darf ich Sie begleiten?“ fragte Rinald nicht ohne Befangenheit, und ängſtlich in Herrn Helldunkels Phyſiognomie forſchend.

Dieſer machte lächelnd eine ſtumme Verbeugung, und ſchnell durchſchritten ſie die Säle, dem Ausgang zu.

4. Intermezzo.

Als unſere Geſellſchaft unten zu den Linden hinaustrat, fühlte Herr Helldunkel plötzlich, daß ihm ſeine Sinne zu ſchwinden begannen, und eine erſchreckende Bläſſe lagerte auf ſeinem Antlitz. Rinald ſprang ſchnell hinzu, und umfing den würdigen Herrn mit ſeinen ſchützenden Armen, indem er zugleich einer vorüberfahrenden Droſchke winkte. Er hob den Leidenden in den Wagen, und während Erneſtine ſich in zärtlicher Bekümmerniß um den Vater bemühte, verſuchte Rinald, ihm das Halstuch zu lüften, und nahm ihm ſeine große ſcharfe Brille von der Naſe, was Herrn Helldunkel eine ſichtliche Erleichterung gewährte.

„Es wird nichts zu ſagen haben,“ bemerkte jetzt Helldunkel, mit einem dankbaren Blick auf Erneſtine und auf den jungen Mann, deſſen zuvorkommende Aufmerkſamkeit ihm gefallen zu haben ſchien. „Das iſt nichts als die Allgewalt der Kunſt, die auf mich drückt!“

„Alles Schöne hat auch ſeinen Jammer,“ bemerkte Ri-

nald mit dem ihm eigenen feinen Lächeln. „Sie haben heut zu viel geſehen, und da iſt es dieſer Allerweltsſchäker, Herr Katzenjammer genannt, der uns auch nach dem Genuß der Kunſt zu befallen pflegt. Sie haben ſich an all den herrlichen Bildern, die wir heut betrachtet haben, ſo berauſcht, daß Sie einem kleinen Katzenjammer danach gar nicht entgehen konnten, und dieſer pflegt ſich bei der Kunſt ſogleich zu melden, während man nach dem Genuß des Weins doch wenigſtens einige Stunden ausſchlafen kann.“

„Mir iſt auch etwas ſchläferig zu Muthe geworden!“ bemerkte Herr Helldunkel etwas kleinlaut, indem ſich darauf ſeine Unpäßlichkeit in einem langen Gähnen zu löſen ſchien.

„All die Kunſt, die ſich uns heut gezeigt hat,“ ſagte Rinald, indem er ſich mit den glückſpendenden Augen der ihm gegenüber ſitzenden Erneſtine begegnete, — „all dieſe Kunſt iſt nicht im Stande, uns wach zu erhalten. Die Kunſt muß vor allen Dingen ſelbſt wach ſein, ich meine nicht profeſſorlich wach, ſondern göttlich wach, d. h. ſie muß auf den Sonnenhöhen und Tagesgipfeln des Lebens ſtehen und von da aus in alle Herzen leuchten und in alle Geiſter treffen!“

„Wahrhaftig, das iſt ſehr ſchön geſagt!“ entgegnete Helldunkel. „Mein Herr, Sie ſollen mir das in mein Album ſchreiben, und da Sie ſelbſt Maler ſind, bitte ich Sie auch um eine Skizze von Ihrer Hand dazu, damit unſere Bekanntſchaft, die mir ſo angenehm zu werden anfängt, nicht ſo flüchtig vorübergehe. Sie haben übrigens eine ſo große Aehnlichkeit mit einem jungen Mann, der früher als Referendarius bei unſerm Oberlandsgericht in unſerer Stadt gelebt, daß, wenn ſie nicht jetzt blonde Haare ſtatt brauner trügen, ich unfehlbar behaupten würde, daß Sie es ſind!“

„Ich bin ich ſelbſt allein, muß ich Ihnen mit Richard dem Dritten antworten!“ verſetzte Rinald. „Mit dem gütigen Anerbieten Ihres Albums aber nehme ich Sie beim

Wort, und wenn ich mir daſſelbe heut noch erbitten darf, ſo habe ich die Ehre Ihnen morgen, wo wir uns vielleicht wieder auf der Kunſtausſtellung treffen, meine Handzeichnung zu überreichen.“

„So würde gewiſſermaßen auch von Ihnen ein Bild auf der Ausſtellung geſehen werden!“ bemerkte Erneſtine, ſinnig lächelnd, aber zugleich mit einem tiefen Erröthen. Es ſchien ihr das Talent des jungen Mannes, den wir als ihren Freund annehmen müſſen, hinlänglich bekannt zu ſein, um ſie mit Freude über ſein Verſprechen zu erfüllen. Vielleicht blitzte dabei ſogar irgend eine geheime Hoffnung in ihrem jungen Mädchenherzen auf.

„Ein Bild von mir auf der Ausſtellung!“ lachte Rinald vor ſich hin. „Nun, wer das Glück hat, führt die Braut heim!“

„Was wollen Sie damit ſagen, mein Herr?“ fragte Helldunkel aufhorchend, während Erneſtine ihr liebliches Geſicht hinter dem Schnupftuch verbarg.

„Ich meine,“ entgegnete Rinald, „daß die ächten Farben des Lebens uns nur das Schickſal einrührt! Es wird ſich Ihnen und mir bald zeigen, ob ich ein Pinſel des Schickſals bin!“

„Mit dieſen hieroglyphiſchen Worten öffnete Rinald den Droſchkenſchlag, denn der Wagen hielt vor dem Rheiniſchen Hof. Nachdem der Jüngling dem alten Herrn und Erneſtinen beim Ausſteigen behülflich geweſen, erhielt er die Erlaubniß, mit ihnen auf das Zimmer zu gehen, und empfing dort aus den Händen Helldunkels das Albumsblatt, mit welchem er ſich vergnügt für heut empfahl.

5. Das beſte Bild.

Am andern Tage zur Mittagsſtunde trat Herr Helldunkel mit Erneſtinen wieder in die der Kunſtausſtellung geöffneten Säle der Akademie. Rinald hatte ſie ſchon erwartet, und trat ihnen mit ehrerbietig freundlichen Grüßen entgegen, die Erneſtine erröthend mit einem holden Lächeln erwiderte, während Herr Helldunkel, Rinald freundlich die Hand reichend, ſagte: „Nun, da ſind Sie ja, mein junger Freund! Ich bin wirklich erfreut, Sie wieder zu ſehen, und in ihrer Begleitung meine Kunſtbetrachtungen fortzuſetzen. Denn je mehr ich darüber gedacht, deſto mehr habe ich leider erkennen müſſen, daß Sie in manchem, was Sie geſtern über die Berliner Akademiker geſagt, Recht hatten, und mein Enthuſiasmus für die neueren Maler hat ſich hier in Berlin, dem ſogenannten Centrum der Intelligenz und Kunſt, bedeutend vermindert. Aber noch hoffe ich das Beſte, und in jedem neuen Saale kann mir ja ein Stern erſter Größe aufgehen; ja, er muß mir ſogar aufgehen," fuhr Herr Helldunkel mit einem liſtigen Zwinkern der Augenlieder fort, „Du weißt, Erneſtine, was wir von dieſer heutigen Beſichtigung der Bilder erwarten, und darum, mein Kind, ſieh Dir nur alle dieſe Bilder hier recht genau an, und entſcheide Dich dann beſtimmt und feſt, welches Dir am beſten gefällt; denn Du weißt, daß ich geſchworen —"

„Oh, lieber Vater," unterbrach ihn Erneſtine faſt unwillig, „laſſen Sie uns doch jetzt dieſe Ihre ſeltſamen Pläne vergeſſen, und lieber Herrn Rinald daran erinnern, daß er

uns das Albumblatt gebe, auf deſſen Anblick Sie gewiß eben ſo geſpannt ſind, wie ich. Nicht wahr, Sie tragen es da in der Mappe, die Sie in der Hand haben, und ſo geben Sie nur raſch her, damit ich ſehe, was Sie mir Schönes gezeichnet haben."

Sie ſtreckte ihm verlangend die Hand entgegen, Rinald aber ſagte lächelnd: „Nein, mein Fräulein, da ich hier als Maler aufgetreten, bin ich natürlich auch eitel, wie alle Maler, und nicht im Stande, Tadel zu ertragen. Tadeln aber müſſen und werden Sie meine Skizze, vorzüglich, wenn Sie ſie mit dieſen Bildern hier vergleichen, die alle, obwohl nicht ſchön, doch noch beſſer ſind, wie meine kleine Leiſtung. Darum müſſen Sie mir ſchon erlauben, Ihnen das Albumblatt ganz zuletzt zu geben, erſt dann werden Sie durch Erſchöpfung des vielen Schauens nachſichtig und milde geworden ſein."

„Nun, wie Sie wollen," ſagte Herr Helldunkel; „und wenn ich auch die gute Zuverſicht zu Ihnen habe, daß Sie ſo großer Beſcheidenheit gar nicht bedürfen, ſo müſſen wir doch uns Ihren Wünſchen fügen. So laſſen Sie uns alſo jetzt raſch unſere Bilderſchau fortſetzen, damit wir heute noch damit zu Ende kommen!"

Herr Helldunkel, ſo ſprechend und ſich mit geſchäftiger Eile die Brillengläſer putzend, ſchritt raſch durch die erſten Säle, deren Bilder ihm ſchon bekannt waren, dahin, und mit leiſem, verſtohlenem Geflüſter, in dem ſie ſich ihre Hoffnungen und Befürchtungen mittheilten, folgten ihm Erneſtine und Rinald.

„Was meinte denn Dein Vater vorhin, Geliebte," fragte Rinald, „und warum ſollſt Du Dich ſo beſtimmt entſcheiden, welches Bild Dir am beſten gefällt?"

„Weil mein guter Vater die Grille hat," ſagte Erneſtine, „den Maler desjenigen Bildes, dem ich den Vorzug geben werde, ſich zu ſeinem Schwiegerſohne zu wünſchen.

Uebrigens," fuhr ſie mit einem ſchalkhaften Lächeln fort, „übrigens kann vielleicht dieſe Grille uns gerade zum Segen werden, und Du darfſt die Entſcheidung vertrauensvoll in meine Hand legen."

Sie nickte ihm holdlächelnd zu, und eilte dann raſcher ihrem Vater nach, der vor einem Bilde ſtehend, ſie ſchon zu erwarten ſchien.

„Allerliebſt," ſagte Herr Helldunkel, auf ein mit Nr. 678 bezeichnetes Bild deutend. „Köſtlich iſt dieſer Bube, der da auf dem Sandhügel ſitzt, wie ein kleiner Bacchus mit Weintrauben bekränzt, und mit dem friſcheſten Lächeln der Kinderluſt. Dieſe kleinen Mädchen hier links, die halb knieend dem Bacchus Trauben darreichen, bilden eine reizende Gruppe; ſchalkhafter Frohſinn und ſüdliches Feuer ſpricht aus dieſen lebensfrohen Geſichtern, und dieſer Bube hier rechts mit dem großen, ſeine Stirn beſchattenden Klapphut, dem Ziegenfell um die Hüften, und dem Hunde neben ſich, erinnert in der That in Zeichnung und kräftiger Pinſelführung an den ſchönen Bettelknaben Murillo's."

„Es iſt das Werk eines ſehr talentvollen jungen Malers," ſagte Rinald; er heißt Julius Moſer, und iſt Penſionair der M. Beer'ſchen Stiftung in Rom, freilich zu größeren Hoffnungen berechtigend, als der Penſionair der königlichen Akademie, Becker, deſſen Bild wir geſtern ſahen. Aber jetzt betrachten Sie dies Bild hier dicht daneben, Nr. 502, und ſagen Sie mir, Fräulein Erneſtine, denn in dieſem Falle iſt das Urtheil einer Dame competent, ſagen Sie mir, wofür Sie daſſelbe halten."

„Nun, es iſt eine Dame," ſagte Erneſtine, „und das Portrait irgend einer Schauſpielerin vielleicht, die im Begriff iſt ſich zu ſchminken. Es iſt eine ziemlich üppige Geſtalt, zu der dies feuerfarbene Atlasgewand wenig paßt; beſäße dieſe Dame etwas mehr Eitelkeit und Toilettenkunſt, ſo würde ſie

sich nicht in einem Gewande zeigen, das die zu große Fülle ihrer Gestalt nur noch mehr heraustreten läßt. Das Antlitz dieser Dame ist hübsch, und die weißen Perlen, die sie so eben durch ihr schwarzes Haar schlingt, stehen ihr gut, und sind eben so prächtig, wie der Toilettenspiegel, in den sie schaut, und der Pfauenwedel, der daneben auf dem Tische liegt. Nicht wahr, es ist ein Portrait; obwohl mich dieser spukhafte Teufelsschatten, der sich flüsternd an ihr Ohr neigt, irre macht."

„Es ist nach dem Katalog: die Eitelkeit in Lebensgröße, gemalt von Köhler in Düsseldorf," sagte Rinald lächelnd. „Wir wissen nun also ganz genau, wie groß die Eitelkeit ist, und wie sie aussieht. Aber kommen Sie, wollen wir uns nach diesem unbedeutenden anspruchsvollen Bilde einem wirklich schönen zuwenden. Sehen Sie hier an der entgegengesetzten Wand Nr. 940, Gregor VII. und Cencius, von Schrader, in Düsseldorf."

„Ein prächtiges Bild," sagte Herr Helldunkel mit einem entzückten Aechzen und Schnauben.

„Zuerst aber sagen Sie mir, wer Cencius war," sagte Ernestine, „und dafür erlaube ich Ihnen, über meine Unwissenheit zu lachen."

„Es heißt auch in der That, eine zu große Spezialkenntniß der Geschichte voraussetzen," sagte Rinald lächelnd, „und während die Erklärungen der Bilder hier im Katalog oft all zu weitschweifig und oft überflüssig erscheinen, ist diese hier über die Gebühr kurz und lakonisch. Cencius (Crescentius) hatte sich gegen den Pabst empört, und den Pabst in der Engelsburg nicht allein belagert, sondern auch als Gefangenen im Kerker gehalten. Aber die Normannen rückten dem Papst zu Hülfe, drangen in Rom ein, des Cencius Soldaten fielen von ihm ab, allein, verlassen, rings von Gefahren bedroht, suchte er Schutz bei dem, welchen er eingekerkert, beim Papste selbst. Er eilte zu ihm in seinen Kerker, und warf

ſich Gnade flehend vor dem gehaßten Gegner nieder. — Das iſt das Motiv dieſes Bildes. Da ſitzt der Pabſt neben dem Pfeiler hier, von dem eine eiſerne Kette nieder geht und wahrſcheinlich ſeinen Fuß gefeſſelt hält, wir ſehen es nicht, denn ein langes weißes Untergewand, über das der päbſtliche goldgeſtickte Mantel fällt, bedeckt ſeine ganze Geſtalt, ſeitwärts neben ihm, den Vorgrund einnehmend, knieet Cencius im reichen Gewande, bleich und angſtbewegt, in flehender Bitte die eine Hand des Pabſtes ergreifend, ſein flammendes Auge ängſtlich forſchend auf das Antlitz des Pabſtes geheftet. Im Hintergrunde aber hat ſich die Pforte ſchon geöffnet, und die bewaffneten Normannen dringen herein. Einer von ihnen, ein wild blickender brauner Kerl, die eiſerne Kolbe im muskelkräftigen Arm, iſt ſchon die Stufen herabgeſtiegen, und will mit ſeiner Rechten eben ſchon den Verräther Cencius packen. Aber der Papſt ſelbſt hält ihn zurück; abwehrend ſtreckt er den Arm rückwärts, aber ohne ſich umzuſchauen, ohne ſeine herbei eilenden Befreier eines Blickes zu würdigen. Unter zuſammengezogenen Augenbrauen ſchaut ſein ſtechendes, dunkles Auge feſt auf den Knieenden; er ſcheint ſein ganzes Innere ergründen zu wollen mit dieſem prüfenden, durchbohrenden Blick, der wie der Blick eines Baſilisken ſchreckensvoll und drohend den flehenden Verräther zu bannen und zu feſſeln ſcheint. Die Einfachheit dieſer Compoſition erhöht noch die Kraft und Gewalt derſelben, und gerade weil ſich der Vorgang ſo anſpruchslos darſtellt, wirkt er um ſo mächtiger. Das Colorit iſt markig und kraftvoll, nur der Hintergrund und die eintretenden Geſtalten ſind zu unbeſtimmt und undeutlich gehalten, zu ſehr wie Schattengeſtalten im verworrenen Knäuel."

„Es iſt aber immer ein vortreffliches Bild," ſagte Herr Helldunkel; „und wie Sie ſehen, kommen wir jetzt durchaus in beſſere Regionen, fuhr er triumphirend fort, als ſie jetzt in

den nächsten Saal traten, und hier sehe ich gleich beim ersten flüchtigen Hinblicke mehrere ausgezeichnete Gemälde. Sehen Sie nur hier, gleich rechts, Nr. 31, das ist ein vorzügliches Bild, ein so kräftiges, markiges Colorit, ein so breiter kühner Pinsel bei aller Genauigkeit der Ausführung."

„Sie haben Recht," sagte Rinald, „es ist eins der besten Bilder dieser Ausstellung. Es stellt eine mit ihren Kindern flüchtende Polin dar, und der slavische Ausdruck in diesen Gesichtern ist wundervoll charakteristisch."

„Es ist ein wahrhaft rührendes Bild," sagte Ernestine. „Dieses schlanke bleiche Weib in dem ärmlichen Gewande hat dennoch eine eigenthümliche, ich mögte sagen, polnische Grazie. Aus ihrem kummervollen, schönen Antlitz spricht so ächte Weiblichkeit, so viel Schmerz und Ergebung zugleich, verbunden mit der Energie, welche die Mutterliebe dem Weibe verleiht. Sehen Sie nur, wie fest und entschieden sie auftritt. Sie flüchtet, das heißt, sie geht von dannen, aber sie thut es ruhig und würdig, sie fürchtet nichts, sie hat Muth und Entschlossenheit Allem zu trotzen, denn ihre Kinder sind bei ihr. Das jüngste trägt sie auf dem Arm, es lehnt das Köpfchen an ihre Schulter, sorglos und wohl geborgen, und in seinem Händchen trägt es einen Blumenstrauß, den vielleicht die Mutter mit Thränen hinweggerafft von der theuren Stelle ihrer Heimath, vom Grabe ihres Gatten, denn sie ist allein, und diese Blumen sind Alles, was aus der Heimath sie begleitet. Hinter ihr her gehen die beiden größeren Knaben, sorglos, wie Kinder es sind. Der erste Knabe hier vorn mit dem hellen, gelben Haar, das ihm schlicht und gerade geschnitten über die Stirne hängt, mit dem kleinen Schafpelz, um den er einen Blumenkranz geschlungen, sieht ganz gedankenlos vor sich nieder und trottet mechanisch der Mutter nach, während der größere Knabe hinter ihm mit dem breitkrämpigen schwarzen Hut hungrig an der schwarzen Wurzel nagt, die er

mit beiden Händen an den Mund führt. Wie einfach und schön iſt das Ganze gehalten, wie kräftig, ohne alle Affectation, und wie mächtig wirkt es gerade durch dieſe Einfachheit!"

„Du geräthſt ja ganz in Extaſe," ſagte Herr Helldunkel ſchalkhaft lächelnd, „Erneſtine, Erneſtine, ich wette Du biſt begierig, den Namen des Malers zu wiſſen."

„Den ſollen Sie ſogleich erfahren," ſagte Rinald, „nur betrachten Sie zuvor Nr. 32, dies zweite Bild hier deſſelben Malers, das eine polniſche Bauernfamilie auf den Trümmern ihres Hauſes darſtellt. Ich finde dies noch gelungener als das erſte, noch characteriſtiſcher und geſättigter. Hier iſt das Weib zuſammengeſunken im tiefen Schmerz, das Haupt auf die Bruſt geneigt, ſitzt ſie da auf dem ſchwarzen verkohlten Geſtein, das einſt der Tempel ihres Glückes geweſen. Der ärmliche weiße Schafpelz verhüllt ihre Geſtalt, deren Jugendfülle man dennoch ahnt; ſchlummernd und in ſich gekauert, das Haupt an den Knieen der Mutter gebettet, liegen ihre beiden Kinder zu ihren Füßen. Es iſt auch eine traurige ſchmerzbeladene Mutter, wie auf dem erſten Bilde, aber dieſe bedarf nicht, wie jene dort, der Energie und Kraft, ſie darf ſich nicht aufrecht halten in ihrer Pein, denn ſie iſt nicht allein, ſie kann in ſich zuſammen ſinken und vergehen in Klage, denn ihre Kraft und ihr Schutz iſt bei ihr, und wird für ſie ſorgen und handeln. Da ſteht der Gatte hoch aufgerichtet, trotzig ſtolz hinter der Gruppe ſeines zuſammengeſunkenen Weibes und ſeiner ſchlummernden Kinder. Er wacht für ſie, und wird auch für ſie handeln. Der große breitgekrämpte Hut beſchattet zur Hälfte ſein dunkles, ſonnenverbranntes Geſicht, und die blitzenden Augen, aus denen Zorn und Entſchloſſenheit flammt. In der rechten Hand hält er den Wanderſtab, auf den er ſich ſtützen wird während der langen mühevollen Wanderung. Sehen Sie aber nur dieſe feſte, geſchloſſene Hand, eine ganze Zukunft ruht in ihr, und dieſe Hand wird

ere Stütze und der Troſt ſeiner Gattin ſein. Vortrefflich iſt dies dunkle finſtere Colorit, das zugleich doch ſo lichtdurchzogen und kräftig iſt."

„Und wie heißt der Maler?" fragte Herr Helldunkel, „geſchwind den Namen! Denn ſehen Sie nur, dieſer Name iſt mir unendlich wichtig."

„Eliſabeth Baumann aus Warſchau," ſagte Rinald mit fröhlichem Lachen, in das Erneſtine muthwillig einſtimmte, während Herr Helldunkel verdrießlich murmelte: „Alſo wieder eine Frau! Die Frauen wollen doch jetzt überall dabei ſein, und ſogar die Kunſt iſt nicht mehr ſicher vor ihnen!"

„Zürne der neuen Zeit nicht, liebſter Papa," ſagte Erneſtine fröhlich, „und gönne den Frauen die Freude, daß die Morgenröthe der Freiheit auch für ſie heraufbricht. Aber ſieh, auf dieſem Bilde hier, Nr. 545, giebt es keine Morgenröthe und keinen Himmel, da iſt Alles trübe und finſter."

„Es ſind reiſende Araber, die in der Wüſte vom Samum überraſcht werden," ſagte Rinald, „und man ſieht es dieſem Bilde an, daß der Maler deſſelben, Kretzſchmer aus Düſſeldorf, nach eigener Anſchauung und eigenem Erlebniß einer ſolchen ſchauerlichen Naturſcene, gearbeitet hat. Es ſind noch mehrere Bilder dieſes Malers hier, dies aber ſcheint mir das Gelungenſte, und wenn ſein Scheich etwas Unſchönes und Kunſtwidriges in Haltung und Stellung hat, wenn die Rückkehr der Pilgercarawane etwas zu bunt und verworren, mit einem Wort compoſitionslos erſcheint, ſo iſt dies hier ein in ſich abgeſchloſſenes, fertiges Ganze, ein voller, ſprechender Lebensmoment, der die ganze Kraft und Gewalt der Gegenwart in ſich trägt, und gar keiner Erläuterungen und Beziehungen aus der Vergangenheit bedarf. Der Samum hat dieſe Araber überraſcht. Wir ſehen ihn in großen gelben Wolken daherziehen und den ganzen Horizont verfinſtern, daß er nur wie eine einzige unermeßliche Staubwolke erſcheint. Der

Sturm, der durch die Wüſte brauſt, treibt auch die Staubwolke näher heran, und vergebens bemüht ſich der Schwarze dort in der Mitte, das ſchützende Zelt wieder aufzuſchlagen, der Sturm reißt es in die Höhe, daß die pauſchende Leinwand wie ein großes Segel ſchwarz und ſchauerlich über den Häuptern der zuſammengeſunkenen Araber ſchwebt. Da liegt in der Mitte dort das junge Weib, und es iſt ſinnig gedacht, daß ſie inmitten der Todesſchrecken dieſes Momentes nur Auge und Sinn hat für ihr Kind, das ſie an ihren Buſen drückt. Alle übrigen aber ſind angſt- und ſchreckensvoll, der Araber hier links neben ſeinem Schimmel hat ſein Antlitz verhüllt und ſteht ſo in ſtoiſchem Gleichmuth, das Schreckniß erwartend, da, während ſein Roß, zitternd, mit eingebrochenen Knieen ſo eben im Begriff iſt zu Boden zu ſinken. Hier im Vorgrunde hat ein anderer Araber ſich an die Erde geworfen, ſein Antlitz verhüllend im Sande, und neben ihm rechts ſtreckt ſich das bunt mit den Habſeligkeiten der Caravane belaſtete Kameel zur Erde, und den langen Hals und Kopf wie eine Schlange glatt hinſtreckend im Sande, ſucht es in demſelben Kühlung vor den heißen Gluthen des Samum; hinter ihm bäumt ſich ein ſchwarzes Roß, zitternd vor den Schreckniſſen der Natur. Aber die verhängnißvolle Wolke zieht ſchon heran, das ſchwarze Roß dort hinten iſt ſchon halb wie mit einem Schleier überworfen, wenige Sekunden noch, und die Wolke überſchattet dieſe ganze Gruppe, und daß ſolche Ueberſchattung tödtlich werden kann, ſehen wir an den Knochen und Schädeln, die hier vorne als warnendes Wahrzeichen liegen. Das Ganze iſt einfach, ohne Uebertreibung, in voller Naturwahrheit und Lebensfriſche gehalten, und obwohl einen tragiſchen und entſetzlichen Moment darſtellend, hat es doch nicht dieſe larmoyante und ſentimentale Weichheit, die ſonſt die Düſſeldorfer Schreckensſcenen charakteriſirt."

„Laſſen Sie mir meine Düſſeldorfer in Frieden," ſagte

Helldunkel lächelnd, und ſagen Sie mir lieber, was das hier für ein abgeſchmacktes, ſteifes, ich möchte ſagen byzantiniſches Bild iſt, hier Nr. 1015. Wie unkünſtleriſch ſchön iſt Alles auf dieſem Bilde. Dieſe zu beiden Seiten offene Halle, der ganze Vorgrund eingenommen von dem in hell- und dunkelgraue Felder eingetheilten Fußboden, in deſſen Mitte ein bunter Teppich ausgebreitet liegt. Auf dem Teppich ſtehen Räucherpfannen, und daneben knieen geſchäftige Knaben, ſo geziert und manierirt, wie etwa aufwartende Tänzer aus dem Corps de Ballet. Und nun dahinter dieſe lange Tafel mit dem ungebührlich ſichtbaren, ſo eben aus den Falten genommenen weißen Tiſchtuche, und hinter der Tafel dieſe ungebührlich lange, heilig blickende, gerade geſcheitelte, gerade aufſteigende männliche Geſtalt, der zur Rechten einige grämliche, erdfahle Geſtalten vor der reich beſetzten Tafel ſitzen, während ähnliche Geſtalten, von einem gezierten, pietiſtiſch blickenden Jüngling, der am Eingang der Halle ſteht, eingeladen werden, und ſich mühſam auf ihren Krücken die Stufen heraufkrüppeln. Im Contraſt zu dieſen ſehen wir dort drüben am Ausgang der Halle geſunde, üppige und reichgekleidete Männer ſich entfernen. Und das alles gemalt mit ſo geleckiem, ſpitzem Pinſel, ſo kraftloſem, ſaftloſem Colorit, ſo ernſthaft gemeint, und doch zu langweilig, um komiſch zu wirken. Ich bitte Sie, wer hat dies ſchülerhafte, in allen Formen eckige Bild gemalt?"

„Ein Mitglied der Akademie," ſagte Rinald achſelzuckend, „ein Mann, der nach ſeinen früheren Bildern zu großen Erwartungen berechtigte, ſich jetzt aber verloren hat in dieſem manierirten, kalten, ſaft- und kraftloſen Weſen, das die frommen, ich meine die pietiſtiſch-frommen Maler unſerer Zeit charakteriſirt. Dies Bild iſt von Steinbrück und ſtellt das Gleichniß vom großen Abendmahl nach dem Evangelium Lucas vor."

„Ich bitte Sie," ſagte Herr Helldunkel ächzend, „ſagen

Sie mir nichts mehr davon, und laſſen Sie uns weiter gehen."

„Welche große, maſſenhafte Bilder," ſagte Erneſtine, als ſie in den nächſten Saal traten, und die drei coloſſalen Bilder betrachteten. Sieh, lieber Vater, wie ſchön und kräftig dieſe Landſchaft gemalt iſt. Sie erinnert mich an manche Gegend in der ſchönen Schweiz."

„Auch ſoll ſie einen Morgen im Berner Oberland darſtellen," ſagte Rinald, „und iſt von Biermann gemalt."

„Dieſer aufſteigende durchſichtige Morgennebel, der allgemach die Gegend frei giebt," ſagte Erneſtine, „iſt ſehr ſchön gemalt, und ganz im Charakter der Alpengegend erſcheint mir überhaupt die ganze Landſchaft, nur die Gletſcherſpitzen ſind zu ſtumpf, ſie gleichen mehr Kreidefelſen, als Eismaſſen, und haben nichts von der idealen glänzenden Schönheit der Gletſcher."

„Gegen dieſe Gletſcherregion contraſtirt dies gegenüberſtehende Bild wunderbar," ſagte Herr Helldunkel kopfſchüttelnd „Das da iſt die Schneeregion, dies hier ſcheint die Feuerregion. Und hier bei dieſem Bilde laſſen Sie mich einmal wieder meine Divinationsgabe entfalten. Denn nachdem ich meine Augen in dieſem Wuſte zurecht gefunden, und dieſe Verworrenheit zu durchblicken gelernt habe, ſehe ich in der Mitte dieſes Raums drei faſt nackte männliche Figuren; ſie liegen am Boden, todesbleich und ſterbend, und nur hier und da unnatürlich geröthet von den Gluthen, die aus den Feueressen dort hinten hervorſchlagen. Aber dieſe Gluthen ſcheinen noch nicht hinreichend zu ſein, denn drei andere wild blickende Männer reichen ſich immer neue Bündel Holz dar, um das Feuer zu beleben und zu unterhalten; durch die viereckige Fenſteröffnung hier in der Mauer ſieht man blaſende Muſici und verſammeltes Volk, während drüben an der andern Seite neben dem feurigen Vorgrunde und den drei Gequälten ein König im Purpurmantel und vollen Ornat, den Scepter in

der Hand, daſteht. Oh, und jetzt ſehe ich noch eine lichtgekleidete Geſtalt, die ſich hier unten über die drei Bratenden neigt, und oben, das Ganze abſchließend, in einer Glorie, ſchwebt dieſelbe Lichtgeſtalt, ihre Fittige breitend über die drei nun verklärten knieenden Männer.“

„Dies Bild iſt von der Kaiſerin von Rußland beſtellt,“ ſagte Rinald lächelnd, „und ſtellt die drei Männer im feurigen Ofen dar. Der Maler heißt Heubel und iſt auch ein Ruſſe, und ich denke mir, daß er in manchem kalten ſibiriſchen Morgen ſich wohlgethan hat an dieſen Gluthen und die drei Männer im feurigen Ofen wohl mag beneidet haben! — Aber laſſen ſie uns weiter gehen! Dieſes coloſſale Bild hier in der Mitte (von Marterſtieg) verdient nicht die Mühe einer näheren Betrachtung. Es iſt von einem Anfänger gemalt, zudem ſind die Farben ſehr eingeſchlagen, und obwohl dem jungen Maler ein bedeutendes Talent nicht abzuſprechen iſt, kann dieſe Hoffnung für die Zukunft doch nicht für den Mangel in der Gegenwart entſchädigen. Einzelnes iſt übrigens hübſch in dieſem Bilde, die Gruppen gut gehalten, geſondert, und doch wieder vermittelt durch die hervorragende Geſtalt des Herzog Bernhard von Weimar, der hier in der Mitte auf dem Schimmel daherreitet, und dem das Volk knieend ſeine Huldigung darbringt. Störend aber ſind dieſe Maſſe häßlicher, carricaturartiger Geſichter, wie denn auf dem Bilde keine einzige grade ſitzende Naſe iſt.“

„Wie ſchön!“ ſagte Erneſtine, im nächſten Saale vor dem mit Nr. 1106 bezeichneten Bilde ſtehen bleibend, das in halber Figur eine ſchwarz gekleidete Dame darſtellte. „Oh, ſieh nur, Vater, wie ſchön dies Weib, das, wie ich im Katalog ſehe, die Maria Stuart darſtellt, und von Volkhart in Düſſeldorf gemalt iſt. Sieh nur die durchſichtige und dennoch lebensfriſche warme Bläſſe dieſes ſchönen Angeſichtes, aus dem eine unausſprechliche Milde und Ergebenheit ſpricht. In

dem ſchwarzen Trauergewande iſt ſie im Begriff zum Tode zu gehen, und dort im Hintergrunde ſiehſt Du dunkel und unheimlich den ſchwarzen Block mit dem verhängnißvollen Todesbeil. Sie geht zum Tode, aber ſie hat den Tod ſchon überwunden, ſie drückt das elfenbeinerne Crucifix an ihre Bruſt, und ihr ſtrahlender Blick iſt aufwärts gewandt dem Himmel zu. Wie ſchön iſt das Colorit und die ganze Auffaſſung dieſes Bildes!“

„Aber nun ſchauen Sie hier dieſes kleine Bild, Nr. 1078,“ ſagte Rinald. „Das iſt die Perle der ganzen Ausſtellung, und trotz ſeines engen Raumes ein wahrhaft großes Bild. Es iſt von Horace Vernet, und ganz einfach bezeichnet: Der ruſſiſche Schlitten. Freilich, das ganze Bild beſteht nur aus Schnee und einem Schlitten, aber dennoch iſt darin eine ganze Zukunft angedeutet, und eine ſchreckensvolle Gegenwart mit der Kraft des wahrhaften Meiſters gezeichnet. Tiefer, von keinem Fußtritt entweihter Schnee bedeckt die Erde, und durch dieſe unermeßliche Wüſtenei der Schneefläche iſt dieſer Schlitten heran gekommen. Aber jetzt hat ſich ein Sturm erhoben, er hat den Schnee zu ganzen Wolken aufgetrieben, mit denen er den geſammten Horizont bedeckt, daß er wie eine einzige große Maſſe, wie ein unermeßliches Leichentuch erſcheint; und dieſes Leichentuch, das die ganze Ferne und jede Rückkehr bedeckt und abſchneidet, es wird mit raſender Eile vom Sturm den Reiſenden nachgetrieben ſchon hat es ſie faſt ereilt, und ſelbſt die Thiere beben und ſcheuen vor dem Moment des Unheils, den ſie inſtinctmäßig wittern. Sehen Sie dieſe drei ruſſiſchen Pferde, die vor den Schlitten geſpannt ſind. Angſtvoll wendet das Eine ſich ſeitwärts, während das Mittlere im Schrecken der Creatur ſich rückwärts wirft, und das Dritte zitternd, mit ſchnaubenden Nüſtern vorwärts drängt, dieſem Schreckniß zu enteilen. Die Thiere ſcheuen und bangen, aber inmitten der Gefahr und des

drohenden Todes ist der Mensch ruhig geblieben. Das Antlitz des russischen Kutschers dort zeigt Ernst und stoische Ruhe, er ist auf Alles gefaßt, und zu vertraut mit diesen Schrecknissen, als daß er sie fürchten sollte. Muthig hebt er den Arm und schwingt die Peitsche über den bäumenden Rossen, besonnen hat er die Gefahr ermessen, und er weiß, daß nur die rasendste Eile vielleicht sie dem Tode entreißen kann. Drinnen im Schlitten aber sitzt eine einzelne verhüllte Gestalt, das Haupt auf die Brust geneigt, daß man sein Gesicht nicht sehen kann. Es ist ein Offizier, das sieht man an seinem militairischen Anzug, tief über die Stirne hat er die Militairmütze gezogen, der Sturm spielt mit dem Kragen seines Mantels, unbeweglich sitzt der Offizier, unbeweglich inmitten dieser Schreckniſſe der Natur, er schläft vielleicht sogar, und in jener slavischen Ergebenheit eines ächten Russen denkt er, daß Gott und der Kaiser über ihm wachen, und daß, wenn Ersterer vielleicht sein Auge von ihm gewandt, er im Dienst des Letzteren sein Leben hingeben muß ohne zu murren. Und sie werden diesem drohenden Tode nicht entrinnen, schon schweben Raben unheilwitternd über dem Schlitten, und einer dieser Todesvögel hat schon den Lauf der Rosse überflügelt, und so gewissermaßen ihnen den Weg abgeschnitten. Ein Moment noch, und dieser daher brausende Schnee wird Alles mit einem fröstelndem Leichentuche bedecken. Wahrlich, dies ist ein ungeheures Bild, mit den einfachsten Mitteln ausgeführt, und es gehört der Muth eines großen Künstlers dazu, schon um so etwas nur wagen zu können. Ein Bild, nur aus einer weißen Schneemasse und einem Schlitten bestehend, kein deutscher Maler würde sich mit so einfachen Mitteln begnügt haben, keiner wäre aber auch im Stande gewesen dies Bild so auszuführen. Wie das gemalt ist, so kühn und sicher, mit so breitem Pinsel, scheint es, wie hingehaucht, Alles nur andeutend, ist in diesen Andeutungen überall das Höchste gesagt.

Nirgends eine Abſichtlichkeit, eine hineingelegte Idee, überall die ungekünſtelte, einfältige Wahrheit der Natur."

„Nun, was dieſe einfältige Wahrheit der Natur betrifft," ſagte Herr Helldunkel lachend, „ſo iſt die hier auf dieſem Bilde Nro. 756 bis zum Exceß ausgebeutet. Sehen Sie, ich bitte Sie, nur einmal her, und ſagen Sie mir, ob es etwas Unanſtändigeres und eine größere Naivetät giebt. Schon dieſer grüne Raſenplatz hier vorne, aus dem ſpärlich geſtreut hie und da einige kleine Blümchen wie ein Ausrufungszeichen aufſteigen, iſt unübertrefflich, und nun ſehen Sie nur dieſe Gruppe hier. Eine weiße Hirſchkuh ſteht da, und zwiſchen den weit auseinander geſpreizten Hinterbeinen ſieht man den Kopf eines Kindes hervorkommen. Wahrhaftig, es iſt wie die Wochenſtube dieſer Hirſchkuh und Genoveva knieet als Hebeamme neben derſelben. Wer iſt denn der unvergleichliche Maler dieſes Bildes?"

„Petri aus Dresden, Schüler des Profeſſors Hübner."

„Und iſt von Hübner ſelbſt kein Bild hier?" fragte Erneſtine.

„Einige Portraits, und ein Bild, Meluſine, nach Tieck's Bearbeitung des Volksmährchens. Aber es iſt unbedeutend, die Meluſine, halb Fiſch, halb Menſch, macht nur einen widerlichen Eindruck, und dies in zwei Hälften getheilte Bild, auf der einen Seite die Meluſine im Waſſer, auf der andern der in der Felsgrotte lauſchende Ritter, macht nur den Eindruck einer Decoration, die zu irgend einer Darſtellung erforderlich war. Es iſt keine freie ſchöpferiſche Kraft darin, und zudem iſt das Colorit hart, ohne kräftig zu ſein, und das Fleiſch wieder ganz ſo roth, wie alle die Hübner'ſchen Bilder der neueſten Zeit. Jetzt aber betrachten Sie einmal hier, Nro. 392, dies Bild von Hildebrandt."

„Es iſt viel Schönes in dieſem Bilde," ſagte Herr Helldunkel, „namentlich iſt das Colorit vortrefflich, das Helldunkel,

in dem dieſe männliche Figur erſcheint, lebensvoll und markig, das Ganze anſprechend und intereſſirend."

„Sie haben Recht," ſagte Rinald, „aber dies Bild iſt dennoch dem, was es nach dem Catalog bedeuten ſoll, nicht entſprechend. Es heißt „der Doge und ſeine Tochter." Das iſt nun ſo eine vague nichtsſagende Bezeichnung, die auf gar keiner Baſis ruht, und im Bilde ſelbſt gar keine Rechtfertigung findet. Der Maler hätte es mit demſelben Rechte der Pommerſche Baron und ſeine Tochter nennen können, und warum ſollte ein Pommer'ſcher Baron nicht in dieſem ſelbigen Anzug auf eben ſolchem Stuhle in ſolchem Zimmer zuſammen geſunken und ſorgenſchwer ſitzen können, warum ſollte ein Pommer'ſches Fräulein nicht ſo im weißen Gewande, die Guitarre im Arm vor ihrem Vater ſtehen und den Mund ſo öffnen können, um ihm ein Lied zu ſingen, und ihn zur Ruhe einzulullen? An Venedig erinnert auf dieſem Bilde nur die Marcuskirche, die man im Hintergrunde durch das geöffnete Fenſter gewahrt, nicht einmal den Anzug des Dogen trägt dieſer Mann da auf dem Lehnſtuhl, der übrigens ziemlich gelangweilt zu ſein ſcheint von dem Geſang ſeiner Fräulein Tochter."

„Und dennoch hat dieſes Bild etwas durchaus Anſprechendes, Sinniges," ſagte Erneſtine.

„Ja, die ganze beliebte weichherzige unbeſtimmte, vague Düſſeldorfer Schwermuth iſt darin," ſagte Rinald. „Jetzt aber kommen Sie, und laſſen Sie uns dies große Bild hier von Begas betrachten, Nro. 38, Chriſtus, die Mühſeligen und Beladenen zu ſich rufend."

„Oh, das iſt ſehr ſchön," ſagte Erneſtine, nachdem ſie lange ſchweigend das Bild betrachtet, „ich glaube wohl, daß Ihr Kritiker und Kenner wieder Manches daran werdet zu tadeln finden, daß namentlich der Hintergrund Euch zu abgeſchwächt, das Colorit hier und da zu matt erſcheinen wird,

aber dies Bild regt das Gemüth an, es giebt zu denken, und gedankenvoll ſchafft es Gedanken. Chriſtus ſitzt da auf ſeinem Throne, inmitten dieſer leiſe duftenden Landſchaft. Unendliche Milde und Klarheit iſt in ſeinem Antlitz, die Arme ſtreckt er den Knieenden entgegen, die auf ſeinen Troſtesruf ſich um ihn ſammeln. Dieſe kräftige halbentblößte Geſtalt hier links im Vordergrunde iſt ſehr ſchön, das braune Fleiſch voll Naturwahrheit und Energie, inbrünſtiges Flehen ſpricht aus dieſen rauhen edlen Zügen, dieſer urkräftigen Geſtalt, die ſich ſelber die Demuth abgezwungen hat, und nun mit dürſtendem Blick der Worte des Herrn lauſcht. Dicht daneben weiter rückwärts die edle Geſtalt mit dem Buche in der Hand. Auch der Gelehrte bedarf des göttlichen Troſtes, und auch zu ihm iſt der Ruf Chriſti gedrungen. Nun dieſe ſchöne Jünglingsgeſtalt daneben. Auf ſeiner Zügen liegt Schmerz und Freudigkeit zugleich, ſchmerzbeladen iſt er des himmliſchen Troſtes gewiß. Dort drüben rechts zeigt ſich im Hintergrunde das ſchwarze, grollende Antlitz eines Negers, neben ihm die wilde Geſtalt eines in Ketten Geſchlagenen. Sie, in ihrem erniedrigten Menſchenthum bedürfen des Troſtes, und dieſer Troſt beginnt ſchon den wilden Trotz ihres Antlitzes zu zähmen. Weiter im Vorgrunde im Profil uns zugewandt, zeigt ſich halbverſchleiert die bleiche ſchöne Geſtalt einer trauernden Witwe. Vor ihr ſtehen ihre Kinder, ſie drängt ſie hin zum Herrn, demuthsfreudig und gottergeben in ihrem großen Leid. Mühſelig und beladen iſt ſie, aber der Ruf des Herrn wird ſie tröſten. Dort drüben auch knieet ein Weib, die Arme flehend nach Chriſtus ausſtreckend; ſie ſchreit um Hülfe, auch um irdiſche Hülfe für ſich und für das Kind, daß ſie ſorglos über ihre Schulter geworfen, das zugleich ihre Laſt und ihre Liebe iſt, ihre Sorge und ihre Verzweiflung, das ſie von ſich werfen möchte, und dennoch mit halbgeneigtem Haupte an ſich preßt. Aber nicht bloß die Armen und Trauernden ſind die

Beladenen, auch unter ſammtenen Gewändern, unter Blumen und Diamanten birgt ſich oft der Schmerz und die Pein. Ein König kniet hier zu des Thrones Stufen und betet an, ein ſtolzes Weib hat ihre Geſtalt gedemüthigt, und breitet ihre Schätze, ihre Perlen und Juwelen zu den Füßen Chriſti aus, denn ſie fühlt, daß alle dieſe Herrlichkeit nichtig iſt gegen den himmliſchen Troſt des Herrn. Aber freudig und gottbegeiſtert ſteht dort rechts, das Bild abſchließend, der Dichter. Er allein hat ſein Haupt erhoben im freudigen Schauen, dies lorbeerumkränzte, ewig junge Haupt mit den wallenden Locken und den glänzenden Augen. Der Dichter allein iſt dem Elend und der Troſtloſigkeit der Erde entrückt, er ſchaut die ewige Herrlichkeit und hat ſchon in ſeinem ſtrahlenden Antlitz die ewige Freudigkeit."

„Gewiß iſt dies Bild die beſte Leiſtung des Profeſſors Begas," ſagte Rinald, „und ein unverkennbares Vorwärtsſtreben, ein Ringen nach Klarheit und Naturwahrheit iſt demſelben gar nicht abzuleugnen. Begas hat ſich doch ein Ziel geſteckt, er glaubt noch nicht es erreicht zu haben, er gehört noch immer zu denen, die nicht im übermüthigen Sichſelbſtgenügen abgeſchloſſen haben mit ſich und ihrer Zeit, und deshalb iſt auch dies Bild ſchon viel natürlicher, einfacher und vollendeter wie ſeine früheren Gemälde, die Alle zu ſehr etwas Manierirtes und Genreartiges hatten. Ganz frei von Manier aber iſt auch dies Bild hier nicht. Auch bietet es dem Critiker viele und ſehr in's Auge fallende Mängel dar. Dahin gehört vor allen Dingen dieſer König hier, der eigentlich nichts iſt, als ein leeres Gewand mit daran befeſtigtem Kopf und Armen. Aber, weil Ihnen das Bild gefiel, will ich es nicht weiter tadeln, weil es außerdem auch wirklich Schönes hat. Dies andere Bild aber hier macht mich traurig, weil es von Leſſing iſt, einem Künſtler, dem ich immer das Höchſte und Schönſte zugetraut habe, der alle Gaben beſitzt,

das Höchste zu leisten, und sich dennoch zu verlieren und schon den Glanzpunkt seines Wirkens überstiegen zu haben scheint. Dies Bild ist nicht im Catalog verzeichnet, aber so viel ich weiß, stellt es Kaiser Heinrich V dar, dem die Mönche den Eintritt in ihr Kloster versagen. Wie imposant hätte dies dargestellt werden, wie ungeheuer hätte hier Priesterstolz und Kaiserwürde einander feierlich gegenüber zum Kampfe stehen können. Von allem dem finden wir aber hier nichts. Es ist ein großes Bild, von dem aber der landschaftliche Hintergrund den meisten Raum einnimmt, während die Figuren in ganz verjüngtem Maaßstabe und gewissermaßen nur als Staffage erscheinen. Mit einem Zuge geharnischter Krieger zu Pferde naht sich der Kaiser auf stolzem schönem Rosse, er selber über dem Harnisch den Purpurmantel tragend, die Kaiserkrone auf dem Haupte. So ist er zum Kloster heran geritten, um dort zu rasten, aber die Pforte hat sich geöffnet, der Prior, gefolgt von seinen Mönchen, ist herausgetreten, und mit vorwärts gestrecktem Arm scheint der Prior den nahenden Kaiser zurückdrängen zu wollen. Aber sehen Sie nur das leere, nichtssagende Gesicht dieses Priors, die todten Physiognomieen dieser Mönche! So sieht kein Priester aus, im Augenblick, wo er es wagt, einem Kaiser feindlich sich gegenüber zu stellen, ein so mildes, nichtssagendes Gesicht paßt nicht zu einem Moment, wo er das Ungeheuerste sagt, und einen Kaiser beschimpft. Dieser Prior sieht aus, als ob er statt einer stolzen Weigerung eine demüthige Entschuldigung sagte, diese allenfalls könnte der Kaiser mit solchem hinterlistigen verdrießlichen Antlitz anhören, wie er es zeigt. Weder gekränkter Stolz, noch kaiserlicher Zorn spricht aus seiner nichtssagenden Physiognomie, er scheint die Beschimpfung ruhig hinnehmen zu wollen, aber die beiden geharnischten Ritter, die ihm zur Seite reiten, stürmen vorwärts auf bäumenden Rossen, der Kaiser will sie zurückhalten, und streckt links und rechts, sie

abwehrend, beide Arme aus, und ſcheint dadurch, einer Windmühle gleich, über ſeinem Roſſe zu fliegen. Gewiß iſt das eine ganz unkaiſerliche Stellung und nur ein Kunſtreiter könnte es wagen ſo auf einem muthigen ſcharrenden Roſſe zu ſitzen, ohne herunter zu purzeln. Dieſe Pferde aber, und die Landſchaft ſind vortrefflich, kühn und kraftvoll gemalt, und wenn man die Wahl hätte zwiſchen dieſem Kaiſer, und dem Pferde, das er reitet, ſo müßte man im Sinne Richards des Dritten ſagen: „einen Kaiſer für ein Pferd.“

„Ich weiß nicht,“ ſagte Herr Helldunkel jetzt ſchwer aufathmend, „ich fühle mich heute ganz erſchöpft von dieſem Bilderbeſchauen, das zuletzt bei mir in einen todten nichtsſagenden Bilderdienſt ausarten möchte. Wenn wir daher nicht noch Vortreffliches und Schönes zu ſehen haben, ſo möchte ich darauf antragen, wir ließen es uns an dem, was wir jetzt geſehen haben, genügen.“

„Auch verlieren Sie in der That nichts. Wir könnten zwar noch einige ſchöne Portraits beſchauen, z. B. das von Kretſchmer gemalte und anſprechende Portrait ſeiner Frau, das Portrait des Miniſters Eichhorn von Begas, auch einige wohlgelungene Portraits von G. Hertz. Auch viele recht gelungene Landſchaften könnten wir noch betrachten, darunter eine ſehr ſchöne von Johann Wilhelm Schirmer „das Innere eines Waldes bei Morgenbeleuchtung“. Auch artige kleine Genrebilder giebt es noch von Schrödter, Meyerheim und Anderen.“

„Ich bitte Sie, laſſen wir es genug ſein,“ ſagte Herr Helldunkel ſich ganz erſchöpft auf einen Stuhl werfend. „Und jetzt, da wir nun Alles uns angeſchaut, jetzt, mein Herr, befriedigen Sie meine Neugierde, und zeigen Sie uns das Albumblatt.“

„Bitte, laſſen Sie es uns ſehen!“ ſagte Erneſtine mit einem holden zuverſichtlichen Lächeln.

Rinald nahm das Blatt hervor und überreichte es Erneſtinen mit einem bedeutungsvollen Ausdruck, während Helldunkel ſeine Brille dichter vor die Augen ſchob, und das andere Ende des Blattes ergriff.

Es war eine allerliebſte Federzeichnung, die in ſchön ausgeführten Zügen eine kleine Compoſition darſtellte, deren Figuren beide Beſchauer lange mit ſichtbarem Erſtaunen betrachteten.

„Das bin ich!“ rief Herr Helldunkel erſchrocken aus.

„Und das bin ich!“ ſetzte Erneſtine leiſe mit zitternder Stimme hinzu, indem ſie auf die weibliche Figur des Bildes deutete, welche neben ihrem ſprechend getroffenen Vater ſich zeigte.

„Und das wage ich zu ſein!“ rief Rinald auf die dritte Figur der Gruppe zeigend, welche auf ihren Knieen lag, und mit ausdrucksvoller Bewegung einen Ausſpruch über ſich zu erwarten ſchien. Doch zeigte ſeine Erſcheinung auf dieſem Bilde zugleich eine große Veränderung an ihm auf, deren Hebel man wahrſcheinlich in einem neben ihm an der Erde liegenden Etwas, das Herr Helldunkel nicht ſogleich zu erkennen vermochte, dargeſtellt ſehen ſollte.

„Nun,“ ſagte Helldunkel lachend, „den Sinn dieſes Bildes werde ich wohl endlich genau und zuverläſſig beſtimmen können, ohne deshalb im Katalog nachzuſchlagen.“

„Schlagen Sie im Katalog Ihres Herzens nach,“ bemerkte Rinald, „Ihres edlen, ſchönen, großen Herzens, und Sie werden darin gewiß die mir günſtigſte Erklärung dieſes Bildes finden, Sie werden Ihre zum Segen ſich ausſtreckende Hand, welche Sie hier auf meinem Bilde ſo ſchön und ganz der Natur gemäß halten, gewiß in der Wirklichkeit nicht zurückziehen wollen.“

Während Erneſtine die Hand ihres Vaters in der ihrigen preßte, beſann ſich Herr Helldunkel einen Augenblick lang,

und dann ſagte er mit vollem Lachen: „Meinen Sie denn wirklich, Herr Robert, daß ich Sie die ganze Zeit über, heut und geſtern, nicht erkannt habe? Meinem ſcharfſinnigen und kunſtgeübten Auge iſt Ihre Perücke ebenſo wenig entgangen, als ich die dadurch bewirkte fremdartige Schattirung Ihrer Geſichtszüge ſogleich durchſchaut habe. Es machte mir aber vielen Spaß, daß Sie Sich ſo unerkannt von mir glaubten, und hinter einen Vorhang, den ich längſt gelüftet hatte, noch mit mir Komödie zu ſpielen wähnten. Sie haben aber die ganze Sache ſo ſchön und ſinnig durchgeführt, daß ich Ihnen gar nicht gram deshalb werden konnte. Aber ſagen Sie mir, was liegt denn hier auf der Erde neben Ihnen, es iſt ein ſeltſames mir unbegreifliches Convolut von Formen, was Sie da hingezeichnet haben?

„Das iſt meine Perücke," erwiederte Robert, „welche mir das Vergnügen verſchafft hat, zu Ihrer Geſellſchaft auf der diesjährigen Kunſtausſtellung zugelaſſen zu werden. Und wenn Sie mein Blatt verkehrt betrachten, ſo werden Sie in den Formen und Verſchlingungen dieſer Perücke, wie ich ſie da hingemalt habe, bald noch etwas Anderes gewahren, das Ihnen vielleicht bekannt erſcheinen wird."

Helldunkel nahm eifrig das Blatt und kehrte das Untere nach Oben, worauf ſich ihm die Perücke ſofort in ihren Linien und Strichen als eine Conformation von lauter kleinen Geſichtern ergab, die Portraitähnlichkeit zu enthalten ſchienen.

„Es ſind unſere Akademiker," bemerkte Robert trocken, welche ich Ihnen hier zu dieſer Perücke zuſammengeſtellt habe, um Ihnen darin ein kleines Andenken unſerer letzten Kunſtgeſpräche zu zeichnen. Ich aber habe dieſe Perücke von mir geworfen, wie Sie hier ſehen, und liege als freier kunſtloſer Menſch, als ein Menſch, der keine Kunſt mehr will, ſondern nur Liebe, zu Ihren Füßen. Es iſt ein Irrthum,

mein Herr, daß unſere Zeit eine Zeit der Kunſt iſt! Es iſt eine Zeit der Kunſtvereine, aber nicht der Kunſt. Die Kunſtvereine in Ehren, Herr Helldunkel, beſonders den Ihrigen, aber werden Sie mir fort und fort zürnen, daß ich, ſtatt der Kunſt, nur die Liebe will, und daß ich glaube, wir müſſen Alle heut erſt eine Zeit der Liebe und der Freiheit in uns bereiten, ehe wir Neues und Großes in der Kunſt ſchaffen können!"

„Bei ſo großem Talent zur Zeichnung und Erfindung ein ſolcher Kunſtfeind zu ſein!" ſagte Herr Helldunkel nachdenklich vor ſich hin, indem er das Blatt immer wieder anſah und ſich beluſtigte.

„Und was ſagſt Du denn zu dieſem Bilde?" fragte er darauf mit einem ſehr bedeutungsvollen Blick ſeine Tochter Erneſtine.

„Ich halte es für das beſte auf der ganzen Kunſtausſtellung, lieber Vater!" erwiederte dieſe kaum hörbar.

„Nun ich merke wohl," ſagte Helldunkel lachend, „das iſt eine abgekartete Sache hier! Jetzt laßt uns nur machen, Kinder, daß wir aus dem Saal fortkommen, und uns in unſerm Hotel das Weitere mit mehr Muße beſprechen." —

Druck von J. Sittenfeld jun., Neue Friedrichsstr. No. 30.

J. J. Engel's

Philosoph für die Welt.

Neu herausgegeben und eingeleitet

von

Theodor Mundt.

Erster Theil.

GROSSH. REGIERUNGS-BIBLIOTHEK SCHWERIN

Berlin.
Mylius'sche Buchhandlung.
1845.

Inhalt des ersten Bandes.

	Seite
Erstes Stück: Die Göttinnen.	3
Zweites Stück: Ueber die Leiden des jungen Werther. Von Garve.	14
Drittes Stück: Die Höhle auf Antiparos. Von der Gefahr gewisser Lectüren für gewisse Leser.	21
Viertes Stück: Bayle an Shaftesbury. Von Eberhard.	34
Fünftes Stück: Shaftesbury an Bayle. Von Eberhard.	38
Sechstes Stück: Tobias Witt.	44
Siebentes Stück: Die Eiche und die Eichel. Ein Gespräch über Hrn. Dutens Buch „Von dem Ursprunge der Entdeckungen, die den Neuern zugeschrieben werden.“ . .	50
Achtes Stück: Erster Brief an Hrn. Dutens.	58
Neuntes Stück: Zweiter Brief an Hrn. Dutens. . . .	63
Zehntes Stück: Ueber Emilia Galotti; erster Brief. . .	68
Elftes Stück: Ueber Emilia Galotti; zweiter Brief. . .	75
Zwölftes Stück: Ueber Emilia Galotti; dritter Brief. .	82

Seite

Dreizehntes Stück: Ueber Emilia Galotti; vierter Brief. 88
Vierzehntes Stück: Hylas und Philonous. Von Moſes Mendelsſohn. 101
Funfzehntes Stück: Der Bienenkorb. 106
Sechzehntes Stück: Traum des Galilei. Oder: von den Freuden der Erkenntniß. 118
Siebzehntes Stück: Das Weihnachtgeſchenk. Von Garve. 128
Achtzehntes Stück: Der Habicht. Ein Geſpräch über die Einführung der Raubthiere in die Natur. 132
Neunzehntes Stück: Proben rabbiniſcher Weisheit. Von Moſes Mendelsſohn. 146
Zwanzigſtes Stück: Fortſetzung der Proben rabbiniſcher Weisheit. Von Friedländer. 156
Ein und zwanzigſtes Stück: Die Bildſäule. 166
Zwei und zwanzigſtes Stück: Die Gurmethoden. . . 176
Zuſatz des Herausgebers. 181

Einleitung.

Als eine klare, freundliche und lebenswarme Gestalt steht Engel in der deutschen Literatur da. Seine Schriften gehören nicht zu den mächtigen Schöpfungen des deutschen Geistes, durch welche die Grundtiefen des Nationalbewußtseins aufgerührt wurden, aber sie haben ihren nicht zu vergessenden Werth in der schon frühe von ihnen ausgegangenen Vermittelung der deutschen Bildung mit feinen und edelen Formen, nach denen Engel im Aeußern und Innern seiner Darstellung bereits in einer Zeit strebte, wo Goethe's Prosa noch nicht ihre Meisterwerke hingestellt hatte.

Engel umzeichnete und skizzirte schon die höheren Formen der deutschen Bildung, welche nachher durch unsere größten schaffenden Geister ihre gesättigte Ausführung und Verwirklichung fanden. Als Aesthetiker, Moralphilosoph und Dichter

ſuchte er nach verſchiedenen Seiten hin einen ſchönen und reinen Lebenstypus zu geſtalten, deſſen eigentliche Bedeutung in dem Geſetz des Maaßes und der Harmonie beſtand, welches Engel für die deutſche Darſtellung zu begründen ſtrebte. Das Maaß iſt in der That die eigentliche Muſe Engel's, das leiſe Geheimniß ſeiner Darſtellungskunſt, das Pathos ſeiner künſtleriſchen und ethiſchen Geſinnung. In dieſem Maaß, welches er überall als das eigentlich Beſtimmende in Inhalt und Form walten läßt, ſoll ſich die ächte Begränzung des menſchlichen Lebens, als eine Kunſt der Weisheit, der Sittlichkeit und der Schönheit, darſtellen. In dieſem Sinne hat er auch den Standpunct der Aufklärung, welcher in dem letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts die Geiſter in Deutſchland beherrſchte, mit der ethiſchen und äſthetiſchen Seite der platoniſchen Philoſophie in Verbindung zu ſetzen geſucht. Seine Hinneigung zur platoniſchen Philoſophie, ſoweit ſich ihm dieſelbe auf einem im Grunde unſpeculativen Standpunct erſchließen konnte, legte Engel nicht nur in ſeiner beſonderen Schrift „Verſuch einer Methode, die Vernunftlehre aus platoniſchen Dialogen zu entwickeln" an den Tag, ſondern er verſuchte auch ſelbſt eine kunſtmäßige Aneignung der Formen des platoniſchen Dialogs. Dieſe eigenthümlichen Geſprächsrhythmen des Plato, mit ihren wunderbar verſchlungenen Wortgeflechten, verſtand Engel ſchon abzulauſchen, wenn auch noch nicht mit derjenigen geiſtigen und dialektiſchen Vollendung, zu der es ſeine ſpäteren Nachfolger in dieſem Streben, Schleiermacher und Solger, gebracht haben.

Man kann aber von Engel ſagen, daß er den Deutſchen

den Zopf des achtzehnten Jahrhunderts nicht ſogleich unbarmherzig heruntergeſchnitten habe, ſondern daß er noch erſt milde Uebergänge verſucht, um allmählige Löſungen der deutſchen Bildung zu bewirken. In Engel's Schriften geht daher die neue Zeit Deutſchlands nicht, wie bei Goethe, in unmittelbar ſich ausſchüttenden, vollen und ſtarken Frühlingswettern auf, ſondern es iſt die Poeſie und Philoſophie des geſunden Menſchenverſtandes, die in Engel in vorſichtiger Abwägung ihre Blüthen treibt.

Auf dem Grunde der berliniſchen Aufklärung, die durch Friedrich Nicolai kritiſch und durch Moſes Mendelsſohn philoſophiſch vertreten wurde, war Engel erwachſen, und indem er ſich geiſtig an die Richtungen dieſer ſeiner Zeitgenoſſen anlehnte, zeigte er zugleich, was ein Mann von edlerem Geſchmack und von einer gewiſſen natürlichen Poeſie auf dieſem Boden erzielen und leiſten könne. Er erzeugte aus dieſer allgemeinen Ernüchterung des ſogenannten geſunden Menſchenverſtandes doch eine kryſtallklare und hellgeſchliffene Proſa, der es auch nicht ganz an poetiſchen Farben fehlte, um der alltäglichen Wirklichkeit ſchon einen höheren Schimmer der Dichtung zu erwecken.

In dieſem Sinne iſt auch Engel's Philoſoph für die Welt zu betrachten, der zuerſt im Jahre 1775 erſchien, und worin Engel, durch eine Zuſammenſtellung charakteriſtiſcher Aufſätze von ſeiner und ſeiner Freunde Hand, die weſentlichſten Bildungselemente ſeiner Zeit zuſammenfaßte. Durch den Titel des „Philoſophen für die Welt" wollte er dabei bedeu-

tungsvoll eine Bestimmung ausdrücken, welche sowohl für die Philosophie, wie für die allgemeine Nationalbildung von Interesse ist. Jede Philosophie hat im Grunde die Aufgabe, und es ist ihre höchste, eine Philosophie der Welt, eine Philosophie der Wirklichkeit zu sein, und wenn dieser Gedanke, der erst in den späteren Entwickelungen der deutschen Philosophie zum festen Bewußtsein kam, auch noch nicht in Engel wissenschaftlich klar geworden seyn konnte, so wollte er doch schon in seinem „Philosophen für die Welt" das denkende Bewußtsein vorzugsweise auf die Gegenstände der Welt und Wirklichkeit richten, und damit ausdrücken, daß der Philosoph für die Welt derjenige sei, welcher sich mit der Kraft des Gedankens und des Urtheils aller wahrhaften und geistigen Güter des Lebens bemächtigt, dieselben in seinen freien Besitz verwandelt und dadurch den Höhepunct seiner Bildung festgestellt habe. So sind es die Interessen der Literatur, Kunst und Wissenschaft, großer Meisterwerke des schaffenden Genies, eigenthümlicher Erscheinungen der Erde und des Völkerlebens, verwickelter Fragen auf dem Gebiete der Lebensmoral und der Lebenskunst, welche Engel in seinem „Philosophen für die Welt" zusammenreiht und sowohl als Uebung, wie als Bethätigung des denkenden Bewußtseins seiner Zeit aufstellt. Mit allen diesen Sachen hat es der wahre Philosoph für die Welt zu thun. Der Philosoph der Welt, der die höchsten Gegenstände der Wirklichkeit in sich aufgenommen und durch Denken und Urtheilen sich zu eigen gemacht, ist dann zugleich der ächte Philosoph für die Welt, in der er, sicher sich wiegend

auf den Thatsachen seines Bewußtseins, heimisch und frei sich fühlt, wie er auch auf deren Weiterbildung und Fortentwickelung von der Höhe seines Standpunctes aus den entschiedensten Einfluß ausüben kann. Dieser Philosoph für die Welt ist dann in seinem weiteren individuellen Verhältniß zum Leben ebenso auch der wahre Weltmann und der ächt humane Lebemann, und diesen Typus hatte Engel in seiner eignen Person zu verwirklichen gestrebt, indem er in Deutschland Einer der Ersten war, welche den steifen Gelehrtencharakter der deutschen Nation zu lösen und zu befreien, und einen humanen Weltcharakter daraus zu gestalten suchten.

Auf dieser tüchtigen Gedankengrundlage wurde Engel's Philosoph für die Welt dies beliebte Bildungsbuch für alle Stände, und besonders für die reifere Jugend ein anregendes und geistig orientirendes Lesebuch, das in dieser Bedeutung sich eine lange Reihe von Jahren hindurch bis auf die neueste Zeit erhalten, und dessen Verbreitung fast eine populaire genannt werden konnte. Es ist nicht zu läugnen, daß es in vielen wesentlichen Theilen dies Interesse zum Theil auch heut noch beanspruchen kann, und wenn die Gegenstände, die es uns vorführt, für uns größtentheils der Vergangenheit unseres Lebens und unserer Bildung angehören, so ist dies doch gerade diejenige Vergangenheit, welche die eigentliche Quelle unseres gegenwärtigen nationalen Geisteslebens ist, und in deren Bildungsstoffen, von denen die unsrigen eigensten noch abhängen, wir uns beständig wieder orientiren müssen. Diese Eberhardt'sche Aesthetik, diese Garve'sche Moral- und Le-

densphiloſophie, dieſe Mendelsſohn'ſche Philoſophie der märkiſchen Aufklärung, aus welchen Elementen der Philoſoph für die Welt vorzugsweiſe beſteht, ſind zwar für uns längſt aus dem Bereich unſerer Lectüre herausgetreten; aber ſie bieten, namentlich in ihrer hier vorliegenden gedrängten Zuſammenſtellung, doch einen ſehr bedeutungsvollen Kreisausſchnitt des deutſchen Bildungslebens, in den wir immer mit mannigfacher Anregung wieder hineintreten. Es iſt dies die eigenthümliche Uebergangsphaſe unſerer modernen Cultur, wo durch Leſſing und Goethe die Grundſteine zu einer freieren und höheren Nationalbildung gelegt wurden, und der deutſche Geiſt nach Gehalt und Form neue Beſtimmungen anzunehmen im Begriff ſtand. Der Einfluß der Kant'ſchen Philoſophie, die in ihren Hauptrichtungen ſchon begründet daſtand, war doch in dieſem Moment noch nicht in die Mitte der Zeit vorgedrungen, und ſo beherrſchten auch ſeine Gedankenformen noch nicht den geiſtigen Kreis der Verfaſſer und Genoſſen dieſes Buches, dem Kant ſonſt ſeine lebhafte Theilnahme geſchenkt hatte. Dagegen war Leſſing als Dramatiker, Kritiker und Kunſttheoretiker ein Hauptbeweger dieſes Kreiſes geworden, und er nimmt deshalb auch unter den Gegenſtänden des Philoſophen für die Welt eine hervorragende Stelle ein. Eine neue ſtürmiſche Welt von Gefühlen und Gedankenbeziehungen hatte aber Goethe durch ſeinen Werther in der Zeit aufgeregt, und hier iſt es beſonders bemerkenswerth, wie der Philoſoph für die Welt eine der früheſten kritiſchen Stimmen über Goethe's Werther gebracht hat. Der Brief im Philoſophen für

die Welt „über die Leiden des jungen Werther", welcher von Christian Garve herrührt, wurde im Jahre 1775 geschrieben, während das Erscheinen der Goethe'schen Dichtung in das Jahr 1774 fällt. Dieser Aufsatz von Garve kann noch heut in manchem Betracht für merkwürdig gelten. Dieser einfache Autor, bei dem Alles nur Moralbetrachtung und Styl ist, hat doch das allgemeine Verhältniß, in dem sich ein Charakter wie Werther zur Natur und Menschenwelt darstellt, sehr treffend beurtheilt, und eigentlich schon damals die tiefere Idee dieser Dichtung erkannt, indem er die Liebe im Werther nur als das hinzukommende Moment bezeichnete und nicht als das wesentliche Thema der Darstellung, wie es sonst so vielfach, selbst von Kritikern, geschehen ist, welche im Werther nur den Märtyrer der Liebe und eines zu gewaltigen subjectiven Gefühls verherrlicht sahen. Diese freie Einsicht ist um so bemerkenswerther bei einem auf bloß ethischem Standpunct stehenden Schriftsteller wie Garve, während es in jener Zeit selbst ein Lessing nicht über sich vermochte, die seiner eigenen Persönlichkeit zu fremde Dichtung anzuerkennen und mit ihrer Ideenwelt sich zu befreunden. —

Es sollte uns hier bloß darauf ankommen, mit einigen Strichen darzuthun, wie uns auch für unser heutiges Interesse und Bewußtsein noch mancherlei Anknüpfungen in Engel's Philosoph für die Welt geblieben sind. Bücher dieser Art, welche die Bildungsstoffe und Geisteselemente einer ganzen Periode übersehen lassen, werden immer ihren Werth behalten, und als Studien ihrer Zeit zu interessanten Betrachtungen An-

laß geben, beſonders wenn, wie in Engel's Philoſoph für die Welt, die leichte und populaire Behandlung geiſtiger Intereſſen zur Nachahmung für die Gegenwart ſich als Muſter empfiehlt.

Berlin, im Mai 1845.

Theodor Mundt.

Der

Philoſoph

für die Welt.

Erſter Theil.

Erstes Stück.

Die Göttinnen.

Die Göttinnen der Weisheit und der Liebe lebten in steter Uneinigkeit. Beide wünschten ihre Herrschaft über den ganzen Erdboden auszubreiten: aber wer der einen opferte, kam nicht leicht zu den Altären der andern; erst mußte er des Dienstes der Venus überdrüßig seyn, ehe er sie verließ und sich dem Dienste Minervens weihte. Nur hie und da fand sich ein Sterblicher, der seine Opfer unparteiisch zwischen beiden theilte: und dieser war immer, nach dem eignen geheimen Urtheile Minervens, der weiseste. Jede der Göttinnen hatte Hoffnung ihn ganz zu gewinnen, und jede überschüttete ihn daher mit ihren süßesten Wohlthaten und ihrem schönsten Segen.

Indessen kam die Eifersucht beider Göttinnen nur selten zum Ausbruch. Sie fürchteten, Vater Jupitern zu beleidigen, der immer zu ihren Streitigkeiten seine ehrwürdige Stirne runzelte. Auf der einen Seite war Minerva die Tochter seines Hauptes,

und gegen solche Kinder ist die Liebe sehr zärtlich; auf der andern, hatte er auch der Venus große Verbindlichkeiten. Sie hatte ihm so manche selige Schäferstunde verschafft, worin er seiner Majestät vergaß, und sich für die vielen Sorgen seiner Regierung eben so belohnte, wie sich noch unter uns die Götter der Erde belohnen. Was für einem erhabnern Beispiele könnten sie auch folgen, als dem Beispiele Jupiters? —

Gemeiniglich blieb es also zwischen beiden Göttinnen bei Blicken, bei Ironieen, bei Anspielungen; kurz, bei dem ganzen kleinen Nadelgefechte, womit sich die Damen oft schmerzhaftere Wunden zu ritzen pflegen, als die Männer sich schlagen. Die Göttinn von Cythere fuhr dabei noch am besten. Minerva war zu ernsthaft, um nicht bald aus dem muntern in den philosophirenden Ton zu fallen: und wenn dann über ihre Soriten Apollo gähnte, daß ihm von der Bewegung der Lorbeer um seine Schläfe rauschte; wenn Bacchus, zurückgelehnt an eine der Säulen des Götterſaales, mit vorgestrecktem Bauch und beide Arme herabhangend, über das ganze Gemach hinwegschnarchte; wenn selbst der Adler Jupiters auf der Spitze des göttlichen Zepters in jener süßen und malerischen Stellung schlummerte, worin ihn Pindar beschreibt: so fing auf einmal die sorglose Venus an, mit ihrem Buben zu tändeln, oder warf sich wohl gar auf ihren berußten Vulkan, an den sie so viel Liebkosungen verschwendete, ihm so viel süße Thorheiten vorsagte, so oft den ambrosischen Kuß auf seine Wangen und Lippen drückte, daß Alles wieder lebendig ward, und vollends kein Gott mehr auf die Weisheit Minervens hörte. Oft wollten Alle vor Lachen über den guten Ehemann ersticken, der alle diese Schmeicheleien für baare Münze nahm, und sich vor Freude

und Zärtlichkeit nicht zu laſſen wußte. — Auftritte dieſer Art gingen immer der guten Minerva bis an die Seele; und nur gar zu gern hätte ſie oft die gröſsten Bitterkeiten ausgeſtrömt, wenn ſie nicht noch zu rechter Zeit ſich erinnert hätte, daſs ſie die Göttinn der Weisheit wäre.

Liebes Kind, ziſchelte oft Jupiter ſeiner Tochter ins Ohr: ich dächte, es ſollte dein Vortheil ſeyn, wenn du mit der von Cythere Freundſchaft hielteſt. — Minerva ſelbſt ſah das ein; aber ſie war auf einer zu empfindlichen Seite angegriffen, und ward es noch täglich. Die Eiferſucht war eine unheilbare Wunde ihres Herzens geworden. Alle Welt drängte ſich in lautem Getümmel zu den Altären der Venus; ihr wurden immer die erſten, die ſchönſten Früchte geopfert: zu den Altären Minervens kamen nur die, die nicht genug mehr übrig hatten, um ſich der Venus Gunſt zu verſprechen; und ſo bekam die gute Tochter Jupiters nur das, was übrig blieb und was abfiel. Um jene Altäre ſah man dichte Gruppen blühender Jünglinge und lächelnder Mädchen: es war an ihren Feſten das lebendigſte Gewühl um ſie her; im Heiligthume Minervens ſtanden nur ſparſame Gruppen kraftloſer Greiſe und welker Matronen, die mühſam an ihren Stäben herzuſchlichen, ſtatt Opfer Weihrauch brachten, und ihrem Reiche nur noch wenig Dienſte verſprachen. Selten fand ſich ein Jüngling, und noch weit ſeltner ein Mädchen. — Kam einſt von der Liebe, aus Verdruſs nicht erhört zu ſeyn, ein Mann oder ein Jüngling zu der Weisheit herüber; ſo war es mit unwillig langſamen Schritt, und immer den Blick mehr hinterwärts als vorwärts gerichtet. Auch fehlte es ſelten, daſs er nicht auf halbem Wege wieder umgekehrt wäre. Nur ein einziges flüchtiges Lächeln,

das die Göttinn ihm nachſchickte; ſo war aller Unwille aus ſeiner Bruſt verſchwunden, und er eilte nur deſto brünſtiger wieder zurück. Ja ſelbſt unter den abgelebteſten Greiſen waren nur wenige, die der Minerva von Grund ihres Herzens dienten. Die meiſten forderten ihre Gunſtbezeugungen nur, um doch Etwas zu haben, da ſie das nicht mehr haben konnten, was ſie ſonſt freilich am liebſten gehabt hätten.

Einſt, da ſich Minerva, beim einſamen Schimmer des Mondes, zu dem geliebteſten ihrer Lieblinge herabließ, um ihn mit ihren geheimen Einflüſſen zu begünſtigen, und ſein innres Auge zum ſeligen Anſchauen der intellectuellen Schönheit zu öffnen, fand ſie ihren Platz ſchon von der Göttinn der Liebe eingenommen, und den ernſthaften Weiſen mitten in dem noch ſeligern Anſchauen einer ſinnlichen Schönheit begriffen. Dieſer neue Triumph ihrer Feindinn war allzu kränkend, als daß ſie ihn ſo im Stillen hätte verſchmerzen ſollen. Sie verfolgte von dieſem Augenblick an die gute Venus mit den kränkendſten Anmerkungen, und fand bei den entfernteſten Veranlaſſungen Uebergänge zu Bitterkeiten.

Jupiter, auf den Frieden in ſeinem Olymp bedacht, glaubte Minerva durch einen zornigen Blick zu zügeln, den er unter einer gerunzelten Stirne und ſchrecklich zuſammengezogenen Augenbraunen hervorſchoß; aber umſonſt! Endlich warf er in einem unwilligen Tone die Anmerkung hin, die er für eine Göttinn der Weisheit hinlänglich glaubte, daß Neckereien dieſer Art einer Gottheit nicht anſtändig wären.

O Jupiter! rief Minerva aus, indem ſie mit dem Geſpräche zur Seite abſprang; ſage mir: was iſt eine Gottheit? Ich bin ſchon längſt in meinem Begriff davon irre geworden. Es giebt

ihrer, deren Tempel bis an die Wolken reichen, deren Altäre von einer Sonne zur andern nicht aufhören zu glühen, vor deren Bildsäulen die Nationen gebückt liegen, und denen doch gerade das erste Kennzeichen der Gottheit fehlt. — Ein bedeutender Blick, auf die Göttinn der Liebe geworfen, verpflichtete diese, zu antworten.

Das erste Kennzeichen der Gottheit? — Ich habe nie tief gedacht, Madame. Was ist das?

Wie! was das ist? — Wenn der Mensch fragt: wer bin ich? so behauptet er seinen Vorzug über den Wurm. Wenn eine Göttinn so fragt, so sinkt sie zur Menschheit hinab. — Die Wohlthätigkeit ist es. Die Sorge für das Heil der Sterblichen, die wir beherrschen.

Und die Gottheit, der dies Kennzeichen fehlt? Darf ich bitten?

Sehr gerne! Eine beschämende Antwort gehört auf eine vorwitzige Frage. — Diese Gottheit sind Sie.

Ich? lächelte Venus, und sah mit der freien Miene eines reinen Gewissens durch den ganzen Zirkel umher.

Wer sonst, Madame? — Wenn die Stimme des Jammers, die zum Olymp dringt, die Stimme des Jubels so weit übertönt, daß oft Jupiter selbst in seinem innersten Gemache nicht ruhen kann, und den Himmel mitten in seinem Himmel vermißt: wer sonst ist Ursache, als Sie? — Es ist die Stimme derer, die Sie unglücklich machten.

Wie, Madame? wofür nehmen Sie doch die Seufzer der Liebhaber! — Glauben Sie mir: in den klagendsten Sätzen eines Adagio liegt oft mehr und tiefer gefühlte Wollust, als in den feurigsten eines Allegro. — Ich; ich sollte unglücklich machen? Fragen Sie doch meine Freunde, die Dichter!

Ihre Freunde, die Dichter — was darf ich Ihnen mehr ſagen? — ſind Dichter.

Armer Apoll! lispelte Venus.

Warum das? — Ihr Kunſtgriff ſich eine Partei zu machen, iſt ſehr unglücklich, Madame. Wenn die hohe, edle Begeiſterung Apolls einen Dichter hebt, dann tönt ſein Geſang von Göttern und Weiſen und Helden; aber die Sänger der Liebe ſind auch die Sänger des Weins und ſchöpfen ihre Begeiſterung aus dem Kelche des Bacchus.

Ha! rief der ſorgloſe Bacchus, und reichte ſeinen Becher dem Ganymed, ihn noch einmal zu füllen.

Aber Venus ſtand auf, und hüpfte gerade zum Jupiter. — Lieber Vater! fing ſie an, mit jener freundlichen Holdſeligkeit, die jeden Verdruß verſcheucht und jede Sorge hinwegſchmelzt; und dann ſtreichelte ſie ſeine Wangen, daß die kleinſte Runzel von ſeiner Stirne ſchwand, und die ernſthafte Juno vor eiferſüchtigem Zorne glühte. Lieber Vater! rief ſie noch einmal: du mußt es wiſſen; du kennſt mich. Iſt es wahr, daß ich unglücklich mache?

Die Verlegenheit des guten Gottes war unbeſchreiblich, und Juno knirſchte vor Wuth. Denn ſo feind ſie auch den Ausſchweifungen ihres Gemahls war, ſo ſehr haßte ſie doch alle Anſpielungen darauf; ſie mußten denn von ihr ſelbſt, zwiſchen den ſtummen Vorhängen ihres geheiligten Torus, kommen.

Aber, fing endlich nach einigem Stottern der Vater der Götter an: was zankt Ihr denn immer, Ihr Kinder? Wenn Wohlthätigkeit, wie Minerva ſagte, das Kennzeichen der Gottheit iſt, ſo dürft Ihr euch nur verſöhnen, um beide mehr Gottheiten zu ſeyn. Apoll hat euch das ſo oft ſchon gerathen, und ich ſo

oft euch befohlen. — Macht einen ewigen Bund mit einander! und die Sterblichen werden nicht erſt über den Kocyt dürfen, um ein Elyſium zu finden; es wird ihnen an ſeinen beiden Ufern blühen. — Du, Minerva, biſt allzuſtrenge, und du, Venus, zu leichtſinnig.

Allzuſtrenge? ſagte Minerva; und bat die Juno um ihre Iris, die ihr gerne bewilliget ward. Sie ſagte ihr einige Worte ins Ohr, und Iris ſchoß auf ihrem farbigen Bogen zur Erde. — Ich erbiete mich zu jenem ewigen Bunde, Jupiter, den du mir anträgſt; aber nur Geduld! und du ſelbſt magſt dann richten.

In wenig Augenblicken kam Iris zurück, und brachte eine Geſtalt mit ſich, die den ganzen Himmel in Erſtaunen ſetzte. Es war kein Menſch mehr; es war nur die unvollkommne Idee eines Menſchen: ein abgelebter, bleicher, zitternder Greis, in den Jahren der Jugend. Seine Augen, worin der letzte Funke Feuers erloſchen war, lagen tief in ihren Höhlen; ſein Nacken war krumm und gebückt, und ſeine Stimme keuchend, wie eines Neſtor.

Da ſeht! rief Minerva. Seht die Wonne, die Glückſeligkeit, womit die Göttinn von Cythere ihren Anbetern lohnt! Und ſolcher Elenden iſt der ganze Erdboden voll. Ihr haltet ſie für die Göttinn des Lebens? Ihr irrt euch. Sie ſteht mit den Göttern des Todes in Bündniß. Und wenn oft die unerbittlichen Parcen, weniger grauſam als ſie, den Faden des Lebens noch kaum zur Hälfte vollendet haben; ſo iſt ſie es, die mit der tödtlichen Scheere hinzutritt und ihn lächelnd zerſchneidet.

Alle Götter und Göttinnen — denn allen liegt die Wohlfahrt der Menſchen am Herzen — wurden über dieſen Anblick erbittert. Jupiter ſchüttelte ſein Haupt, daß der himmliſche Pal-

laſt durch alle Gemächer erbebte. Es war kein Mund, der nicht Tadel murmelte, und ſelbſt der menſchenwürgende Mars fluchte in ſeiner Wuth alle Ströme der Hölle zuſammen. Indeß ſaß die Göttinn von Cythere da, als wollte ſie durch den kryſtallnen Boden des Himmels bis hinab in die tiefſten Abgründe am Kaukaſus ſinken: nur dann und wann erhob ſie ein ſchüchternes Auge, das Verzeihung zu fordern und Beſſerung zu geloben ſchien.

Aber ſchon hatte ſie heimlich, ſobald ſie Minervens Abſicht errieth, dem Mercur einen Wink gegeben, der ihn augenblicklich verſtand, und ſchnell, als ob er vom erſten der Götter käme, zu vollſtrecken eilte. Es war bewundernswürdig, aber der ganze Himmel ſtand der kleinen ſüßlächelnden Cytherea zu Gebote. Sie war mehr Königinn des Olymps, als Jupiter ſelbſt. Alles liebte ſie, und alles richtete ihr gern einen Gefallen aus: die Götter offenbar, und die Göttinnen heimlich.

Jetzt hatte Minerva wieder das Wort genommen, und ſtand eben in der Mitte einer der gründlichſten Abhandlungen — gründlicher, als ſie je ein Mitglied vor der franzöſiſchen Akademie eines deutſchen Königs verlas — worin ſie mit größter Scharfſinnigkeit zeigte, was wahre Freude und wahre Glückſeligkeit ſei, und mit den triftigſten Beweisgründen darthat, daß alles, was die Göttinn der Liebe den Sterblichen anböte, nichts als Scheingüter wären, nichts als eitle, hinfällige, ſinnliche, thieriſche, thörichte — —

Und hier kam Mercur wieder zurück. — Ein neues Geſpenſt? riefen die Götter. Hatten wir nicht ſchon an dem Anblick des Einen zu viel? Schafft ſie hinaus! ſchafft ſie hinaus! oder wollt Ihr den Himmel zu einem Orcus machen?

O Mercur! ſeufzte Venus, als ob ſie ihre Beſchämung nicht länger ertragen könnte: mußt denn auch du, Mercur —

Wie, Madame? Was, um aller Götter willen! geht dies Gerippe hier Sie an? Schämen Sie Sich, wenn Sie wollen, für jenes! Für dieſes hier laſſen Sie Sich Minerva ſchämen!

Minerva? fuhr Venus auf, ihre ganze Heiterkeit wieder auf ihren Wangen, indeß der Göttinn der Weisheit die Worte im Munde erſtarben. — Aber beim Jupiter, ja! das iſt kein Liebhaber; das iſt ein Weiſer. — Armes Geſchöpf! Laß mich dich anſehen! Du blinzelſt? Kann dich dieſes ſanfte, reine, liebliche Licht des Himmels blenden? Sind deine Sehnerven ſo ſchwach? —

O Göttinn! Und meine Gehörnerven noch ſchwächer. Rede leiſer mit mir! denn deine Stimme ertönt mir, gleich der Donnerſtimme des Jupiter.

Iſt es möglich? Und doch iſt meine Stimme, wie alle Götter ſagen, die ſanfteſte im Olympus. — Du zitterſt? Dich ſchaudert? Fühlſt du denn nicht den Einfluß dieſes holden, ewigen Frühlings?

Wie könnt' ich, Göttinn? Der erwärmende Saft des Lebens iſt in allen meinen Gefäßen vertrocknet. —

Unbegreifliche Schwäche! Reich ihm doch einen Becher Weins, Ganymed!

O nein, Göttinn! nein! Auf die Stärkung eines Augenblicks würde nur eine deſto tödtlichere Mattigkeit folgen. —

Nun, Madame? — indem ſich Venus wieder zu der ganz verwirrten Minerva wandte: — jene Farbe, und dieſe Farbe; jene Wangen, und dieſe Wangen; jene Ohnmacht, und dieſe Ohnmacht — —

Iſt's denn meine Schuld, rief Minerva mit höhniſch auf-

gezogener Oberlippe, daß dieſer Thor ſich mit meinen Wohlthaten überfüllt hat?

Und iſt es meine, erwiederte Venus, wenn auch jener, im Genuſſe der meinigen, keine Gränzen kannte?

Schamloſe Vergleichung! ſagte Minerva.

Warum das? —

Wenn es um und um kommt, ſo hat doch der meinige zu dem edelſten Endzwecke gearbeitet. Er hat geſucht, die Menſchen zur Weisheit und Tugend zu bilden.

Und der meinige, die Menſchen ſelbſt zu bilden, die jener — —

Ein plötzlicher Aufruhr im Olymp unterbrach ſie. Alle weibliche Gottheiten, ſelbſt die alte großmütterliche Ceres, verſteckten das Geſicht hinter den Händen, und murmelten einander ihren Unwillen über die Schamloſigkeit ihrer Mitgöttinn zu. Aber Jupiter befahl dem Mercur, beide Gerippe hinauszuſchaffen, deren Anblick ihm die Freude ſeines Himmels verderbte. Nimm ſie nur gleich mit zum Styx, ſprach er: denn warum willſt du dir einen doppelten Gang machen? Pluto nimmt ſie ſicher für Schatten!

Und dann wandte er ſich mit folgender Rede an die Göttinnen der Weisheit und der Liebe: Sehet da die Folgen eurer Uneinigkeit! Sehet da die Früchte eurer ausſchließenden Herrſchſucht! Wir alle, ſo viel unſer ſind, ſollten billig nur Einen Tempel und nur Einen Altar haben. Denn weder für die Wollüſte des Geiſtes, noch für die Wollüſte des Körpers iſt der Menſch allein geſchaffen; in beiden ſtürzt Uebermaaß ihn ins Elend. So wie der äußere Menſch ohne unſre vereinigten Wohlthaten, ohne meinen Aether, und ohne deine Luft, o Juno, und ohne deine Waſſer, Neptun, und ohne deine Garben, o Ceres, und ohne dein Feuer, Vulkan —

Und ohne meinen Wein, redete Bacchus dazwiſchen, mit emporgehobenem Becher —

Nicht beſtehen kann: ſo kann auch der innere Menſch ohne eure vereinigten Gaben, ohne deine Weisheit, Minerva, ohne deine Triebe, o Venus, ohne deine Muſen, Apoll, zu keiner Vollkommenheit aufblühen; und der ganze Menſch kann ohne uns alle — —

* * *

O verzweifelt, mein Leſer! Indem ich eine der trefflichſten philoſophiſchen Deductionen aus dem Archiv des Himmels, wovon Mercur einige Blätter für mich entwandt hat, dir abſchreiben will; ſo fährt durch meine einſame Sommerlaube ein Zephyr, und führt mir meine Blätter weg in die Luft. Begnüge dich alſo mit dem was du haſt, und gedulde dich, bis ich das Verlorne wiederfinde; denn eben jetzt bin ich hinterdrein es zu ſuchen.

Zweites Stück.

Ueber die Leiden des jungen Werther.

(Aus einem Briefe.)

— Auch für mich ist der Charakter des jungen Werther äußerst interessant gewesen. Ich sympathisire sehr mit seinen Empfindungen über das Schicksal der Menschheit, über das Leben und den immerwährenden Tod der Natur, über die Dunkelheit und den Reichthum in den Vorstellungen der Zukunft und der Ferne, um derentwillen beide uns so reizend scheinen, dahingegen sie bei der Nähe dem Gewohnten ganz gleich sind, weil unsre Eingeschränktheit dieselbe bleibt, und wir nicht das Alte und das Gegenwärtige zugleich umfassen, sondern immer in einem gleich engen Kreise stehen. — Sonst sind Werthers Empfindungen allerdings überspannt: er verachtet einen niedrigern Grad von Empfindlichkeit, die dabei wirklich sehr weit und richtig seyn kann, mit eben dem tadelhaften Stolze, womit der große Gelehrte den minder Belesenen zu verachten pflegt. Er hat nicht allgemeines Menschengefühl. Das eine sind ihm Schurken und

Teufel; das andere, Engel. Aber, wenn ich ihm auch nicht in Empfindungen folgen kann, die von einem Temperamente abhangen, das dem meinigen durchaus entgegen ist: so kann ich doch begreifen, wie das in so einer Seele Statt gefunden hat, und ich sehe die wahren, mir auch bekannten Eindrücke der Natur, nur mit dem mir fremden Gepräge einer andern Organisation und anderer Sinne. — —

Die Leiden des jungen Werther haben mich auf den Verfasser viel aufmerksamer gemacht, als alles, was er vorher geschrieben. Das ist, glaube ich, einer der Schriftsteller, die auf unsre Zeitgenossen viel Einfluß haben werden. Er hat Herz, Verstand und Dreistigkeit; Gunst beim Publikum, und Begierde zu herrschen.

Es webt und regt sich jetzt mehr in allen menschlichen Köpfen, als sonst. — Wird dadurch das Loos unserer Nachkommen besser werden? Werden die Menschen endlich zu dem System von Ideen und Empfindungen gelangen, das nach ihrer Natur mit der Wahrheit und der Beschaffenheit des Ganzen am genauesten übereinkömmt? Wird alsdann einmal Einheit und Gleichförmigkeit in den Grundbegriffen, und dadurch gegenseitige Liebe, Achtung und Eintracht entstehen? Wird einmal eine Zeit kommen, wo die immer abwechselnde, immer gleich eingeschränkte Sinnlichkeit durch den immer gleich großen, unendlich weiten Verstand, der vom Anfang bis zum Ende alle Oerter und alle Einwohner und Begebenheiten umfaßt, wird überwogen, und dadurch die Ruhe des Geistes und Herzens festgestellt werden? — —

Sie befragen mich wegen meiner Gedanken über den Selbstmord. Nach meiner Einsicht, kommt dabei alles auf die eine

Landesbibliothek Schwerin

Betrachtung an: daß der Menſch in wichtigen Dingen, die nicht von ihm herkommen, nicht durch ihn geordnet und erhalten werden, ihm nicht einmal recht bekannt ſind, den Lauf der Natur durch unwiederbringliche Veränderungen ſo wenig als möglich ſtören müſſe. Dieſe Betrachtung wird noch ſtärker für den, der eben dieſen nicht von ihm herkommenden, von ihm nicht eingerichteten Dingen den verſtändigſten, größten, mächtigſten, beſten Geiſt zum Urheber, Anordner und Aufſeher giebt. Indem er ſich dem Lauf der Natur überläßt, vertraut er ſein Schickſal der höchſten Einſicht an; indem er dieſen Lauf ſtört, bringt er Wirkungen hervor, die zunächſt von ſeiner Blindheit und Unwiſſenheit abhangen. Ich weiß nicht, ſagt Werther ſelbſt, was das heißt: Leben, Sterben. Ich weiß es, bei Gott! auch nicht. Aber wie kann ich es alſo wagen, meine Hand in dieſe Dunkelheit auszuſtrecken, und dort Streiche zu verſetzen, die mein Auge nicht abſieht?

Ich weiß, daß man dieſen Satz zu weit ausdehnen, und auch die Aufopferung eines Gliedes, die Vernichtung irgend eines andern Theils der Natur, für unerlaubt halten könnte. Aber der geſunde Verſtand findet die Unterſchiede den Augenblick, die durch Philoſophiren nur ſchwer und langſam entwickelt werden.

Ich ſehe nehmlich in dem großen Univerſum, in dem ich bin und fortlebe, eine Sphäre, die für meine Erkenntniß, Beurtheilung und Activität beſtimmt iſt. Da findet Kunſt, Wiſſenſchaft, Erfahrung der Folgen, Verbeſſerung der Mittel, — mit Einem Worte, eine Abſicht und ein Entwurf, Statt. So weit als dieſe Erkenntniß der Folgen reicht, ſo weit darf ich auch eigne Einrichtungen und Veränderungen in der Natur machen. Ich ſehe ab, wo das hinauslaufen wird, wenn ich mir den Arm

glücklich ablöſen laſſe; ich werde mit Einem Arme fortleben, und im Zuſtande und Genuſſe der Menſchheit, obgleich mit Unbequemlichkeit und Schmerzen, verharren. Aber wenn ich mich umbringe! Ja, da weiß ich nichts mehr von meinem Selbſt; ich weiß keine der Folgen, die der Schuß ins Gehirn auf mein denkendes und wollendes Weſen hervorbringen wird. Leben und Tod kann alſo nicht zu meiner Sphäre gehören. Es iſt die höhere Sphäre des Geiſtes, der mich geboren werden, wachſen, leben und ſterben läßt; der alles weiß, was vor mir war, weiß, was nach mir ſeyn wird; der einen Plan und Hülfsmittel hat, die eher anfangen und weiter reichen, als mein Leben.

Doch, etwas anders iſt, unterſuchen: ob es der Natur des Menſchen und der Dinge gemäß, das heißt, erlaubt ſei, ſich zu ermorden; etwas anders die Frage: wie ein Menſch, der durch Unglück und Leidenſchaft dazu getrieben wird, abgehalten; wie der noch nicht unglückliche, aber ſehr empfindliche und ſchwermüthige Menſch davor bewahret werden ſoll? Ohne Zweifel nur durch Verhütung der Leidenſchaft ſelbſt.

Und das iſt ein neuer Grund wider den Selbſtmord. Der Zuſtand der Seele, in welchem man dazu fähig iſt, iſt allemal ein zerrütteter, verdorbener Zuſtand. Keine Wahrheit in dem Anblick der Dinge; keine Richtigkeit in der Schätzung derſelben; keine Vorausſehung einer oft nahen Zukunft; kein Nebenblick auf das Umſtehende: eine unglückliche Vereinigung aller Seelenkräfte auf einen einzigen ſchwarzen Punct!

Dies macht bei Werthern einen Theil ſeiner Schuld aus, daß er dieſe Einſchränkung und Concentration ſeiner ganzen großen Empfindſamkeit auf jeden kleinen Gegenſtand für ein Verdienſt hält, ſich darin mehr und mehr übt, und alles, was ſeine

Aufmerksamkeit auf mehr wichtige Objecte ziehen könnte, für Zerstreuung, für Abhaltung von dem Streben nach Vollkommenheit ansieht. Daher auch sein Stolz; der sonst mit der Liebe gegen die geringsten Menschen, und selbst gegen Pflanzen und Insekten, die er zu seiner vorzüglichsten Eigenschaft macht, so wenig bestehen kann. Wenn er einsam die Natur betrachtet, so denkt er an sein Selbst nur in so ferne als er Aehnlichkeit damit gewahr wird; diese findet er auch in den unbeträchtlichsten Dingen, und fällt auf sie mit der vollen Denkungs- und Empfindungskraft seiner Seele. Tritt er aber in die menschliche Gesellschaft ein; ja so kömmt die unendlich stärkere Vorstellung seines Selbst zurück, und er empfindet nur die Unterschiede, nicht mehr die Aehnlichkeiten der Andern, besonders je näher ihm diese Andern an Stande und äußern Vorzügen sind. Hat er einen oder wenige Menschen gefunden, die diese Schwierigkeit, in sein Herz zu drungen, überwinden und ihm schätzbar werden; so häuft er auf diese in seiner Einbildung alle Vollkommenheiten zusammen, die er den übrigen Menschen entzieht. Er verachtet und meidet diese übrigen so sehr, daß es ihm unmöglich wird, das Gute und Schätzbare, welches er bei näherer Bekanntschaft gewiß an ihnen finden würde, zu entdecken.

Indem er also auf der einen Seite die Natur im Ganzen, und bis in ihre gemeiniglich von uns völlig vergessenen und vernachläßigten Werke, lebendig, schön und interessant findet; so findet er auf der andern Seite, gerade in dem wichtigsten Theil der Schöpfung, unter den Menschen, sehr wenige seiner Achtung und Liebe würdig. Hier sind ihm Alle unter seiner Vorstellung und Erwartung, so wie jene Dinge seine Vorstel-

lung übertreffen. Aus dieser Lage des Gemüths entsteht zuerst Hang zur Einsamkeit und zu bloßem ungeselligen Nachdenken; zweitens Mangel an öftern angenehmen und das Gemüth erheiternden Eindrücken, die aus der Achtung und Liebe gegen Andre entspringen; drittens Haß und Widerwillen dieser Andern gegen den, von dem sie sich so unbillig verachtet sehen, ohne daß sie seine größern Vollkommenheiten kennten oder Genuß davon hätten; viertens gegenseitiger verstärkter Abscheu auf Seiten des Stolzen. Und nun lassen Sie so ein Herz, das gegen die todte Natur empfindlich, gegen die Menschen erbittert, gleichgültig oder stolz ist; lassen Sie es nun noch von einer heftigen Liebe angegriffen werden, und darin unglücklich seyn: was bleibt wohl übrig? Einen einzigen Menschen hatte der Unglückliche nun gefunden, der ihm recht werth war; dieser Mensch ist dahin. Unter dem übrigen großen Haufen besinnt er sich auf nichts so Schätzbares, das ihm diesen Verlust erträglich machen könnte. Er weiß, er wird nicht von ihnen geliebt. Die einsame, todte, stille Natur scheint ihm viel edler und größer. So wird also die ganze Empfindlichkeit des Herzens darauf gespannt, das menschliche Leben, so wie wir es jetzt haben, zu hassen, und nur die Existenz der Natur zu lieben, mit der wir uns im Tode zu vereinigen scheinen. — —

Man hat die Leiden Werthers hie und da für ein gefährliches Buch gehalten, das zum Selbstmord verführte. Ihre Gedanken hierüber sind richtig. Zum Selbstmord wird man schwerlich verführt. Aber dennoch kann es nie ganz gleichgültig seyn, was für Meinungen über diesen Punct der Mensch bei sich festgesetzt hat; ob solche, die die Leidenschaft begünstigen, oder solche, die sich ihr entgegensetzen, und sie, wo nicht

erſticken, doch aufhalten. Und wenn dieſes iſt, ſo war es freilich Unrecht, die ſpitzfindigſten Scheingründe für die That mit aller Stärke der Beredtſamkeit vorzutragen, indeß die wahren Gründe dawider übergangen oder ungeſchickt verfochten wurden. Jede That iſt aus einem doppelten Geſichtspuncte zu betrachten: aus dem einen, wenn ſie begangen worden iſt; aus dem andern, wenn ſie begangen werden ſoll. Beide Geſichtspuncte ſind wichtig. Wer mir die ganze Entſtehungsart einer verwerflichen Handlung zeigt; wer mir aus dem Charakter, aus der Lage des Menſchen die Gründe derſelben entwickelt; wer mir die Fehlſchlüſſe, die irrigen Grundſätze aufdeckt, denen gemäß er verfahren iſt: der verdient meinen aufrichtigſten Dank; denn er befördert meine Kenntniß des Menſchen, meine Liebe des Menſchen, meine Duldſamkeit, meine Klugheit. Aber nie muß er dabei den andern Geſichtspunct vergeſſen; das heißt, er muß mir die Fehlſchlüſſe als Fehlſchlüſſe, die irrigen Begriffe als irrig, die falſchen Gründe als falſch, und die daher entſpringenden verwerflichen Handlungen als wirklich verwerflich zeigen. Dieſes nicht gethan oder nicht genug gethan zu haben, iſt wohl der größte Vorwurf, den man dem Verfaſſer der Leiden Werthers machen kann, und gegen den er ſich vielleicht am wenigſten rechtfertigen ließe. — —

Chr. Garve.

Drittes Stück.

Die Höhle auf Antiparos.

Herr von Millwitz war einer der liebenswürdigsten jungen Edelleute in Liefland. Da er sich den Wissenschaften mit eben so viel Fleiß, als Talenten gewidmet hatte, so war er ein Mann von ausnehmender Geschicklichkeit geworden: gleichwohl war er in jedem Ansuchen um eine bürgerliche Bedienung unglücklich. Er faßte endlich, theils aus Unmuth, theils um sich zu empfehlen, einen kurzen Entschluß, und nahm Dienste auf der russischen Flotte, die eben damals in den Archipelagus segeln wollte. Dieser Entschluß kostete ihm um so weniger, da er bei großem natürlichen Muthe, ein brennendes Verlangen hatte die Welt zu sehen.

Seine unaufhörliche Unpäßlichkeit, und der Rath der Aerzte, die ihm die Seeluft nicht zuträglich fanden, nöthigten ihn bald, wieder umzukehren. Er ging auf seine Güter nach Liefland, und besuchte hier oft den Baron von B**, dessen Rittersitz

nur einige Meilen von dem ſeinigen lag. Das Bedürfniß des Umgangs machte zwei Menſchen auf dem Lande zu Freunden, die es in einer Hauptſtadt nie würden geworden ſeyn.

Einſt, da Millwitz zu dem Baron unvermuthet hereintrat, warf dieſer, im Entgegeneilen, ein Buch aus der Hand, worin er eben geleſen hatte. — Etwas Neues? fragte ihn Millwitz, der jetzt auf die Lectüre um ſo begieriger war, da es ihm an allem guten Umgange fehlte.

Neu oder alt! wie Sie wollen! — Für mich freilich noch neu; aber für einen ſo großen Leſer, wie Sie, vermuthlich ſchon alt. — Eben wollte es Millwitz aufheben, als es der Baron ihm mit einer luſtigen Miene wegriß, und ihn mit vieler Selbſtzufriedenheit fragte, für was für ein Buch er's wohl halte?

Ich wette, Baron, daß es ein verliebter Roman iſt.

Ei denkt doch! weil ich es leſe. — Aber, mein Herr Gelehrter, dasmal irren Sie Sich. Rathen Sie beſſer!

Eine Reiſebeſchreibung? — und ſchon wollte Millwitz begierig zugreifen — oder wohl gar — — Doch nein! das darf man bei Ihnen wohl nicht erwarten.

Was nicht? Was darf man bei mir nicht erwarten? — Sie bilden Sich doch nicht ein, daß Sie der einzige denkende Mann hier in Liefland ſind?

Da wär' ich ſehr unverſchämt. Bin ich denn nicht bei Ihnen?

Spötterei! Spötterei! Ich verſtehe. — Aber, was man nicht iſt, kann man werden, und ich dächte immer, ich wäre auf gutem Wege dazu. — Philoſophie, Freund! Philoſophie! — indem er ihm das Buch mit triumphirender Miene vorhielt. — Und das wahrhaftig nicht von der Oberfläche! Aus der tiefſten Metaphyſik!

Wie? Das ſollte mir leid thun, Baron. Das wäre ein Zeichen vor Ihrem Tode. — Er nahm es ihm ab, und erſtaunte nicht wenig, als es das berufne Système de la nature war.

Iſt es möglich? Sie leſen ein Werk wie dieſes?

Alſo kennen Sie's doch? —

Von Livorno her! Ein Engländer lieh es mir, da ich krank war. —

Nun? und fanden Sie's nicht wirklich vortrefflich?

Vortrefflich? Ein Buch von ſolchen Grundſätzen, vortrefflich!

Ich meine, in der Schreibart, im Vortrag.

Was thut der Vortrag, Baron? — Ein Gift, das durch ſeine Süßigkeit den Geſchmack reizt, iſt nicht weniger Gift, und man muß nur um deſto mehr davor warnen. — In aller Welt! wie ſind Sie auf dieſes Buch verfallen?

Je nun, wie? — Sehr natürlich! — Man machte viel Aufhebens davon. Ich fragte von ungefähr darnach, und da war's nicht zu haben. Das machte mich hitzig darauf. — Endlich, da es ſich fand, ließ man mich's theuer bezahlen. Es koſtet mich, wie es da iſt, ſechs Rubel.

Nun, beim Himmel, Baron! ich wollte, Sie hätten Ihre ſechs Rubel einem Armen, oder — — hätten ſie einem Mädchen gegeben. Eins iſt nicht ſo ſchlimm, als das andre.

Pfui, Millwitz! pfui! Sie reden ja, wie ein Pfaffe — und — machen's auch, wie ein Pfaffe. — Erſt genießen die Herren ſelbſt, und nachher, wenn wir armen Laien nun auch genießen wollen, ſind wir verdammt. — Warum denn nicht leſen? Haben doch Sie es geleſen!

Guter Baron! Ich und Sie, iſt ein Unterſchied. — Hätt' ich nie trockne deutſche Metaphyſik geleſen, ſo würd' ich mich

vor der beredten franzöſiſchen fürchten. — Sagen Sie mir, wie konnten Sie, bei Ihrem Abſcheu vor aller Anſtrengung, bei Ihrer Unluſt zu allem tieferen Nachdenken, bei Ihrem wirklichen Mangel an den vielen Kenntniſſen, die ſo ein Buch vorausſetzt: wie konnten Sie auf den Gedanken kommen — —

Je nun — die Wahrheit zu ſagen — man ſitzt in Geſellſchaft von euch Herren immer da, wie ein Oelgötze. Man muß doch einmal mitſprechen können.

Mitſprechen, Baron! — Für das was Sie aus dieſem Buche mitſprechen können, wäre Zuhören beſſer. — Und leider! — auf Gegenſtände dieſer Art fällt die Rede ſo ſelten.

So muß man ſie darauf bringen, zum Henker!

Um ſich ein Anſehn zu geben! Nicht wahr?

Nun ja! Warum nicht? — Sie ſtellen Sich, als ob ich Wunder was für Gefahr lieſe. Ich ſehe da keine. — Man amüſirt ſich, man lieſ't, man denkt nach —

Wenn man kann, guter Baron. — Und wenn man's nicht recht kann; ſo wird man ungewiß, läßt ſich hinreißen, giebt Beifall; verliert ſeinen Glauben an Gott, ſeine Beruhigung, ſeine Tugend vielleicht: — und das alles iſt Kleinigkeit. Nicht? — Hören Sie, Freund! Das Feuer in Ihrem Kamine will ausgehn, und mich friert hier bei Ihnen. Ich dächte, wir vermehrten die Flamme.

Wetter! ſchrie der Baron, der noch zu rechter Zeit zugriff; ſind Sie bei Sinnen? — Verzeihen Sie, Millwitz! — indem er ſich ein wenig wieder erholte — aber man heizt eben nicht mit ſechs Rubeln, wenn man's mit einer Kopeke kann; und das Buch — das Buch iſt nun einmal mein! Ich will's leſen. —

Zu Ihrem Verderben vielleicht!

Ach Poſſen! Poſſen! — Geſetzt nun auch, ich werde ein Atheiſt; was iſt's mehr? — Wenn ich's bin, ſo laſſe ich meinen Pfarrer rufen; der widerlegt mich aus Gottes Wort, und ich werde wieder zum Chriſten. — — Kommen Sie! Kommen Sie! — Wir ſetzen uns hier an den Kamin; ich mache Ihnen, weil Sie doch froſtig ſind, Feuer: und friert Sie dann noch — nun gut! — Er klingelte, und befahl eine Flaſche Burgunder.

O liebſter Freund! fing er dann wieder mit einem Seufzer an: Sie ſind gereiſ't; Sie haben die Welt geſehen. Was war ich doch für ein Thor, daß ich nicht mitging! — Tauſendmal habe ich's ſchon ſeit Ihrem letzten Beſuche mir ſelbſt geſagt; denn was Sie mir da erzählt haben — die ganze Zeit iſt's mir nicht aus dem Sinn gekommen. Ihre ganze Fahrt habe ich mitgemacht; alle Abende, wenn ich zu Bette gehe, ſchiffe ich mich im Hafen von Livorno ein, und wache Morgens im Archipelagus wieder auf. — Guter, beſter Millwitz! Noch mehr ſolche Geſchichtchen! Noch mehr!

Aber ich weiß keine mehr.

Ei was? Sie müſſen noch wiſſen. — Da! friſchen Sie Ihr Gedächtniß auf! — denn eben war der Burgunder gekommen. — — Auf der See, glaube ich, waren wir fertig; die Türkiſche Flotte hatten wir zu Pulver verbrannt: nunmehr, dächte ich, ſähen wir uns im Lande um. — Ein herrliches Land vermuthlich? —

Geweſen, Baron! — als noch Freiheit und Wiſſenſchaft darin wohnten. — Aber auch jetzt — — Doch was ſoll ich Ihnen erzählen, da wir gar nicht hineingekommen? —

Nicht hineingekommen! Sie haben doch etwas geſehen.

Nicht viel mehr, als die Inseln.

Nun? Und die Inseln? — indem er seinen Stuhl näher an den Tisch rückte, und sich begierig hinüberbeugte.

Die enthalten so viel Merkwürdiges eben nicht. Denn die Menschen — —

Ach, die Menschen! die Menschen! — die werden die Köpfe oben und die Füße unten haben. Nicht wahr? — Er belohnte sich für seinen Witz durch ein Glas Burgunder und ein lautes Gelächter. — Nein, etwas anders, Freund! etwas anders! So etwas, wie jüngst! von Attaken, von Meerstrudeln, von feuerspeienden Bergen! So etwas, das grauen macht! In der Welt hör' ich nichts Neues.

Ein Beweis, daß Sie Herz haben, Baron! — Er lächelte. — Aber wirklich; ich wüßte doch etwas. — Sie haben vermuthlich von einer Insel Antiparos gehört?

Ich werde doch! — Von so einer berühmten Insel!

Nein, wenn Sie schon allzuviel davon gehört haben, so komm' ich zu spät. Denn so werden Sie auch schon wissen, was die Natur dort für eine Höhle gebaut hat.

Eine Höhle? Hat die Natur dort eine Höhle gebaut? — Nein, bei meiner Seele! davon weiß ich noch nichts. — Man lebt ja hier auf dem Lande. Was weiß man da von der Welt? — Gütiger Gott! was erfährt ein Landjunker Neues?

Nun nun, Baron! So gar neu ist nun diese Neuigkeit eben nicht. — Millwitz fing hierauf an, und führte den Baron in einer weitläuftigen Beschreibung durch die prächtige, mit Pfeilern unterstützte und mit Inschriften versehene Höhle dieser Insel, bis zum Durchgang zu der merkwürdigen Grotte, in die einst Nointel und nachher Tournefort mit so viel Gefahr

hinabſtiegen. Der Baron horchte ihm jedes Wort von den Lippen, mit aller der Begierde, womit er in ſeiner Kindheit auf die Geſpenſtergeſchichtchen ſeiner Amme mochte gehorcht haben.

Nun, Millwitz? Nun? —

Der Boden, auf dem wir gingen, ward nun immer abſchüſſiger und abſchüſſiger. Endlich kamen wir an ein finſteres Loch, wodurch wir nicht anders als gebückt, und bei dem Scheine der Fackeln, kommen konnten. — Bereiten Sie Sich, eine der gefährlichſten Unternehmungen zu hören, die ich mir weniger zur Ehre als zum Vorwurf mache, und an die ich nie ohne Schaudern zurückdenken kann.

Der gute Baron war ſchon mehr als zu ſehr bereitet. Er ſaß mit offnem Munde da, und fühlte ſchon alles Grauen des Schreckens in ſeinen Haaren.

Wir hatten, ſogleich an dem Eingange, ein Seil befeſtigt, und ſtiegen durch Hülfe deſſelben in die erſte Tiefe, die ſchon ſchrecklich genug war. Aber wie weit ſchrecklicher war noch die zweite, in die wir halbliegend gleichſam hinabrutſchen mußten! Ein Menſch von nur etwas ſchwächern Nerven, als ich, würde durch Einen Gedanken an die Untiefen, die zu meiner Linken lagen, und vor denen ich ſo nahe vorbei mußte, drehend geworden ſeyn, und gelegen haben.

Der Baron hielt die Hand vor die Augen. —

Und was meinen Sie, Freund? Eben auf den Rand dieſer Abgründe, der ſchlüpfrig wie Eis, und alſo äußerſt gefährlich war, ſetzten wir eine Leiter an, auf der wir einen völlig ſenkrechten Felſen hinankletterten — freilich mit ein wenig Angſt und Herzklopfen; das können Sie denken.

Der Baron ſprang auf, ſetzte ſich aber ſogleich wieder nieder.

Was ist Ihnen, Baron?

Nichts, Millwitz! nichts! — Bloß mein elender Kopf — — Soll mich Gott verdammen, lag ich nicht in Gedanken schon unten! — Nur weiter!

Ich rutschte hierauf, mit etwas weniger Gefahr, weiter fort; aber, da ich nun eben glaubte sicher auftreten zu können, kam die schrecklichste Stelle, und ohne das Zurufen meiner Wegweiser hätt' ich unfehlbar den Hals gebrochen. —

Hier hielt der Baron wieder ganz sichtbar den Odem an, und alle Muskeln seines Gesichts waren in Arbeit. —

Wir fanden eine Leiter, die aber schon so alt und morsch war, daß sie bei dem ersten Tritt darauf würde zerbrochen seyn. Wir bedienten uns daher einer neuen, die wir eben zu diesem Ende mit uns genommen hatten. — Dann mußten wir uns wieder an ein neues Seil hängen, und dann, nachdem wir noch eine Zeit lang, bald auf dem Bauche, bald auf dem Rücken fortgeglitten waren, sah ich mich endlich zu meinem größten Vergnügen in der Grotte, um die ich so vieles gewagt hatte.

Endlich! — Nun, Gott sei gelobt! — Und was fanden Sie denn in der Grotte?

Je nun — sie war denn doch immer ganz artig.

Aber zum Henker! was gab es denn mitzunehmen?

Wie Sie fragen! — Gar nichts!

Gar nichts? — mit einem Ton der Verwunderung. — Und kamen Sie denn glücklich wieder heraus?

Ich muß doch! Sonst tränk' ich hier schwerlich Burgunder.

Nun, das ist wahr! das ist wahr! — Aber wenn Sie denn nun gestürzt wären? wie da?

So hätt' ich mir einen Arzt rufen lassen.

Ja, der würde Ihnen nachkriechen, zum Teufel! Es mag auf Antiparos treffliche Aerzte geben. — Und wenn Sie nun gar den Hals darüber gebrochen hätten? In so einer Tiefe!

Millwitz lachte. — Ueber die große Gefahr! — Gleichwohl, Baron; beim Wiederheraufſteigen gings ärger, als beim Hinunterſteigen. Da hätte Rath dazu werden können. — — Mehr als einmal glitt ich auf den ſchlüpfrigſten Felſenſtücken, und gerade an den gefährlichſten Stellen hintenaus; doch war dies alles noch nichts gegen das, was mir auf der Leiter widerfuhr. — Sie erinnern Sich doch? — auf der Leiter, die wir an den ſenkrechten Felſen lehnten! Denn hier — —

Der Baron hatte von neuem Schwindel. Er kroch, mit zuſammengebiſſenen Lippen und zurückgehaltenem Odem, ganz in ſich ſelbſt zuſammen; gleich einem Menſchen, der von einer Höhe herabſtürzt. —

Hier brach mir zu meinem größten Schrecken die eine Sproſſe, und wenn ich mich an den obern nicht noch gehalten hätte — —

Gott und Vater! ſchrie der Baron, indem er ihn hitzig beim Arm ergriff, als ob er den Fall hätte verhindern wollen. — Millwitz lachte, fuhr noch eine Zeit lang fort, und endigte dann ſeine Erzählung mit den Worten: Ich bin oben, mein Freund.

Der Baron fuhr auf, daß die Gläſer tanzten, und ſtürzte faſt, vor Freuden, den Tiſch über den Haufen.

Sind Sie? ſind Sie wirklich wieder oben? — wieder auf feſtem Erdboden, Freund? — Nun, dem Himmel ſei Dank! — indem er ihn hitzig umarmte. — O, bleiben Sie immer oben, und hole der Henker alle unterirdiſche Klüfte! — Bleiben Sie oben, Freund! oben! —

Ihre Freude macht Sie mir liebenswürdig, Baron!

Ja, beim Himmel! ich liebe Sie. — Ich liebe Sie, wie ich mein Leben liebe; und wiſſen Sie, daß ich Ihnen vor lauter Liebe gram bin, weil Sie mir in die verdammte Höhle ſtiegen? In ein Loch, worin Sie alles verlieren und nichts gewinnen konnten! — Welcher Teufel mußte Sie denn hineinführen?

Die Neugier, Baron. — Man lebt ja in der Welt, um ſich umzuſehen — —

Aber nicht mit ſo viel Gefahr! — Sehen Sie Sich ſonſt wo um! Warum eben auf Antiparos?

Es giebt ein Anſehn. Man ſchließt auf Herz, lieber Baron. — Und was iſt's denn nun endlich? Man befriediget ſeine Neugier, man ſteigt hinab, ſieht die Grotte ein wenig an — —

Und bricht den Hals! — Weiter nichts!

Alſo, Baron — wenn Sie wären zugegen geweſen; Sie hätten mich wohl ſchwerlich hineingelaſſen? —

Ich Sie? Bei den Haaren hätte ich Sie zurückgehalten. — Er ſtand auf, und gab ihm die Hand. Ja, beim Himmel, Millwitz! und wenn ich mich hätte mit Ihnen ſchießen ſollen! Bei den Haaren hätte ich Sie zurückgehalten.

Wahrhaftig? — Dann muß ich mich ſchämen, daß Sie mehr Liebe gegen mich hätten beweiſen wollen, als ich gegen Sie bewieſen. — Sie haben einen ſchwachen Kopf, wie Sie ſagten?

Den hab' ich! Warum?

Sie haben Anwandlungen vom Schwindel?

Dann und wann! — Es erinnert mich meiner Jugendſünden.

Nun gut! — Und wenn ich mich mit Ihnen ſchießen ſollte,

Baron! — Er ſtand auf, kam zurück, und das Système de la nature lag im Feuer.

Der Baron war zu ſehr erſtaunt, als daß er ſich ſogleich hätte faſſen können. Endlich griff er in die Flamme; aber zu ſpät. Das Buch war ſchon zur Hälfte verzehrt. — Herr! fing er darauf nach einigem Stillſchweigen und voll Erbitterung an: Lehrt Sie das ein guter Geiſt, oder der Teufel? —

Der Geiſt der Freundſchaft, Baron, iſt ein guter Geiſt. Sie waren für meine Erhaltung beſorgt; es iſt Pflicht, daß ich's für die Ihrige ſei.

Was wollen Sie aber? — Sie in ihrer verdammten Höhle konnten den Hals brechen; und ich — —

Und Sie? — Sie konnten noch weit etwas Aergeres — zweifelmüthig an einem Gott und einer Vorſehung werden; einer Tugend, die ohnedies ſchon auf ſchwachen Füßen ſteht — verzeihen Sie, Freund! — noch vollends alle Feſtigkeit nehmen; die Gründe ſeiner Beruhigung im Unglücke und im Tode verlieren; kurz, alles verlieren, was für ein denkendes und hinfälliges Geſchöpf, wie der Menſch, das Größte und Wichtigſte iſt: — das, Baron — das nenne ich mehr, als den Hals brechen! —

Sie ſchwärmen. Verlier' ich's denn ſchon? —

Sie könnten's verlieren. Sie klagten über Schwachheiten des Kopfs, über Schwindel. — Für ſo einen Kopf iſt das Système de la nature nicht geſchrieben. Es verlangt feſte Nerven, und einen dreiſten Blick in die Tiefe. Wem der fehlt, der möchte ſo leicht nicht wieder herauskommen. — — Der Fall hat viel Aehnliches, Baron. In meiner Höhle, wie Sie ſagten, war nichts zu gewinnen, aber alles zu verlieren: in

den Speculationen dieſes Buchs iſt für Sie auch nichts zu gewinnen, aber alles zu verlieren. — — Und um die Aehnlichkeit auch bis auf den Scherz auszudehnen: kein Arzt, glauben Sie, würde mir nachgekrochen ſeyn mir zu helfen; und Ihnen Ihr Pfarrer? — Ah der ehrliche Mann! — Der würde Ihre verunglückte Seele Gott befehlen, vor Ihrer Höhle ein Kreuz ſchlagen, und gehen, daß er fortkäme. —

Der Baron mußte nachdenkend geworden ſeyn, denn er blieb ernſthaft, ob es gleich über ſein Lieblingsthema, den Pfarrer, herging. — Herr von Millwitz reichte ihm mit aller Wärme der Freundſchaft die Hand:

Sie erkennen, daß ich Sie liebe? —

Mein Freund! — und die Thränen ſtanden dem Baron in den Augen. —

Nun, ſo hören Sie mich! Sie beſchworen mich mit der edelſten Hitze, nie wieder in eine Höhle zu ſteigen, und hier meine Hand! ich will folgen. — Aber nun muß ich auch Sie beſchwören: Bemengen Sie Sich nie wieder mit Büchern, die Gott und Vorſehung vom Throne ſtürzen. Bleiben Sie immer, ſtatt Sich in jene trübe Dunkelheiten zu vertiefen, an dem hellen Tageslicht des allgemeinen Menſchenverſtandes, und ſtatt Sich an einem morſchen Seil über Abgründe hinzuhängen, auf dem feſten, ſichern Boden der Empfindung und des Gewiſſens!

Der Baron umarmte ihn, und verſprach es. — Aber, fuhr er fort: meine beſten Jahre habe ich nun einmal verträumt. Ich bin ein Dummkopf — indem er ſich vor die Stirne ſchlug — und es ärgert mich, daß ich's bin! Soll ich denn immerfort einer bleiben? —

Sie ſollen leſen, Baron. — Es giebt der Kenntniſſe viel,

die einen achtungswürdigen Mann machen; aber freilich, ist die eine mehr als die andere werth. — Ihre Begierde nach Wissenschaft, wenn es wirklich diese Begierde war, hat keine üble Richtung genommen, und es ist meine Pflicht, daß ich Sie unterstütze.

Er schickte ihm den Tag darauf den Reimarus.

Viertes Stück.

Bayle an Shaftesbury *).

Mylord!

Es geht noch immer nicht beſſer mit meiner Geſundheit: der trockne Huſten, der ſich ſchon ſeit geraumer Zeit bei mir eingefunden, und der in meiner Familie beinahe erblich iſt, hat wirklich meine Bruſt angegriffen. Ich liege nun hier auf meinem Lager, und leide von Mattigkeit, Schmerzen und Schlafloſigkeit; vorzüglich aber von der Unthätigkeit, deren ich ſo gar nicht gewohnt bin.

Daß ich mein Lebensende als nahe und gewiß anſehen muß, das beunruhigt mich wenig. Da ich einmal außer Stande bin zu arbeiten, ſo kann mir das bloße Leben ſo viel nicht werth

*) Dieſer und der folgende Brief ſind an die wirkliche Correſpondenz zwiſchen den beiden berühmten Schriftſtellern angehängt. Man ſehe Lettres de Mr. Bayle, T. III., am Ende.

Anm. d. H.

ſeyn. Nur Einen Kummer hab' ich noch auf dem Herzen, und dieſen kann ich allein in Ihren Schooß ausſchütten. Ich ſehe nun gewiß voraus, daß ich die Welt werde verlaſſen müſſen, ohne dasjenige gefunden zu haben, was ich mein ganzes Leben hindurch ſo eifrig geſucht habe. Ich darf Ihnen wohl nicht erſt ſagen, Mylord, daß es die Wahrheit war, die ich ſuchte, und von deren weitern Erforſchung ich nun abſtehen muß.

Wenn ein Gott iſt; woher rührt denn das Uebel in der Welt? — Welches iſt das unſichtbare und unbegreifliche Band zwiſchen Körper und Seele? — Welches ſind die allgemeinen Geſetze der Körperwelt, und wie hangen ſie mit den Weltbegebenheiten zuſammen? — Sehen Sie: ſo ſchwere und ſo wichtige Fragen bleiben mir noch zurück; und ich habe keine Zeit mehr, ſie zu beantworten.

Verzeihen Sie, Mylord, den Klagen eines Sterbenden, der ſich noch glücklich glaubte, ſo lange er hoffen durfte. Ich befinde mich jetzt an der Scene meines Lebens, wo ich das ganze Schauſpiel deſſelben überſehen kann. Es hat die Entwickelung nicht gehabt, auf die ich gehofft hatte, und deren Erwartung mich unter Sorgen und Kummer zu tröſten und hinzuhalten pflegte. Ich muß alſo urtheilen, daß ich vielleicht meinen ganzen Lebensplan übel angelegt habe. Ich hätte vielleicht gleich Anfangs wiſſen ſollen, daß die Wahrheit eine erträumte Göttinn iſt, die von den Opfern, welche wir ihr bringen, nichts weiß, ſie nicht belohnt, nicht verdient. Dann hätte ich mich nicht ſo, wie ich gethan, vor der Knechtſchaft des Geiſtes geſcheut, meine Gedanken in die Feſſeln eines Glaubensſyſtems ſchmieden zu laſſen; ich hätte, um die Unabhängigkeit meines Verſtandes zu bewahren, die mir ſo koſtbar und zur Unter-

ſuchung der Wahrheit ſo unentbehrlich ſchien, nicht mein erſtes Vaterland, das Vergnügen unter meinen nächſten Verwandten und Freunden zu leben, nicht alle häusliche Glückſeligkeit aufgeopfert, und ein mühſeliges, abhängiges, einſames und ſorgenvolles Leben einem bequemen, ruhigen, ſorgenloſen und geſelligen vorgezogen: ich wäre in Frankreich ein Katholik, in Holland ein Prädeſtinatianer, und überall der Meinung der Mächtigen und Großen geweſen; ich hätte mich als jedermanns Freund, und jedermann ſich als den meinigen erwieſen.

Doch vielleicht iſt es meine eigne Schuld, daß ich die Gewißheit nicht gefunden, die mich jetzt beruhigen würde. Vielleicht hab' ich mich nicht gehörig geſtellt, um das Licht zu ſehen, das ſo viele Andre zu ſehen vorgeben: vielleicht hab' ich mich ſelbſt muthwillig verblendet. — Muthwillig! Ich hoffe, Mylord, daß ich mich über meine Ehrlichkeit bei Ihnen nicht werde rechtfertigen dürfen. Sie kennen mich, und Sie haben ein Herz, das die Verlegenheiten eines Unterſuchers, der keinen feſten Grund findet, wo er ausruhen kann, mitzufühlen weiß. Wie wohl iſt dem undenkenden Nachbeter, der des Glücks ſeiner Ueberzeugung ungeſtört genießt! Wie oft bin ich in der Verſuchung geweſen, ihn wegen ſeiner Selbſtzufriedenheit zu beneiden, wenn mich ein Zweifel ergriffen hatte, der mir ſpät die Ruhe der Nacht raubte, des Morgens mich frühe weckte, mich in der Einſamkeit nagte, und in der Geſellſchaft mir die Miene eines Träumers oder eines Dummkopfes gab!

Wenn der Zweifel eine Folge von der Art meines Studirens war, ſo weiß ich nicht, wie ich demſelben hätte entgehen können. Noch bis jetzt bin ich überzeugt, daß ein Forſcher der Wahrheit alle Parteien anhören, daß er auf kein Herkommen

und Anſehn der Lehrer achten, daß er ſich in alle Geſichtspuncte ſtellen muß, um einen Gegenſtand recht kennen zu lernen, und ſich einer vernünftigen Ueberzeugung zu verſichern. Dieſe Methode kann allerdings alte Lehrgebäude, worin wir ſo bequem wohnten, wankend machen, das Gemüth zwiſchen Meinungen hin und her werfen, und ſo die Gewißheit, die man geſucht hat, entfernen; allein welchen andern Weg ſoll der Forſcher betreten? was ſoll er thun, um gewiß zu werden, als lernen und vergleichen? Ich habe gelernt und verglichen; ich habe mein ganzes Leben dazu angewandt, und Sie ſehen, wie weit ich bin. — O Mylord! verſöhnen Sie mich, wenn Sie können, mit mir ſelber! Theilen Sie mir einen Funken von dem himmliſchen Lichte Ihrer ſeligen Gewißheit mit, das ich ſo oft — ach! vielleicht zu voreilig — mit dem Namen einer edlen Schwärmerei belegte.

J. A. Eberhard.

Fünftes Stück.

Shaftesbury an Bayle.

Mein theurer Sir!

Wie gerne möchte ich Ihnen erſt von Ihrem Lager aufhelfen, und dann, wie wir ehemals pflegten, ruhig mit Ihnen fortphiloſophiren! Doch laſſen Sie uns thun was wir können, wenn wir nicht können was wir wollen. — Wie? Ein Leben wie das Ihrige, zugebracht in der Unterſuchung der Wahrheit; das ſollte nicht die beſte Vorbereitung zu einem ruhigen Tode ſeyn? Was Sie Ihr ganzes Leben hindurch ſo edel beſchäftiget hat, das ſollten Sie ſterbend bereuen müſſen?

Welches ſind denn die Fragen, die Ihnen noch zurück bleiben; die Sie Sich noch nicht haben beantworten können? Sind es Fragen, von deren Beantwortung die Einrichtung unſers Lebens abhängt? ob Gott mächtig, weiſe, gut ſey? ob wir ewig dauren werden? ob in der Tugend das höchſte Gut beſtehe? — Ich würde begreifen, wie Sie unruhig ſeyn könnten, wenn Sie mit dieſen Unterſuchungen noch nicht fertig wären. Aber müſ-

ſen wir, um ſie zu unſrer Zufriedenheit zu endigen, erſt in alle Staatsgeheimniſſe der göttlichen Regierung dringen? Muß Gott erſt alle ſeine Maaßregeln durch den Ausgang gerechtfertiget haben, ehe wir glauben dürfen, daß er ein guter Regent ſei? Ich meines Theils traue es ſogleich ſeinem Charakter zu, daß Alles in ſeinem Reiche gut ſeyn müſſe, und halte alles Böſe nur für Schein, der bald verſchwinden würde, wenn wir ſeinen ganzen Regierungsplan überſähen. Sie, mein Freund, dachten nicht weniger gut von Gott; Sie betrachteten das Böſe, das Sie in der Welt wahrzunehmen glaubten, als Unkraut, welches von einem übelgeſinnten Feinde ausgeſtreuet worden, indeß Gott an der Einſchränkung und Ausrottung deſſelben arbeite. Sie ſehen, daß wir Beide uns die Zweifel, die uns in dieſer wichtigen Unterſuchung beunruhigten, aufgelöſt haben; nur jeder auf eine andere Art: die Wahrheit, die wir zu unſerer Ruhe bedurften, iſt uns Beiden geblieben. Wenn das aber iſt, ſo können wir viele verwickelte Erſcheinungen im Reiche der Natur und der Gnade unerklärt laſſen; wir können die ganze Welt als den Brief eines weiſen Mannes in geheimer Schrift anſehen, wozu wir den Schlüſſel errathen müſſen. Der Eine, indem er in dem Buche der Natur lieſ't und auf die Erſcheinungen in unſerm Sonnenſyſteme kommt, nimmt die Bewegung der Erde, der Andere die Bewegung der Sonne zum Schlüſſel; und ein jeder meint die Schrift zur Ehre ihres Urhebers entziffert zu haben. — Wir wiſſen im Allgemeinen, wozu der Weltplan angelegt iſt; wie aber die Ausführung dem Zwecke zuſtimme? das iſt uns oft ein Geheimniß. Das Erſte leſen wir in der Ideenwelt, die uns näher liegt, weil wir ſie in unſerm eigenen Buſen finden; das Andere in der ſinnlichen Welt,

wovon uns nur einzelne Anblicke der äußersten Schale vergönnt sind. Es ist das Bestreben des Untersuchers, beide Fäden seiner Erkenntniß zusammen zu bringen, und sich aus der einen Welt in die andere einen Uebergang zu verschaffen. Wenn er hier Schwierigkeiten findet, die ihm unübersteiglich scheinen: wird er nicht wohl thun, wenn er sich an das hält, was er als gewiß erkennt, und wegen des Uebrigen sich nicht beunruhiget?

Ich weiß wohl, daß nicht Alle, die sich mit dem Philosophiren abgeben, so bescheiden denken; daß vielmehr sehr Viele sich's zur Schande rechnen würden, auch bei den schwersten Fragen verlegen zu scheinen. Diese Art Menschen hüten sich sorgfältig, mit den Gedanken Anderer bekannt zu werden; sie müßten denn schon zum Voraus wissen, daß es die ihrigen sind. Es kommt ihnen mehr auf ihren Ruhm oder ihr zeitliches Glück, als auf das Interesse der Wahrheit selbst an; die Wissenschaft, wie die Tugend, ist ihnen, was den Kindern eine bittere Arzenei ist, von der sie nicht begreifen, wie man sie ohne die Ruthe oder ohne etwas Zucker nehmen könne. Liebt man aber die Wahrheit um ihrer selbst willen, so wird man Alles herzlich umarmen, was uns zu ihr zu führen verspricht; gesetzt, daß wir auch eine Meinung, bei der wir uns wohl befanden, auf ewig darüber einbüßen sollten.

Lassen Sie uns indeß nicht erschrecken, wenn uns dies in tausend Sachen, worüber Andre entscheidend urtheilen, ungewiß macht; haben wir doch die Hauptsache, alle Wahrheit, wovon die Einrichtung unsers Lebens abhängt, in Sicherheit. Nun können wir's ruhig ansehen, wenn sich die Meinungen der Dogmatiker über Gegenstände der Neubegier auf tausendfältige Art durchkreuzen, es gelassen abwarten, für welche Seite der Strei-

tenden ſich der Sieg erklären wird, und allenfalls, ſo wie es uns unſre Einſicht räth, bald zu dieſer, bald zu jener Partei übergehen. Ich glaube, daß, wenn es ſo mit uns ſteht, die ſkeptiſche Laune uns gerade in die behaglichſte Lage verſetzt. Was wir durch unſer ernſtliches Forſchen herausgebracht haben, wird zwar wenig, aber es wird das Nöthigſte ſeyn, und wir werden es ſicher beſitzen: in allem Uebrigen werden wir auf einer breiten bequemen Bahn wandeln, worauf wir, ſo weit es nöthig iſt, zur Rechten und zur Linken ausbeugen können.

Hören Sie alſo auf, mein theurer Sir, Sich über eine Gemüthsfaſſung Vorwürfe zu machen, welche die einzige gute iſt, worin ſich der Weltweiſe gegen die Wahrheit befinden kann. Wehe ihm, wenn ſein Kopf ſo voll Lehrſätze und Meinungen ſteckt, daß nicht noch ein Fleckchen für den Zweifel übrig gelaſſen iſt! Oder glauben Sie, daß der in der That und gründlich überzeugt ſei, der ſich vor dem geringſten Zweifel fürchtet? Die Meiſten verbieten ſich alles Zweifeln recht gefliſſentlich; ſie beſorgen zu ertrinken, wenn ſie ſich einmal dem Strom der Vernunft überließen. Lieber halten ſie ſich an jeden Zweig ſchwacher Hypotheſen, ehe ſie es wagen, ſich durch ihre eigene Kraft über der Fluth zu erhalten. Das iſt die Denkungsart des eifrigſten Rechtgläubigen, wie des entſchloſſenſten Freigeiſtes. Beide fürchten ſich, durch den geringſten Zweifel ihr Syſtem gleichſam anzubrechen, um nicht am Ende die Kränkung zu haben, es gänzlich verzehrt zu ſehen. Der Eine bleibt alſo durchgängig gläubig, der Andere durchgängig ungläubig. — Wenn Sie das die Wahrheit haben nennen, nun ſo kann ich Sie nicht bedauren, daß Sie ſie nicht haben.

Aber Sie haben ſie, die Wahrheit, die dem Menſchen er-

reichbar iſt. Nicht die, die bei dem Allwiſſenden wohnt; denn ihren Glanz können ſterbliche Augen nicht faſſen. Ihr ſchwacher falber Schimmer, der aus unermeßlicher Ferne unſre Tritte in den Gefilden der Nacht nur kümmerlich erleuchtet, iſt Alles, was wir von ihr vertragen können; Alles, was uns von ihr vergönnt iſt. Sollen wir uns wundern; ſollen wir uns betrüben, wenn bei ſo zweifelhaftem Lichte unſer Fußtritt irrt, oder wir des rechten Weges nicht gewiß ſind?

Die Wahrheit iſt kein nahes Ziel, das man erreichen ſoll, um dann ewig dabei auszuruhen. Sie iſt für Menſchen nichts, als vollkommnere Erkenntniß. Sobald ſich das Bedürfniß des Wiſſens in unſrer Seele fühlen läßt, ſobald wir die Sehnſucht in uns wahrnehmen, von den unzählbaren Problemen, die uns die Natur bei jedem Anblick vorlegt, das aufzulöſen was uns am nächſten liegt; ſo ſpornt die Unruhe unſers Geiſtes alle Kräfte der Seele an, uns durch die Schwierigkeiten der Unterſuchung durchzuarbeiten, in der Hoffnung, jenſeit dieſer Dunkelheiten das volle Licht und unaufhörliche Ruhe zu finden. — Vergebliche Hoffnung! Neue Zweifel verwirren uns, neue Aufgaben reizen unſern immer regen Trieb nach Wiſſen. Und ſo werden wir von einem Ziele zum andern gelockt; mit ſtets neuer Sehnſucht, die nie ganz betrogen und nie ganz befriediget wird, bis wir uns unvermuthet am Ende unſers Lebens, nicht aber unſrer Unterſuchung, befinden. Das iſt das allgemeine Schickſal aller Wahrheitsforſcher; und wollen Sie Sich beklagen, theurer Sir, daß es auch das Ihrige iſt? Wollen Sie mit dem Allerhöchſten rechten, daß er Ihnen einen Wahrheitstrieb gegeben, der Sie elend mache, weil Sie ihn nicht befriedigen können? Sie werden beſſer von Gott denken, wenn Sie beſſer

von Sich Selbſt denken werden. Iſt denn mein Freund Bayle nicht ein edleres Weſen, als der Matroſe, der ſich durch das Weltmeer von ſeinem Schiffe mit forttragen läßt, ohne ſich je beunruhigt zu haben, nach welchen Geſetzen es über die Fluthen hingleitet? wie die große Weltuhr im unbegränzten Oceane ihm ſeine Stunden ſchlägt, und wie ein Fernrohr am Himmel die Straße findet, die ſein Schiff auf den Gewäſſern der Erde durchlaufen ſoll? — Sehen Sie da die Auflöſung des ganzen Räthſels! Die wonnevolle Ausſicht auf Ruhe und Zufriedenheit, wohin uns die enthüllte Wahrheit zu führen verheißt, lockt aus einer ſchweren Unterſuchung in die andere. Wir ſehen uns endlich am Ziel unſers Lebens, ohne vielleicht dieſe Ruhe gefunden zu haben; was wir aber gewiß gefunden haben, iſt die Erhöhung und Veredelung unſers Weſens, durch Erweiterung unſrer Kräfte und unſrer Erkenntniß.

Gönnen Sie Sich dieſen Troſt, auf den Sie ſo gerechten Anſpruch haben! Sie werden mit Sich Selbſt ausgeſöhnt ſein, ſobald Sie Muth haben werden Sich nach Ihrem Werthe zu ſchätzen. — Empfangen Sie noch zum Schluß die theureſten Verſicherungen meiner gefühlteſten Hochachtung; und wenn es die letzten ſeyn ſollen, die Sie hienieden von mir annehmen können, wenn Sie mir dieſſeit des Grabes keine Zeugniſſe Ihrer Freundſchaft mehr geben ſollen: ſo ſei dies noch mein letzter irdiſcher Wunſch für Sie, daß Sie die Ruhe ſchon hier ganz finden mögen, die Sie in jenem Leben gewiß erwartet.

J. A. Eberhard.

Sechstes Stück.

Tobias Witt.

Herr Tobias Witt war aus einer nur mäßigen Stadt gebürtig, und nie weit über die nächsten Dörfer gekommen. Dennoch hatte er mehr von der Welt gesehen, als mancher, der sein Erbtheil in Paris oder Neapel verzehrt hat. Er erzählte gern allerhand kleine Geschichtchen, die er sich hie und da aus eigner Erfahrung gesammelt hatte. Poetisches Verdienst hatten sie wenig, aber desto mehr praktisches, und das Besonderste an ihnen war, daß ihrer je zwei und zwei zusammengehörten.

Einmal lobte ihn ein junger Bekannter, Herr Till, seiner Klugheit wegen. — Ei! fing der alte Witt an und schmunzelte: wär' ich denn wirklich so klug?

Die ganze Welt sagt's, Herr Witt. Und weil ich es auch gern würde — —

Je nun! wenn Er das werden will, das ist leicht. — Er muß nur fleißig Acht geben, Herr Till, wie es die Narren machen.

Was! wie es die Narren machen?

Ja, Herr Till! Und muß es denn anders machen, wie die.

Als zum Exempel? —

Als zum Exempel, Herr Till: So lebte da hier in meiner Jugend ein alter Arithmetikus; ein dürres, grämliches Männchen, Herr Veit mit Namen. Der ging immer herum und murmelte vor ſich ſelbſt; in ſeinem Leben ſprach er mit keinem Menſchen. — Und einem in's Geſicht ſehen; das that er noch weniger: immer guckt' er ganz finſter in ſich hinein. — Wie meint Er nun wohl, Herr Till, daß die Leute den hießen?

Wie? — Einen tiefſinnigen Kopf.

Ja, es hat ſich wohl! Einen Narren! — Hui! dacht' ich da bei mir ſelbſt — denn der Titel ſtand mir nicht an — wie der Herr Veit muß man's nicht machen. Das iſt nicht fein. — In ſich ſelbſt hinein ſehen, das taugt nicht; ſieh du den Leuten dreiſt in's Geſicht! Oder gar mit ſich ſelbſt ſprechen; pfui! Sprich du lieber mit Andern! — Nun, was dünkt Ihm, Herr Till? Hatt' ich da Recht? —

Ei ja wohl! Allerdings!

Aber ich weiß nicht. So ganz doch wohl nicht. — Denn da lief noch ein Andrer herum; das war der Tanzmeiſter, Herr Flink: der guckte aller Welt in's Geſicht, und plauderte mit Allem, was nur ein Ohr hatte, immer die Reihe herum. Und den, Herr Till — wie meint Er wohl, daß die Leute den wieder hießen?

Einen luſtigen Kopf? —

Beinahe! Sie hießen ihn auch einen Narren. — Hui! dacht' ich da wieder; das iſt doch drollig! Wie mußt du's denn machen, um klug zu heißen? — Weder ganz, wie der Herr Veit,

noch ganz, wie der Herr Flink. Erſt ſiehſt du den Leuten hübſch dreiſt in's Geſicht, wie der eine, und dann ſiehſt du hübſch bedächtig in dich hinein, wie der andre. Erſt ſprichſt du laut mit den Leuten, wie der Herr Flink, und dann insgeheim mit dir ſelbſt, wie der Herr Veit. — Sieht Er, Herr Till? So hab' ich's gemacht, und das iſt das ganze Geheimniß.

Ein andermal beſuchte ihn ein junger Kaufmann, Herr Flau, der gar ſehr über ſein Unglück klagte. — Ei was? fing der alte Witt an und ſchüttelte ihn: Er muß das Glück nur ſuchen, Herr Flau; Er muß darnach aus ſeyn.

Das bin ich ja lange; aber was hilft's? — Immer kommt ein Streich über den andern! Künftig leg' ich die Hände lieber gar in den Schooß, und bleibe zu Hauſe. —

Ach nicht doch! nicht doch, Herr Flau! Gehen muß Er immer darnach, aber ſich nur hübſch in Acht nehmen, wie Er's Geſicht trägt.

Was? Wie ich's Geſicht trage? —

Ja, Herr Flau! Wie Er's Geſicht trägt. Ich will's Ihm erklären. — Als da mein Nachbar zur Linken ſein Haus baute, ſo lag einſt die ganze Straße voll Balken und Steine und Sparren: und da kam unſer Bürgermeiſter gegangen, Herr Trick; damals noch ein blutjunger Rathsherr: der rannte, mit von ſich geworfnen Armen, in's Gelag hinein, und hielt den Nacken ſo ſteif, daß die Naſe mit den Wolken ſo ziemlich gleich war. — Pump! lag er da, brach ein Bein, und hinkt noch heutiges Tages davon. — Was will ich nun damit ſagen, lieber Herr Flau? —

Ei die alte Lehre! Du ſollſt die Naſe nicht allzuhoch tragen.

Ja ſieht Er? Aber auch nicht allzuniedrig. — Denn nicht

lange darnach kam noch ein Andrer gegangen; das war der Stadtpoete, Herr Schall: der mußte entweder Verse oder Hausſorgen im Kopfe haben; denn er ſchlich ganz trübſinnig einher, und guckte in den Erdboden, als ob er hineinſinken wollte. — Krach! riß ein Seil; der Balken herunter, und wie der Blitz vor ihm nieder. — Vor Schrecken fiel der arme Teufel in Ohnmacht, ward krank, und mußte ganze Wochen lang aushalten. — Merkt Er nun wohl, was ich meine, Herr Flau? Wie man's Geſicht tragen muß? —

Sie meinen, ſo hübſch in der Mitte. —

Ja freilich! daß man weder zu keck in die Wolken, noch zu ſcheu in den Erdboden ſieht. — Wenn man ſo die Augen fein ruhig, nach oben und unten und nach beiden Seiten umherwirft: ſo kommt man in der Welt ſchon vorwärts, und mit dem Unglück hat's ſo leicht nichts zu ſagen.

Noch ein andermal beſuchte den Herrn Witt ein junger Anfänger, Herr Wills; der wollte zu einer kleinen Speculation Geld von ihm borgen. — Viel, fing er an, wird dabei nicht herauskommen; das ſeh' ich vorher: aber es rennt mir ſo von ſelbſt in die Hände. Da will ich's doch mitnehmen.

Dieſer Ton ſtand dem Herrn Witt gar nicht an. — Und wie viel, meint Er denn wohl, lieber Herr Wills, daß Er braucht? —

Ach nicht viel! Eine Kleinigkeit! Einhundert Thälerchen etwa.

Wenn's nicht mehr iſt; die will ich Ihm geben. Recht gern! — Und damit Er ſieht, daß ich Ihm gut bin, ſo will ich Ihm obendrein noch etwas anders geben, das unter Brüdern ſeine tauſend Reichsthaler werth iſt. Er kann reich damit werden. —

Aber wie, lieber Herr Witt? Obendrein! —

Es iſt nichts. Es iſt ein bloßes Hiſtörchen. — Ich hatte hier in meiner Jugend einen Weinhändler zum Nachbar, ein gar drolliges Männchen, Herr Grell mit Namen: der hatte ſich eine einzige Redensart angewöhnt; die brachte ihn zum Thore hinaus.

Ei, das wäre! Die hieß? —

Wenn man ihn manchmal fragte: Wie ſteht's, Herr Grell? Was haben Sie bei dem Handel gewonnen? — Eine Kleinigkeit, fing er an. Ein funfzig Thälerchen etwa. Was will das machen? — Oder wenn man ihn anredete: Nun, Herr Grell? Sie haben ja auch bei dem Bankerutte verloren? — Ach was? ſagte er wieder. Es iſt der Rede nicht werth. Eine Kleinigkeit von ein hunderter fünfe. — Er ſaß in ſchönen Umſtänden, der Mann; aber wie geſagt! die einzige verdammte Redensart hob ihn glatt aus dem Sattel. Er mußte zum Thore damit hinaus. — Wie viel war es doch, Herr Wills, das Er wollte?

Ich? — ich bat um hundert Reichsthaler, lieber Herr Witt.

Ja recht! Mein Gedächtniß verläßt mich. — Aber ich hatte da noch einen andern Nachbar; das war der Kornhändler, Herr Tomm: der baute von einer andern Redensart das ganze große Haus auf, mit Hintergebäude und Waarenlager. — Was dünkt Ihm dazu? —

Ei, um's Himmels willen! Die möcht' ich wiſſen. — Die hieß? —

Wenn man ihn manchmal fragte: Wie ſteht's, Herr Tomm? Was haben Sie bei dem Handel verdient? — Ach viel Geld! fing er an, viel Geld! — und da ſah man wie ihm das Herz

im Leibe lachte; — ganzer hundert Reichsthaler! — Oder wenn man ihn anredete: Was iſt Ihnen? Warum ſo mürriſch, Herr Tomm? — Ach! ſagte er wieder: ich habe viel Geld verloren, viel Geld! Ganzer funfzig Reichsthaler. — Er hatte klein angefangen, der Mann; aber, wie geſagt, das ganze große Haus baute er auf, mit Hintergebäude und Waarenlager. — Nun, Herr Wills? Welche Redensart gefällt Ihm nun beſſer?

Ei, das verſteht ſich. Die letzte!

Aber — ſo ganz war er mir doch nicht recht, der Herr Tomm. Denn er ſagte auch: viel Geld! wenn er den Armen oder der Obrigkeit gab; und da hätt' er nur immer ſprechen mögen, wie der Herr Grell, mein anderer Nachbar. — Ich, Herr Wills, der ich zwiſchen den beiden Redensarten mitten inne wohnte; ich habe mir beide gemerkt: und da ſprech' ich nun, nach Zeit und Gelegenheit, bald wie der Herr Grell, und bald wie der Herr Tomm.

Nein, bei meiner Seele! Ich halt's mit Herrn Tomm. Das Haus und das Waarenlager gefällt mir.

Er wollte alſo? —

Viel Geld! viel Geld, lieber Herr Witt! Ganzer hundert Reichsthaler!

Sieht Er, Herr Wills? Er wird ſchon werden. Das war ganz recht. — Wenn man von einem Freunde borgt, ſo muß man ſprechen, wie der Herr Tomm; und wenn man einem Freunde aus der Noth hilft, ſo muß man ſprechen, wie der Herr Grell.

Siebentes Stück.

Die Eiche und die Eichel *).

Nicht lange nach der Herausgabe des Buches, worin Herr Dutens die sämmtlichen Entdeckungen der neuern Weltweisen schon in den Alten fand, besuchte er seinen Freund, den Marchese Gemelli, auf dessen unweit Turin gelegenem Landgute. Er traf ihn im Park, und das Gespräch fiel, sogleich nach den ersten Bewillkommungen, auf das Buch des Herrn Dutens.

In der That, Herr Dutens; ich bin mit Ihnen mehr, als mit Ihren Vorgängern, zufrieden. Es fehlte fast allen, die sich an diese Untersuchung wagten, an hinlänglicher Einsicht

*) Plato schrieb Sokratische Gespräche, noch bei Lebzeiten des Sokrates. „Was hat dieser junge Mensch mich nicht alles plaudern lassen!“ sagte einst Sokrates, da er eins dieser Gespräche lesen hörte. — Wenn Herr Dutens diesen Aufsatz sehen und das Nehmliche sagen sollte, so mag der Verfasser es haben. Das wird jener schwerlich zu ihm sagen: Du bist nicht Plato; denn er würde sich der Antwort aussetzen: Du bist nicht Sokrates.

und Unparteilichkeit. — Wer die Alten genugſam kannte, der kannte die Neuern zu wenig; wer mit den Neuern vertraut war, der war es nicht mit den Alten. Jener wollte ſich für ſeine gelehrten Nachtwachen durch den unmäßigen Werth belohnen, den er den Gegenſtänden ſeines Fleißes gab; dieſer wollte ſich, wegen ſeines Mangels an Gelehrſamkeit, eben durch ſeine Verachtung der Alten, rechtfertigen. — Sie wiſſen, wie das iſt, liebſter Freund. Man ergötzt ſich über das was man hat, durch den Werth den man ihm giebt, und tröſtet ſich über das was man nicht hat, durch den eingebildeten Unwerth. —

Sie glauben alſo, daß ich beide Abwege vermieden habe? —

So ziemlich!

Daß ich gleiche Unparteilichkeit gegen Alte und Neue bewieſen?

Gleiche wohl nicht. Aber doch mehr, als Andre, Herr Dutens. — Auch vereinigten Sie mehr, als Andre, jene zwiefache Kenntniß, die zu ſo einer Vergleichung nothwendig iſt.

Sie ſchmeicheln mir ſehr, Herr Marcheſe. — Aber wenn ich Sie kenne, ſo iſt eben Ihr Lob ſchon die Vorbereitung zu Ihrem Tadel. — Laſſen Sie weiter hören!

Etwas hätte ich in der That zu erinnern.

Das iſt? — —

Treten Sie zu mir, Herr Dutens! Betrachten Sie mir jene herrliche Eiche, die ſchönſte und größeſte dieſer Gegend. — Wie weit hat ſie ihre Wurzeln verbreitet! wie tief in den Boden geſchlagen! — Der Orcan kann ſie nicht ſtürzen, ohne das ganze Land umher aufzuwühlen. — Und welch ein Stamm! Welche Pracht ihrer Krone! Wie herrlich ſie ihre Zweige umherträgt! Wie viel Land ſie beſchattet! — — Nicht wahr, Sie ſind entzückt über den Anblick?

Ich bin verlegen über die Antwort. Wie gehört das hieher, Herr Marcheſe?

Betrachten Sie mir jetzt dieſe Eichel! — Unläugbar ſchließt ſie doch die ganze Anlage zu einem gleich herrlichen Baume in ſich? enthält doch, in ihrer kleinen unentwickelten Pflanze, alle Haupttheile der Eiche? —

Allerdings! — Aber weiter?

Ich frage Sie nun: Iſt darum die Eichel eins mit der Eiche? Iſt dieſes hingeſtreute, dem Zufall überlaſſene, vielleicht zum Vermodern beſtimmte Saamenkorn, das dem Auge noch keinen Anblick, dem Müden noch keinen Schatten, den Vögeln des Himmels noch keine Freiſtatt giebt: iſt es jenem prächtigen, tiefgewurzelten, weit umher ſchattenden Baum zu vergleichen, der aus der unanſehnlichen Eichel hervorkeimte, und langſam, in ganzen Jahrhunderten, zu dieſer Höhe, dieſer Stärke und Majeſtät empor wuchs?

Aber wer behauptet das auch? —

Sie, mein Freund! Sie!

Und wo? —

Eben in dem Werke, von dem wir ſprachen. — Der erſte Keim eines Syſtems iſt Ihnen gleich das Syſtem; das erſte Element eines Gedankens, gleich der Gedanke. — Ob ein Satz von den Alten nur gleichſam gewagt; eine Wahrheit nur von ferne, nur aus Vermuthungsgründen erkannt, ohne alle Beſtimmungen hingeworfen, ohne alle Unterſuchung ihrer Folgen, ihrer Verbindung mit andern wichtigen Wahrheiten, verlaſſen worden? oder ob ſie von den Neuern in ihrem Zuſammenhange mit andern Wahrheiten gedacht, in den erſten Begriffen feſt gegründet, bis in alle ihre wichtigen Folgen entwickelt

worden? — das alles ist Ihnen eins wie das andre. Sie sehen schon immer in einem einzelnen Gedanken ein ganzes System, und geben dem alle Ehre, der die erste flüchtige Idee hatte.

Darf ich um Beweis dieser Behauptung bitten? —

Ich habe zu wählen, Herr Dutens. Wenn das, was ich Ihnen vorwerfe, ein Fehler ist, so begehen Sie ihn fast in jedem Capitel. — Doch ich will diejenige Stelle vorziehen, die mir gleich Anfangs am meisten auffiel. Sie läugnen den Neuern die Erfindung des Systems ab, das seinen Namen vom Copernicus führt; den Anfang dieses Absatzes machen Sie mit einer ernstlichen Klage über die Eitelkeit der Neuern. Schon Pythagoras, sagen Sie, hielt die Erde für beweglich; er schrieb ihr, weit entfernt sie für den Mittelpunct der Welt zu halten, einen kreisförmigen Lauf um das Feuer (die Sonne) zu. Also, schließen Sie, kannte schon Pythagoras das System des Copernicus. So auch Aristarch von Samos; auch Timäus von Lokris: denn Beide behaupteten, daß die Erde beweglich sei, und einen kreisförmigen Lauf halte.

Die Stellen sind in den Alten da, Herr Marchese.

Das sind die alle, die Sie uns anführen; — ob ich gleich in manchen etwas ganz anders sehe, als Sie. Auch hier vielleicht in der angeführten Stelle vom Pythagoras *).

Aber was ist denn das Wesentliche im System des Copernicus? das Erste? — Doch unstreitig die Voraussetzung: daß die Sonne der Mittelpunct, und die Erde beweglich sei.

---

*) Man sehe das jetzt erschienene Werk von Herrn Tiedemann: Erste Philosophen Griechenlands.

Das will ich zugeben, Herr Dutens. Aber welcher Unterſchied zwiſchen jenen hingeworfenen, mit Irrthümern vermiſchten, mehr errathenen als bewieſenen Sätzen; und zwiſchen dem ſo richtig beſtimmten, ſo wohl in Ordnung gebrachten, durch ſo viele zuſammenſtimmende Beobachtungen feſtgegründeten Syſteme der Neuern! — Ich hoffe, Sie räumen mir dieſen Unterſchied ein? —

Allerdings, Herr Marcheſe. Aber bedenken Sie auch, daß von den Werken der Alten ſo vieles verloren ging? Daß vielleicht eben in dem was verloren ging — —

Genug, Herr Dutens! Bis in dieſen Schlupfwinkel kann ich Sie unmöglich verfolgen. — Doch was hilft Ihnen auch, bei unſerm jetzigen Streite, dieſes ſo unwiderlegliche, obgleich ſo unwahrſcheinliche, Vielleicht? Aus Quellen, die nicht vorhanden ſind, haben doch die Neuern nicht ſchöpfen können? Räumen Sie mir alſo immer ein, daß jener Unterſchied vollkommen ſo groß iſt, wie ich ihn angab! —

Gut dann! Er ſoll es ſeyn, Herr Marcheſe.

Und um mich erkenntlich zu zeigen, ſo ſollen Sie wieder in allem Recht haben, was Sie behaupten. — Die Alten ſollen ſich ſelbſt ſo verſtanden haben, wie Sie ſie verſtehen; die angeführten Stellen ſollen wirklich die Quellen ſeyn, aus welchen die Neuern ſchöpften; ich frage noch immer: was folgt daraus zum Vortheil der Alten? was zum Nachtheil der Neuern? — Und von dieſer Seite haben Sie doch wirklich die Sache genommen.

Das thut jedermann, Herr Marcheſe. Der erſte Erfinder hat immer die Ehre.

Verzeihen Sie mir! Wenn das jedermann thut, ſo hat je-

dermann Unrecht. Und ein Philoſoph ſollte nie etwas aus dem Grunde thun, weil es jedermann thut.

Alſo ſchätzen Sie Genie nicht höher, als Fleiß? —

Allerdings ſchätze ich's höher.

Und iſt denn nicht Erfinden das Werk des Genies? Ausbilden das Werk des Fleißes?

Da liegt der Fehler. Sie haben mir einen zu engen Begriff von dem Erfinder.

Dürfte ich um den Ihrigen bitten? —

Sie ſagen ſo, liebſter Freund: Dieſe Eichel ſchließt die ganze Anlage der Eiche in ſich. Die Eiche iſt nichts, als die Entwickelung dieſer Eichel.

Nun ja! Werden Sie anders ſagen? —

Nein! Aber fortfahren werd' ich: Dieſe Eichel iſt wiederum nichts, als die Entwickelung eines frühern Urſtoffs. Die Natur war nicht thätiger, da ſie die Eichel aus ihrem Urſtoffe, als da ſie die Eiche aus der Eichel entwickelte: die Elemente mußten ihre ganze Kraft zu dem letzten Endzwecke, wie zu dem erſten, vereinigen. Luft und Erde, und Feuer und Waſſer, mußten das eine Mal ſo wirkſam ſeyn, wie das andere Mal. Die Natur hat von der einen Wirkung ſo viel Ehre, als von der andern.

Aber wer nun den erſten Urſtoff hergab —

Verzeihen Sie! Das war nicht die Natur; das war Gott. — Die Natur kann nur entwickeln, aber Gott hat geſchaffen.

Und die Anwendung auf unſern Streit? —

Die iſt ſo leicht, ſollt' ich meinen. — Die Gegenſtände der Philoſophie waren von jeher vorhanden. Die Keime aller philoſophiſchen Wahrheiten lagen in jeder menſchlichen Seele. —

Was der denkende Geiſt von jeher gethan hat und thun konnte, beſtand bloß in der Entwickelung dieſer Keime, in der Aufklärung, Auseinanderſetzung, mannichfaltigen Verbindung und Trennung der Ideen. Es iſt eben die Kraft, die eine dunkle Idee zur erſten Klarheit, und die ſie zur Deutlichkeit, zur Vollſtändigkeit bringt. Ich denke, das werden Sie mir einräumen, Herr Dutens.

Eben die Kraft; allerdings! Aber ich frage noch immer: in welchem Fall iſt mehr Anſtrengung der Kraft?

Und glauben Sie denn, daß ſich dieſe Frage ſo im Allgemeinen beantworten läßt? — Es kommt alles auf die Beſchaffenheit der Idee, auf die Faſſung des Geiſtes, auf die ſchon vorhergegangenen Entwickelungen anderer Ideen an, die die jetzige mehr oder weniger erleichtern. — Die erſte Idee haben, heißt oft nichts; ſie ſchätzen, verfolgen, ausbilden, oft alles. — Sie bewundern den Shakespear, Herr Dutens?

Wie billig! —

Aber nach Ihren Grundſätzen müßten Sie meine Landsleute mehr, als den Ihrigen, bewundern. Shakespear hat viele ſeiner vortrefflichſten Stücke aus italiäniſchen Novellen geſchöpft, die nichts weniger als vortrefflich waren. Sagen Sie mir: wollten Sie wohl den ganzen Reichthum von Gemälden, von Charakterſchilderungen, von eignen, fruchtbaren, erſtaunenswürdigen Gedanken, die er aus der Fülle ſeines originellen Genies hinzuthat, wollten Sie wohl die ganze Ausbildung, die er dem erſten unbedeutenden Stoff gab, geringer achten, als dieſen Stoff? Den Geiſt, den er der todten Materie einhauchte, geringer, als die Materie? Shakespear geringer, als den Novellenſchreiber? —

Aber ein Dichter und ein Philoſoph, Herr Marcheſe —

Mögen ſo verſchieden ſeyn, als ſie wollen: in unſerm Fall ſind ſie's nicht. — Wenn bei einem Alten eine nur halbe ſchwebende Idee, oft kaum kenntlich, unter der dichten Hülle einer Metapher verborgen lag; der Neuere ſie auffaßte, richtig beſtimmte, in vollem Lichte vortrug; wenn jener eine Wahrheit nur ganz dunkel in einem einzelnen Falle dachte, der Neuere ſie von den einzelnen Fällen rein abſonderte, und in voller Allgemeinheit zum Grundſatz eines Syſtems erhob; wenn ein Alter eine gewagte Lehrmeinung aus ganz falſchen Gründen durch ſophiſtiſche Schlußreihen herleitete, ein Neuerer ſie aus ihren wahren Erkenntnißgründen durch richtige Schlußketten erwies: wollten Sie da ſo ganz ohne Bedenken dem Alten vor dem Neuern den Vorzug geben? Sollte nicht, wenigſtens dann und wann, der Neuere ein eben ſo großes, oder größeres Genie ſeyn, als jener? — — Doch ich ſehe, daß ich Ihnen zur Laſt bin, Herr Dutens. Wir haben hier reizendere Gegenſtände der Unterhaltung vor uns. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen in einem oder zwei Briefen mittheile, was ich etwa ſonſt über Ihr Buch noch gedacht haben kann.

Achtes Stück.

Erſter Brief an Herrn Dutens.

Nur noch Eine Frage, Herr Dutens, die zur Vollendung unſers neulichen Geſprächs gehört, und die ſich bloß einem denkenden Kopfe thun läßt! — Sollte es Ihnen nicht oft widerfahren ſeyn, daß Sie durch eigenes Nachſinnen auf Ideen, Grundſätze, Hypotheſen, Auflöſungen gerathen, die Sie nachher, zu Ihrem größten Befremden, ſchon bei Andern gefunden? Wenn das iſt, ſo darf ich um deſto dreiſter die Vorausſetzung zurücknehmen: daß die Neuern wirklich alle angegebene Ideen aus den Alten geſchöpft haben; und dann fällt auf-einmal der große Vorzug der Alten hinweg. — Carteſius, ſagen Sie oft, hat die und die Lehre vom Epikur entlehnt, Locke die und die Wahrheit im Ariſtoteles gefunden, Leibnitz die und die Idee aus dem Plato genommen; aber wie in aller Welt können Sie das beweiſen? Wär' es denn nicht möglich, daß zwei verſchiedene Genies, die einerlei Seelenkräfte auf

einerlei Gegenſtände anwenden, auch einerlei Ideen daraus entwickelten? Oder iſt es nicht in manchen Fällen ganz ſichtbar, daß jeder zu dem gemeinſchaftlichen Reſultat auf ſeinem eignen Wege gekommen? Und hängt nicht oft der ganze Werth, die ganze Fruchtbarkeit einer Idee, von dem einzigen Umſtande ab: ob ſie ſich an dieſe oder jene Gedankenreihe hängte? von dieſen oder jenen Gründen das Reſultat war? —,— Freilich können Sie nun die Alten noch immer Erfinder nennen, aber nur im vorzüglichen, nicht im ausſchließenden Verſtande; inſoferne ſie nehmlich die erſten waren, die gewiſſe Ideen hatten oder vortrugen: aber das Verdienſt dabei fällt nun weg, und wird Glück. Leibnitz, Locke, Carteſius, ſtehen nun jenen Alten nicht weiter nach, als inſoferne ſie ſpäter geboren wurden.

Ich klagte Sie neulich an, Herr Dutens, daß Sie in dem erſten Keim eines Syſtems ſogleich das Syſtem, in dem Element eines Gedankens ſogleich den Gedanken fänden. Sehen Sie jetzt, wie ich Sie rechtfertige! — Herr Dutens, ſetze ich voraus, hatte die Werke der Neuern eher, als die der Alten geleſen. In jenen hatte er alles das weiter ausgeführt, näher beſtimmt, richtig bewieſen gefunden, was in dieſen nur noch roh, dunkel und unbewieſen angegeben war. Er hatte ſich durch eine vertraute Bekanntſchaft mit den Neuern gewöhnt, zu jedem Begriff ſeine Beſtimmung, zu jedem Satz ſeine Einſchränkung, zu den Folgen die Gründe, und zu den Gründen die Folgen hinzuzudenken. Ihm hatte dieſe von Andern geſchehene Entwickelung kein eigenes Nachſinnen, nur Aufmerkſamkeit auf den Vortrag ſeiner Lehrer, gekoſtet. Er konnte ſich alſo keiner Mühe und Schwierigkeiten dabei bewußt ſeyn; vielmehr war es ihm völlig habituell geworden, jede verworrene

Idee zur Deutlichkeit zu erheben, jede irrige zu berichtigen, von den Folgen zu den Gründen und von den Gründen zu den Folgen mit größter Leichtigkeit auf- und abzuſteigen. So unterrichtet und ſo gewöhnt, ging er an die Werke der Alten: und was war nun natürlicher, als daß er gleich in jeder dunkelen Vermuthung die helle Wahrheit, in jeder einzelnen Idee die Reihe hinzugehöriger Ideen, in jeder abgeriſſenen Trümmer das Gebäude eines Syſtems; kurz, daß er in der Eichel die Eiche ſah? die er gewiß nicht erkannt haben würde, wenn nie eine gewachſen wäre. — „Wie!“ rief noch neulich ein Freund, dem ich von den elektriſchen Verſuchen Neutons ſagte: „Neuton keinen Funken geſehen? Sie ſcherzen. Er fährt ja ſo ſichtbar heraus!“ —

Ich komme wieder zu Ihrem Buche, Herr Dutens. So lange es bei der eigentlichen Philoſophie bleibt, geht es mit Ihrer Erklärungsart noch ſo ziemlich von ſtatten; aber in Phyſik, Mathematik, und andern ähnlichen Wiſſenſchaften, haben die Neuern zu viel Eignes, als daß man ſo leicht mit ihnen fertig würde. Hier, hätte ich geglaubt, würden Sie den Vorzug derſelben offenherzig geſtanden, und Ihrem Genie wenigſtens eben ſo viel als dem Zufall eingeräumt haben; aber einmal hatten Sie Sich bei Gelegenheit der philoſophiſchen Materien zum Vortheil der Alten erwärmt, und ſo riß Sie denn der Enthuſiasmus unvermerkt mit ſich fort. Der Menſch hat in ſeiner Natur einen gewiſſen Trieb zur Vollendung, vermöge deſſen er nichts gerne halb läßt. Kommt er einmal ins Erheben oder Verachten, ſo kommt er nicht ſo leicht wieder heraus. — Um mich nicht in einzelne Capitel einzulaſſen, will ich Sie nur an Ihre Vorrede erinnern. „In der Vergleichung,

ſagen Sie, die man gemeiniglich über die Verdienſte der Alten und der Neuern anſtellt, muß man vornehmlich diejenigen Künſte und Wiſſenſchaften, die vorzüglich eine lange Erfahrung und Ausübung erfordern, wenn ſie zur Vollkommenheit gedeihen ſollen, von denen unterſcheiden, die allein von Genie und Talenten abhangen..... Man muß auch das nicht aus der Acht laſſen, daß die mehreſten der ſo bewundernswürdigen und nützlichen Entdeckungen, deren ſich unſer Zeitalter berühmt, als z. B. das Pulver, der Compaß, die Ferngläſer u. ſ. w., nicht das Werk philoſophiſcher Genies, ſondern die Wirkung des bloßen Ungefährs, oder die Verſuche unwiſſender Künſtler geweſen ſind."

Der kurze Inhalt dieſer ganzen Stelle iſt der: Was von langer Erfahrung und Ausübung abhing, das haben die Neuern immer mehr und mehr erweitert und faſt zu dem höchſten Grade der Vollkommenheit gebracht; was von Genie und Talenten abhing, das haben die Alten ſchon alles weggenommen. Alſo bloß der Fleiß, bloß das Sammeln und Beobachten, macht den Vorzug der Neuern aus? Bloß in Botanik und Anatomie und Chirurgie und andern von Ihnen angeführten Wiſſenſchaften — die denn doch immer auch Genie erfordern — ſind ſie weiter gekommen? Sie haben gleichſam nur unter den Augen der Alten nach Maaßgabe der Ideen, die dieſe alleinige Genies ihnen angegeben, mechaniſch fortgearbeitet? Und der Fortgang, den ſie in der Schifffahrt, in der Aſtronomie, in allen Theilen der Phyſik gemacht, der hinge bloß von der Erfindung des Compaſſes, der Ferngläſer, der Vergrößerungsgläſer und anderer Werkzeuge; dieſe Erfindung wieder vom Zufalle, und alſo am Ende Alles vom Zufalle ab? — Wahr iſt es, der

Zufall hat dabei ſehr viel gethan, aber doch nimmermehr Alles.. Viele der wichtigſten Erfindungen, die uns große Aufſchlüſſe in der Natur gegeben, ſind nichts weniger als zufällige Entdeckungen; es ſind wahre, mit Abſicht geſuchte Erfindungen geweſen, zu denen aber freilich die Data erſt mußten vorhanden ſeyn. Und dann hat auch der Zufall zu jenen glücklichen Entdeckungen nur den Anlaß geliefert, den erſt das arbeitende Genie der Entdecker, oder derer, die ihre Entdeckungen auffingen, zu ſeiner völligen zweckmäßigen Vollkommenheit ausbildete. Eine Ausbildung, die nicht ſelten die künſtlichſten Ideenverbindungen und eine ſehr lange Reihe von Reflexionen erforderte. —

Sonach dächte ich immer, Herr Dutens, daß Sie zwar dem Zufalle ließen was ihm gebührt, aber auch gegen die Verdienſte der Neuern gerecht blieben. Wir haben eben ſowohl unſere Genies, und haben gewiß eben ſo große Genies gehabt, als die Alten; auch wäre es in der That ſehr ſonderbar, wenn es anders wäre. Warum ſollte denn nur die geiſtige Natur an Kräften erſchöpft ſeyn, da die körperliche noch immer eben ſo wacker und eben ſo voll Zeugungskraft iſt, als vordem? — Die Neuern haben nicht bloß Erfahrungen angeſtellt, ſie haben auch vortrefflich darüber gedacht; ſie haben nicht bloß entdeckt, ſie haben auch wirklich erfunden; ſie haben es in ihren Entdeckungen nicht bloß bei dem bewenden laſſen, was der Zufall that; ſie haben dieſe auch mit großem Verſtande vervollkommnet, mit großem Verſtande die Beobachtungen verglichen, mit großem Verſtande Grundſätze heraus gezogen und zur Erweiterung und Bereicherung der Wiſſenſchaften angewandt.

Ich bin u. ſ. f.

Neuntes Stück.

Zweiter Brief an Herrn Dutens.

Sie scheinen mich wegen der Erinnerungen, die ich Ihnen entgegengesetzt, einigermaßen in Verdacht zu haben, als ob ich ein Verächter der Alten wäre. Sie thun mir Unrecht, Herr Dutens. Man darf ja denjenigen nicht gleich verachten, den man nicht ganz allein und ausschließungsweise hochachten kann. In der That gehöre ich zu den größten Verehrern der Alten, der ihnen nicht nur viele der Vorzüge und Verdienste, die Sie ihnen beilegen, sondern überdas noch manche andre des Vortrages und des schriftstellerischen Charakters zugesteht, die schon allein zu ihrer eifrigsten Lesung ermuntern müßten. Nur das konnte ich nicht zugeben, daß Sie die Genies der Alten auf eine ungerechte Art, und die zugleich den Muth des Philosophen eher niederschlagen, als zu weiterm Forschen beseelen muß, über alle neuern Genies hinausheben wollten. Der Rangstreit ist, wie überall, so auch hier ein sehr unnützer Streit; und hier noch

um deſto unnützer, da es in dieſer Materie der Zweifel und Dunkelheiten, der Vielleicht und der Vermuthlich ſo viele giebt, daß man nie eine ſichere endliche Entſcheidung zu hoffen hat. Ueberdies, wenn es ungereimt wäre, das Genie nur dem einen Theile ausſchließungsweiſe vor dem andern beizulegen, ſo würde die ganze Unterſuchung zuletzt auf die Frage ankommen: welcher von beiden Theilen mehr, welcher weniger Genie gezeigt? Aber wer hat noch je einen richtigen Maaßſtab für die Genies erfunden, oder wer wird ihn erfinden?

Sie, mein Freund, waren bei Ihren Kenntniſſen unſtreitig zu einem weit wichtigern und originalern Werke fähig. Eben darum verdrießt es mich, daß Sie jenen alten faſt vergeßnen Rangſtreit wieder hervorgeſucht haben. Die Aufſchrift Ihres Buchs: eine Unterſuchung über den Urſprung der Entdeckungen der Neuern, verſprach mir ſo viel! Ich erwartete von dem Verfaſſer der Monadologie und dem verdienſtvollen Herausgeber der Leibnitziſchen Werke nichts Geringers, als daß er den Syſtemen der Neuern bis zu den erſten unvollkommnen, zerſtreuten Ideen, woraus ſie geworden ſind, nachſpüren, daß er mich von den vollen und tiefen Strömen, die ſich jetzt mit ſolcher Pracht in das allgemeine Meer der Erkenntniß ergießen, bis zu den erſten unanſehnlichen Quellen hinaufbegleiten, und mir während ſeines Ganges zeigen würde, wie ſie durch allmähliche Aufnahme einzelner Zuflüſſe bis zu ihrer jetzigen Fülle und Herrlichkeit angewachſen. Kurz, ich erwartete ein Werk, worin nicht ſowohl die Philoſophen, als die Ideen der Philoſophen verglichen, und das allmähliche Wachsthum der menſchlichen Erkenntniß, wenn auch nur zum Theil, wenn auch nur in einigen Puncten, entwickelt würde. Und in der That,

liebster Freund, hätten Sie die Schwierigkeiten, die sich freilich bei so einem Werke finden, nur mit einigem Glück überwunden; hätten Sie die Ausführung nur einigermaßen zu den philosophischen Absichten hingelenkt, um derentwillen so ein Werk eigentlich gewünscht wird: was für Dank würden Sie Sich nicht bei der gelehrten Welt erworben, und was für Erbauung bei dem Gelehrten sowohl als dem Denker gestiftet haben!

Lassen Sie mich hier einen der Gesichtspuncte angeben, aus welchem ich so eine Geschichte geschrieben wünschte. — Wir sind unläugbar seit den Zeiten der Griechen und Römer weiter gekommen: nicht bloß in solchen Wissenschaften, die sich unmittelbar auf Erfahrung und Beobachtung gründen, oder wo erst ein glückliches Ungefähr neue Werkzeuge der Erfindung hergeben muß, sondern auch in den höhern metaphysischen Wissenschaften, auch in den abstractern Speculationen über Gott und Welt und Natur der Seele u. s. f. Wir finden überall mehr Licht, mehr Ordnung, mehr Wahrheit und Evidenz in den neuern, als in den ältern Zeiten. Aber eben so unläugbar ist's, daß wir in andern wichtigen Stücken der Erkenntniß, trotz den fortgesetzten unablässigen Bemühungen der größten Köpfe, noch immer eben so unwissend sind, wie die Alten. Wenn wir ja weiter gekommen, so ist es nur darin, daß wir unser Unvermögen zu wissen besser einsehen; denn auch dieses heißt weiter kommen. — Wir haben auf dem Felde der Wissenschaften einige niedrige Hügel, auch einige ansehnlichere Höhen gewonnen, von denen herab wir das alte Gebiet erweitert und reizende Aussichten in neue Gegenden erhalten; aber die wichtigsten Höhen, von denen die weitesten Aussichten zu hoffen waren, und hinter denen es eine unermeßliche Beute von

Erkenntniß geben muß: dieſe haben wir noch immer, eben wie die Alten, unerſtiegen gelaſſen. Der ganze Unterſchied zwiſchen uns und ihnen möchte der ſeyn: Die Alten ſuchten zu dem unerſteiglichen Gipfel nur auf einigen Wegen zu gelangen; der Verſuch war umſonſt, aber immer blieb noch die Hoffnung, daß ein kühnes Genie von irgend einer andern Seite glücklicher ſeyn würde. Wir hingegen haben, in der Folge der Zeit, nicht nur die alten Wege von Neuem betreten, und jede Ausbeugung, jede Krümmung verſucht, wo der gerade Pfad zu ſteil war; wir ſind auch den ganzen Fuß der Höhe, ſo weit er ſich umgehen ließ, wirklich umgangen, haben von jeder Seite den Verſuch erneuert, und haben ihn von jeder vergeblich gefunden. Wir haben alſo vor den Alten den Vortheil, oder ſollten ihn wenigſtens haben: daß wir alle Abſichten auf dieſe fruchtloſen Unternehmungen aufgegeben, und nun unſre ſämmtlichen Kräfte dran ſetzen, um in den vor uns liegenden ebenern Gegenden, wo die Schwierigkeiten für menſchliche Kraft überwindlich ſind, immer mehr und mehr wüſtes Land zu gewinnen und urbar zu machen. — —

Dieſes, was ich hier nur im Allgemeinen angab, durch die einzelnen Materien durchzuführen, nicht bloß in leeren Tiraden über das Unvermögen des menſchlichen Geiſtes zu declamiren, ſondern die wohlgefaßten Schwierigkeiten in den einzelnen Fragen zu vergleichen, um die allgemeinern herauszuziehen; die ſo gefundenen unauflöslichen Probleme unſrer Erkenntniß in deutlichen Sätzen anzugeben, damit der Philoſoph jede einzelne Materie auf ſie zurückführen, und wie weit er ſich einlaſſen dürfe, vorherſehen könne: das, liebſter Freund, wäre eine der wichtigen, wahrhaftig philoſophiſchen Abſichten, die der pragmatiſche Geſchichtſchreiber der Philoſophie vor Augen

haben müßte, und die ſeinem Werke einen unſterblichen Werth geben würden. Wenn die philoſophiſche Geſchichte, ihrem größten Theil nach, eine Geſchichte der Verirrungen unſers Geiſtes und ſeiner verſchwendeten Kräfte iſt: zu welchem Endzwecke ſollte ſie dann eher hingerichtet werden, als daß wir künftig vor gleichen Verirrungen oder vor gleicher Verſchwendung unſerer Kräfte bewahrt würden? — In der That wird noch immer ſo viel Vergebliches unter uns geſchrieben, Akademieen werfen Fragen auf, und philoſophiſche Köpfe ſtrengen ihren Scharfſinn an, ſie zu beantworten; Fragen, worin ſich der weſentliche Punct ſogleich als unerklärlich zeigen würde, wenn man ſie auf eins von jenen Problemen zurückbrächte.

Aber — könnten Sie ſagen — gehört nicht vielleicht dieſe ganze Idee in die Zahl jener ſüßen Träume, die ſo leicht erdacht und ſo ſchwer realiſirt ſind? Ich fürchte das nicht, liebſter Freund. Denn, wie Sie wiſſen, ſo iſt in manchen ſchätzbaren Werken ſchon vieles geſchrieben worden, woraus ſich die Möglichkeit eines ſolchen Werkes begreifen läßt. Wäre dies nicht, ſo würde ich die ganze Idee, auch gegen Sie, unterdrückt haben; denn ich haſſe von ganzem Herzen die ſchwindelnden Plannacher, die immer ſo ſtolze und ſo unmöglich auszuführende Entwürfe mit einer Miene hinwerfen, als ob es nur auf ihren Willen ankäme, ſie auszuführen. Leider iſt die Miene an dieſen Herren das Beſte, wo nicht gar Alles. Sollte es vom Reden zur That kommen, ſo möchten ſie oft gegen die getadelten und gehohnneckten Autoren, denen ſie von der Höhe ihrer Ideale herab ſo verächtliche Blicke geben, nicht viel beſſer, als Marſyas gegen den Apoll, beſtehen.

Ich bin u. ſ. w.

Zehntes Stück.

Ueber Emilia Galotti.

Erster Brief.

Sie haben Recht, liebster Freund, wenn auch Emilia Galotti alle die Fehler hätte, die verschiedene Kunstrichter darin haben finden wollen; so würde man sie doch alle über den einzigen Marinelli vergessen. So sehr ich auch die Charaktere des Odoardo und der Orsina, wenigstens von gewissen Seiten und in gewissen Situationen, bewundre; so bewundre ich doch noch mehr den in allen seinen kleinsten Theilen so wahren, so ausgeführten, von Anfang bis zu Ende so wohl erhaltenen Charakter des Marinelli. Von der moralischen Seite betrachtet, sei er so schwarz als er wolle, ich bin der erste, ihn zu verwünschen; aber von der poetischen, ist er einer der schönsten und ausgeführtesten, die nur je auf der Bühne erschienen sind.

Gleich zu Anfange erscheint Marinelli als der gewandte und verschlagene Höfling, als der niederträchtige und durch

lange Uebung im Laster ausgelernte Verführer, der er das ganze Stück hindurch bleiben wird. Das Empreſſement, womit er zum Dienſt eilt; die leichte Art, womit er dem Fürſten Schmeicheleien ſagt; die Geſchwindigkeit, womit er ſich nach jedem Winde dreht, und Alles wird was ſein Vortheil in jeder Situation aus ihm haben will; der leichtſinnige, hämiſche, perſiflirende Witz, womit er über Appiani und Orſina herfährt; die Vorurtheile von Geburt, von Ehrenſtellen, von erſten Häuſern; die vollkommne Einſicht, die er ſich in den Charakter des Fürſten erworben, und vermöge deren er ſo vortrefflich weiß, wie weit er jedesmal gehen oder nicht gehen darf, wie er ihn zu dem Puncte, wo er ihn haben will, hinbringen, oder wenn er ihm abſpringt, ihn wieder zurückholen ſoll; die meiſterhaften Wendungen, womit er dem Härteſten, was er zuweilen ſagen zu müſſen glaubt, das Allzuauffallende zu benehmen, und indem er es wieder gut macht, es zu ſeinem größten Vortheil zu nutzen weiß; die allertiefſte Verſtellungskunſt, womit er ſich aus den ſchlimmſten Händeln herauszureden und ſeine wahren Abſichten gegen jedermann zu verhüllen weiß; die unbegreifliche Kälte und Gleichmüthigkeit, die ihm immer völlige Beſonnenheit läßt, neue Hülfsquellen zu eröffnen und neue Räder in die Maſchine einzuſetzen, wenn es mit den alten nicht mehr fort will; das kriechende Weſen, womit er wahre Grobheiten vom Prinzen hinnimmt, und ohne böſe zu werden, ſich Thor und Narr ſchelten läßt — — Doch wie kann ich alle die einzelnen Züge herzählen, die ſo wohl zuſammen geordnet, ſo fein in einander verflößt, ein ſo lebendiges und vollendetes Ganze geben, daß ich nie müde werde, es zu betrachten und zu bewundern? Wenn ja der eine oder der andre dieſer Züge

in einzelnen Stellen weniger getroffen scheint (welches doch vielleicht nur im fünften Act der Fall ist, wo Marinelli dem Prinzen eine für ihn nicht schickliche Rolle aufträgt), so liegt die Schuld wohl unstreitig an dem weniger richtigen Charakter des Prinzen, der, wie Sie Selbst schon bemerkt haben, auch auf den Charakter des Marinelli ein falsches Licht wirft.

Aber, sagen Sie am Ende Ihres Briefes, ist nicht Marinelli vielleicht ein zu schwarzer, zu ruchloser Charakter? Bricht nicht seine nichtswürdige Denkungsart in allzuungeheure, allzuschändliche Handlungen aus? Sollte es je in der Natur einen Marinelli gegeben haben?

Herr Lessing hat selbst so viel Wahres und Gutes gegen die grundlose Bosheit geschrieben, daß es sonderbar wäre, wenn er sich diesen Fehler in seinen eignen Werken zu Schulden kommen ließe. Aber Marinelli, däucht mir, hat zu seinen Bosheiten Gründe, die nach seinem Charakter, seinen Umständen, seinen Vorurtheilen, entscheidend genug sind: nur das könnte etwa beleidigen, daß er diese Bosheiten mit so großer Kälte und Ruhe ausführt; allein auch davon zeigt sich der hinlängliche Grund in seiner langen Gewohnheit des Lasters. Er hat es darin zu einer Art mechanischer Fertigkeit gebracht; sein Bubenstück geht ihm, wie einem geübten Künstler sein Werk von Händen, ohne daß er oft selbst mehr weiß, was und wie er es macht.

Die ehrloseste seiner Unthaten ist ohne Zweifel der Meuchelmord des Appiani. Aber schwerlich würde er so weit gegangen seyn, wenn ihn nicht seine äußerste Feigheit, seine Furcht vor einem unvermeidlichen Zweikampf, gleichsam dazu gezwungen hätte; wenigstens hat Herr Lessing diesen Umstand mit gro-

ßer Kunſt im Dunkeln gelaſſen. Nächſt dieſem Morde, erſcheint er am häßlichſten, als — ich will es mit dem Worte der Claudia ſagen — als der Kuppler des Prinzen. Und zwar als ein ſo niederträchtiger Kuppler, dem der ſchändlichſte Lug und Trug, dem das äußerſte Verderben einer achtungswürdigen Familie nichts iſt, wenn er nur dem Prinzen zu ſeinem Zwecke verhelfen kann. Dieſe Nichtswürdigkeit zu erklären, muß man ſich in die ganze Situation eines Mannes, wie Marinelli, hineindenken. Lieblinge ſeiner Art verüben ſolche Schandthaten, weil es die einzigen Mittel zur Befriedigung ihrer eigenen heißeſten Begierden ſind; weil ſie durch anders nichts zu dem zu gelangen wiſſen, was für ſie die höchſte, ja die einzige Seligkeit des Lebens iſt. Denken Sie Sich dieſe Unglücklichen mit ihren jämmerlichen kleinen Vorurtheilen, die ſie zum Theil ſchon durch die erſten Eindrücke ihrer Kindheit erhalten; mit ihren ſo eingeſchränkten, aber eben deswegen nur feſter gegründeten Begriffen von Hofleben, von Gnade, von der Perſon des Prinzen, von Rang, von Einfluß, von Reichthum, von Ehrentiteln, von Ordensbändern, von Schlüſſeln. Der gewöhnliche Geſellſchafter des Prinzen zu ſeyn, unangemeldet zu ihm hineintreten zu dürfen, mit ihm zu fahren, bei der Cour des gnädigſten Lächelns gewürdigt zu werden, wohl gar in einem Winkel mit ihm zu flüſtern, ſeine eigne Antichambre zu halten, Aufwartungen von den Vornehmſten zu bekommen: das ſind für ſie die höchſten Seligkeiten des Lebens, ohne die ſie ihr Daſein haſſen würden, und auch Urſache hätten es zu haſſen. Denn was können doch dieſe Armſeligen, deren ganze Kenntniß ſich auf Etikette und Ränke einſchränkt; was können ſie doch mit ihrem Leben noch anfangen, wenn für ſie keine Cour, keine

Tafel, keine Galla mehr iſt? Was bleibt ihnen übrig, als ſich vor Langerweile den Tod zu wünſchen und zu ſterben? Dazu kommt noch die unendliche Verachtung, die ſie dann um deſto empfindlicher treffen muß, je mehr ſie ſich in ihrem blühenden Glücksſtande Feinde und Neider zugezogen haben. Mit welcher Begierde müſſen ſie alſo jenes Glück nicht ſuchen, und wenn ſie es einmal erlangt, mit welcher Inbrunſt es feſthalten!

Ihre ganze Wohlfahrt hängt an der Gnade des Prinzen; und dieſe zu erwerben, was giebt es für Mittel? Verdienſte um den Staat, oder Verdienſte um ſeine Perſon. Zu jenen, die noch überdies, wenn der Prinz ein Wollüſtling oder ein Müßiggänger iſt, am wenigſten geſchätzt und belohnt werden, haben ſie die Fähigkeiten, die Kenntniſſe nicht — die haben nur die würdigern Männer, die Camillo Rota; — alſo bleibt ihnen nichts übrig, als ſich um die Perſon des Prinzen verdient zu machen. Und wie das? Indem ſie ſich aus dem Charakter des Prinzen ihr höchſtes Studium machen, alle ſeine kleinſten Neigungen, Schwächen, Eigenſinnigkeiten ausforſchen, ſich in allem darnach bequemen, ihnen alle Mittel zur Befriedigung ihrer Begierden herbeiſchaffen, ihnen darin zuvorkommen. Das führt ſie dann oft zu Niederträchtigkeiten, die ihnen anfangs, eh' ſie noch in die Gewohnheit kommen, ſehr unangenehm ſeyn können; aber was in aller Welt ſollen ſie machen? Der nichtswürdigen Seelen giebt es überall, und nirgend mehr als in der Gegend der Höfe; was alſo ſie nicht thäten, würde ein Anderer thun; dieſer Andere würde ſie wegdrängen, würde an ihre Stelle treten, würde ſie um alle Wonne des Hofes, um alle Seligkeiten des Lebens bringen. — Von dieſem kleinen Anfange geht dann die Bosheit ſchrittweiſe weiter. Dem alten

ausgelernten Höfling genügt es nun nicht mehr, den Neigungen seines Prinzen nur nachzugehen; er sucht auch ausdrücklich sie zu erwecken; er giebt sich die äußerste Mühe, besonders wenn der Prinz noch jung ist, seinen Charakter zu verderben, seine Begierden zu reizen, seine Lüste anzufachen, damit er ihm zu ihrer Befriedigung nothwendig werde. Zu dem Allen gesellt sich dann noch die Kabale, der Neid, die Lust an der Intrigue, das Vergnügen, die Kräfte seines Geistes an der Ausführung mißlicher Projecte zu üben.

So, liebster Freund, erkläre ich mir den niederträchtigen Charakter des Marinelli und aller ihm ähnlichen Günstlinge. — Ich weiß nicht, wie Sie oder Andere denken; aber ich meines Orts bin einem Dichter für einen wohlgezeichneten bösen Charakter eben so sehr und oft mehr, als für den bestgezeichneten guten verbunden. Gemeiniglich lerne ich daraus mehr in Absicht der Kenntniß des Menschen, mehr in Absicht der Klugheit des Lebens, mehr in Absicht der dramatischen Kunst. Auch haben dergleichen Schilderungen unmoralischer Charaktere auf den Zuschauer eine sehr moralische Wirkung. Der Dichter, der das Laster in seiner natürlichen Häßlichkeit darstellt, bessert oft mehr als ein andrer, der nur immer rühren, immer zärtliche Thränen hervorlocken, immer durch Aufstellung sanfter, unschuldiger, großmüthiger Gemälde für die Tugend einnehmen will. Es ist wahr, man darf die Tugend nur kennen, um sie zu lieben; aber um sie recht feurig zu lieben, muß man noch mehr, muß man auch noch das Laster kennen.

Ich hatte anfangs die Idee, eine kleine Geschichte von dem Leben des Marinelli zu entwerfen, und Sie von der Wahrheit dieses Charakters eben dadurch zu überführen, daß ich

Ihnen die Art ſeiner Bildung zeigte. Nachher ward ich inne, daß eine ſolche Arbeit für meine Kräfte vielleicht zu ſchwer und gewiß für meine Zeit zu weitläuftig wäre. Aber warum nehmen doch unſre Romandichter die Ideen zu ihren Werken nicht dann und wann von der Bühne, und ſuchen vortreffliche Charaktere, die der dramatiſche Dichter nur in einzelnen Situationen bearbeiten konnte, weiter zu entwickeln und bis zu ihrer erſten Entſtehung zu verfolgen? Durch nichts könnten ſie mehr Kenntniß der Welt und des Menſchen zeigen; durch nichts mehr unterrichten und beſſern, als durch Werke dieſer Art, die das in Abſicht ganzer Charaktere thäten, was Shakespears beſte Schauſpiele in Abſicht einzelner Leidenſchaften thun: daß ſie ihnen nehmlich von ihrer erſten Anlage bis zu ihrer letzten völligen Ausbildung ſchrittweiſe nachgingen. —

Elftes Stück.

Ueber Emilia Galotti.

Zweiter Brief.

Auch über den Charakter des Appiani bin ich im Ganzen mit Ihnen einig: er enthält etwas auffallend Sonderbares. Der Mann hat alle mögliche Urſachen zum Vergnügen; er hat die liebenswürdigſte und geliebteſte Braut; tritt in Verbindung mit der achtungswertheſten Familie; wird der Sohn eines Vaters, der ſeine ganze Bewunderung, ſeine zärtlichſte Ehrerbietung hat: und bei alle dem iſt er nicht nur ernſt, er iſt tiefſinnig, mürriſch. Wenn die Urſache davon nicht in einem natürlichen Hange zur Melancholie oder in einem Fehler des Charakters liegt — und das ſcheint hier nach allen Umſtänden der Fall nicht zu ſeyn, — ſo muß ſie nothwendig in ſeiner jetzigen beſondern Verfaſſung liegen; aber was wir da ſehen, iſt eine wirkliche Kleinigkeit. Es kann ihm ärgerlich ſeyn, daß er bei dem Prinzen noch vorfahren und ihm ſeine Vermählung kundmachen ſoll; aber unmöglich kann ſo ein einziger kleiner Umſtand ihn ſo

völlig aus ſeiner Faſſung heben. Der wahre Hauptgrund ſeines Verdruſſes liegt alſo in jenen geheimnißvollen Ahnungen, deren er gegen Emilie und ihre Mutter erwähnt; aber bloß erwähnt, ohne auch nur die mindeſte Veranlaſſung dazu zu zeigen.

Ich will nicht läugnen, daß dergleichen Ahnungen wirklich in der Natur ſind; ſie mögen, wie der Verfaſſer der Träume eines Geiſterſehers will, aus einem geheimen Commercium der Seelen entſtehen; ſo viel aber weiß ich, daß ich auf der Bühne noch immer lieber Träume, als Ahnungen haben möchte. Jene ſind gewöhnlicher und werden im Schlafe, wo die Seele vor den Eindrücken der Wirklichkeit völlig verſchloſſen iſt, durch eine freie umherſchwärmende Phantaſie erzeugt; ſie erlangen oft den äußerſten Grad der Lebhaftigkeit, und ſetzen dann das Blut in eine Wallung, die Nerven in eine Erſchütterung, die oft lange nach dem Erwachen noch fortdauren und Bänglichkeit und Schwermuth hervorbringen. Dieſe hingegen — wenn ich ſie auch nicht völlig von der Bühne wegwünſchte, ſo möchte ich ſie doch niemals unter ſolchen Umſtänden und mit ſo außerordentlichen Wirkungen, wie hier. Alle Gründe zum Vergnügen ſind hier ſo groß, ſo mannichfaltig, ſo in die Augen leuchtend; der einzige klarerkannte Grund zum Verdruſſe iſt ſo nichtig, ſo unbedeutend, daß er das Züngelchen in der Wage kaum um eine Linie verrücken ſollte: und was hält denn nun jenen Gründen das Gleichgewicht? was giebt der Wage an der entgegengeſetzten Seite den Ausſchlag? was reißt ſie ſo ganz auf den Boden herunter? — Eine Ahnung, wovon niemand, Appiani ſelbſt nicht, weiß wo ſie herkommt; ein gewiſſes unnennbares Etwas, das ſich vielleicht eben deßwegen nicht nennen läßt, weil es ein bloßes Nichts iſt.

Wie aber der Dichter auf diesen Zug im Charakter gerathen sei? ob er durch dieses Mittel bloß den Eindruck schwächen wollen, den der nachherige Tod des Appiani macht, damit er uns nicht zu sehr wider den Endzweck des Stücks interessire? oder ob er den Charakter des Grafen, den er so wenig Raum zu entwickeln hatte, durch diesen frappanten Zug nur mehr herausheben wollen? oder ob er vielleicht diesen Zusatz nöthig fand, um zu einem gewissen Ziele, zu dem er nothwendig hin mußte, desto leichter und kürzer hinzukommen: darüber möchte sich ohne seine eigne Erklärung schwerlich entscheiden lassen. — Ich, liebster Freund, vermuthe das Letztere, und ich will Ihnen hier die Gründe dieser Vermuthung vorlegen, damit Sie urtheilen können. Ist meine Hypothese falsch, nun so kann doch auch die Ausführung falscher Hypothesen noch immer viel Wahres und Lehrreiches enthalten.

Das Ziel, wo der Dichter zunächst hin mußte, war der Tod des Appiani. Wäre der Graf beim Leben geblieben, so sieht man nicht ab, wie das Stück so bald hätte ausspielen können. Aber wenn nun Marinelli diesen Tod gleich anfangs und ohne allen weitern Bewegungsgrund bei dem Angelo ausgemacht hätte, so wäre der ohnedies schon so schwarze Günstling vollends zum Ungeheuer geworden, und der allzugroße Abscheu hätte uns unser ganzes Vergnügen an dem Charakter verderbt. So aber hat Marinelli anfangs noch keinen vollständigen Plan, er will nur für's erste die Vermählung hindern und die Braut haben; daß er nachher dem Angelo einknüpft, den Grafen nicht bloß zu verwunden, sondern niederzuschießen: davon liegt der wahre Grund in seiner Furcht vor dem Zweikampfe. Wie sollte nun aber der Dichter zu diesem Zweikampfe hin? Beide muß-

ten ſich ſchon große Beleidigungen ſagen, eh' es bis zur Ausforderung kam; es mußte geſchimpft werden, und Appiani ſchimpft denn auch wirklich. — Nehmen Sie jetzt dieſen Appiani in einer völlig heitern Gemüthsfaſſung an; überlegen Sie dabei den ganzen Charakter des Marinelli: und dann ſagen Sie mir, wie der Dichter dieſes Ziel, ohne einen unnatürlichen Sprung zu thun, ſo leicht hätte erreichen ſollen?

Ich will mich über dieſe Schwierigkeit etwas näher erklären. Marinelli iſt ein Hofmann, und iſt, wie alle Böſewichter ſeiner Art, feigherzig. Als jener, ſagt er ſchwerlich Grobheiten, auch nicht gegen Perſonen, die er auf's tödtlichſte haßt; er hat bei ſeinen Hofſitten auch Hofton: Honig auf der Zunge, bei der bitterſten Galle im Herzen. Wenn ein feinerer Weltmann, und beſonders ſo ein abgeſchliffner, verſteckter, geſchmeidiger Höfling, wie Marinelli, der ſich ſo ganz in ſeiner Gewalt hat, beleidigt; ſo iſt es weniger durch das, was er ſagt, als durch die Art, wie er es ſagt; ſo iſt es mehrentheils nur von ferne, nur mit einer heimlichen Wendung, mit einem bedeutenden Tone, mit einem flüchtigen Achſelzucken, mit einem ſpitzfindigen Lächeln, mit einem höhniſchen vor ſich Niederſehen, mit einem vornehmen Wiederaufblicken. Vollkommen ſo erſcheint auch hier Marinelli, der überhaupt vortrefflich geſchildert iſt: anfangs nichts als Höflichkeiten, als Freundſchaftsverſicherungen, und auch da, wo er das Härteſte ſagt, das ihm Appiani ſo hoch anrechnet, noch immer Mäßigung und Zurückhaltung! Ja, es ſcheint, daß er nach ſeiner Hofart und bei ſeiner Feigheit auch dieſen Ausfall nicht einmal würde gewagt, auch dieſen Ton der Spötterei ſich nicht würde erlaubt haben, wenn ihm nicht Appiani ſchon ſo lange Dinge geſagt hätte,

die ein Mann von weniger Verſtellungskunſt und reizbarerer Galle nimmermehr hätte anhören können. Wirklich iſt Appiani gleich anfangs beleidigend; er ſagt ihm alles, was er denkt, ſo rund ins Geſicht: und doch iſt er auch Weltmann, obgleich von der rechtſchaffnern, edelgeſinntern Art. Und wie in aller Welt kommt denn dieſer feine und geſittete Mann zu ſo einer Begegnung? Empfände er das ganze Glück ſeiner Situation; verlöre ſich ſein wollüſtiger Blick in den reizenden Ausſichten, die vor ihm liegen: ſo würde bei dieſer guten Laune das Geſpräch nach aller Wahrſcheinlichkeit anders fallen.

Der Graf, werden Sie mir vielleicht einwenden, kennt den Marinelli und verachtet ihn. Gut! das kann ein Mann, wie Appiani, nicht anders. Aber die Verachtung hat ja ſo manche Miene, ſo manchen Ton; warum muß ſie ſich eben ſo bitter äußern? — Marinelli, werden Sie fortfahren, ſteht dem Grafen entgegen; bloß um dieſes Günſtlings willen hat der Graf nicht aufkommen können. Aber bedenken Sie auch, daß gerade Appiani der Mann iſt, dem an dieſem eitlen Glücke wenig gelegen ſcheint? dem es vielmehr lieb ſeyn kann, daran verhindert zu ſeyn? der ein- für allemal den ſeligen Entſchluß gefaßt hat, in ſeinen väterlichen Thälern ſich ſelbſt zu leben? Sehr leicht muß ihm alſo Appiani dieſe Beleidigung, die für ihn eigentlich keine iſt, verzeihen können; der Haß fällt weg, und es bleibt alſo nichts als Verachtung übrig. Nun ſieht man freilich den Mann nicht gerne kommen, den man verachtet; Appiani kann verdrießlich ſeyn, von angenehmern Unterhaltungen dadurch abgerufen zu werden: aber dieſer kleine flüchtige Verdruß, ſollte der Einfluß genug haben, ihn ſo auf einmal und ſo ganz aus ſeiner Lage herauszuſetzen? Sonach bliebe Appiani

in seiner völligen Heiterkeit: und wie würde er da den Marinelli empfangen? welchen Ton gegen ihn annehmen? Keinen vertraulichen, aber auch keinen auffahrenden; keinen verbindlichen, aber auch keinen bittern; keinen scherzhaften, aber auch keinen mürrischen. Er würde den verächtlichen Menschen, wenn er sich zu nahe an ihn machte, mit einem sanften Drucke in der gehörigen Entfernung halten, nicht auf eine so rauhe gewaltsame Weise von sich stoßen; er würde, wenn er in ihm nicht den Kammerherrn schonte, wenigstens den Abgeordneten des Prinzen schonen, gegen den er doch immer Achtung und Mäßigung zeigt. Finge dann Marinelli aus muthwilligem Kitzel, oder aus Verdruß über seine fehlgeschlagenen Entwürfe an, über des Grafen Verbindung zu spötteln: was meinen Sie wohl, daß bei dem entzückten Liebhaber, bei dem ruhigen, gesetzten Manne, dieser Spott eines Menschen, den er so herzlich verachtet, über den er sich so weit hinausfühlt, für Wirkung thun könnte? Sollt' er ihn aufbringen? in Harnisch jagen? zu Anzüglichkeiten, zu Schimpfreden reizen? Nein, liebster Freund, dann sollte der Graf Emilia Galotti nicht haben, nicht der Sohn eines Mannes wie Odoardo werden. Wen er nicht werth hält, daß er mit ihm scherze, den soll er noch weniger werth halten, daß er sich mit ihm schimpfe. Lächeln müßte er über die armseligen Vorurtheile dieses engen Kopfes und noch engern Herzens, ihm einen der mitleidigen Blicke geben, womit der edle Mann auf ein Insekt wie Marinelli herabblickt, dessen Gift er nicht fürchtet, und an dem er nichts als seine verächtliche Kleinheit gewahr wird; ihn noch einmal mit einer kategorischen Antwort abfertigen und ihn laufen lassen. — So, denke ich, würde das Gespräch in so einer Situation und zwischen sol-

chen Charakteren ausfallen müſſen, wenn nicht irgend ein anderer Umſtand hinzukäme.

Aber wie gar anders, wenn nun dieſer hinzukömmt! Nehmen Sie den Appiani gleich zu Anfange ſo an, wie ihn der Dichter vorſtellt: mürriſch, tiefſinnig, ärgerlich; ſo wird nun die ganze Scene nicht nur richtig und wahr, ſie wird auch eine der Meiſterſcenen in der Emilie. Denn nun iſt Appiani geneigt, nicht ſowohl die verächtliche als die haſſenswürdige Seite des Marinelli zu ſehen; nun wird er nicht bloß in ſeinem Vergnügen, er wird in etwas weit anderm unterbrochen, das die Seele weit mehr intereſſirt, worauf ſie ihren Blick weit ſtarrer hinheftet, in ſeinen trüben ſchwermüthigen Reverieen; nun iſt er vorbereitet, alles hoch aufzunehmen, ſich bei dem erſten beſten Anlaſſe zu erbittern, ſeiner Würde uneingedenk ſich mit einem Menſchen zu zanken, den er lediglich verachten ſollte, ſich den überläſtigen Beſuch auf jede Art, höflich oder unhöflich, vom Halſe zu ſchaffen. Und dann ſpielt nun die ganze Scene natürlich weiter, bis zur Ausforderung, und bis zum Meuchelmorde des Appiani.

Ich bekenne Ihnen noch einmal, mein Freund: es iſt ſehr mißlich, eines Andern beſtimmte Abſicht zu errathen, wo er ihrer mehrere haben konnte; und wenn ich alſo geträumt habe, ſo verzeihen Sie mir! Ich erwache wieder aus meinem Traume. — Aber ſo viel, denke ich, iſt doch immer ausgemacht: daß, wenn auch der Dichter bei der Schwermuth des Appiani nicht eigentlich auf dieſen Endzweck gearbeitet, ihm wenigſtens dieſe Schwermuth zur Erreichung dieſes Endzwecks gute Dienſte geleiſtet hat.

Zwölftes Stück.

Ueber Emilia Galotti.

Dritter Brief.

Der Widerſpruch, den Sie in dem Charakter der Emilie glauben bemerkt zu haben, liegt meines Erachtens nicht in den erſten Grundzügen des Charakters; er entſteht nur durch die Art, wie die letzten Scenen ausgeführt worden. Eben das Mädchen, ſagen Sie, das wir im Anfange ſo ängſtlich, ſo furchtſam, ſo ſchüchtern ſehen; eben das Mädchen kann nachher ſo herzhaft den Tod fordern? ihn ſo willig erdulden? Iſt hier nicht ein größerer Widerſpruch, als in dem Charakter der Iphigenia, den Ariſtoteles um einer ähnlichen Ungleichheit der Sitten willen tadelt? — Nein, mein Freund, nicht einmal ein eben ſo großer; und ſobald Sie den Gang der Ideen in Emiliens letzter Scene nur ein wenig ändern wollen, ganz und gar keiner.

Es giebt unter den Menſchen viele ſolcher Charaktere, in denen ſich zwei entgegengeſetzte Eigenſchaften vereinigen; und

dieſe ſind allemal, wenn ſie wohl ausgeführt werden, nicht nur die lehrreichſten, ſondern auch wegen des Wunderbaren, das ihnen anhängt, die intereſſanteſten. Der Dichter muß nur nicht vergeſſen, zu zeigen, wie ſie möglich ſind; das heißt, er muß uns den Grundzug im Charakter angeben, der den ſcheinbaren Widerſpruch aufhebt, und die beiden ſo unverträglich ſcheinenden Eigenſchaften in Harmonie bringt. In dem Charakter der Emilie findet ſich dieſer Grundzug wirklich. Sie iſt weder aus bloßem Temperament ſo furchtſam, noch aus bloßem Temperament ſo entſchloſſen, den Tod zu leiden; ſie iſt beides aus herrſchender, beinahe ſchwärmeriſcher Liebe zu ihrer Religion. Bei ihrem Anfalle von Furcht, hat der Dichter dieſen Zug unvergleichlich herausgehoben; aber nicht eben ſowohl bei ihrer nachmaligen Herzhaftigkeit. Denn hier äußert Emilie in allem, was ſie ſagt und thut, mehr ſtoiſche räſonnirte Tugend, als chriſtliche Furcht vor der Sünde. Faſt das einzige Wort, das ganz ihrem Charakter entſpricht, iſt das: „Nichts Schlimmers zu vermeiden, ſprangen Tauſende in die „Fluthen, und ſind Heilige"; aber der Zug ſteht zu abgeriſſen, zu einzeln da: wir werden weder vor- noch nachher an die Religion weiter erinnert. Ja ſelbſt bei ihrem endlichen Hinſinken, bei dem letzten Zuſchließen ihrer brechenden Augen, hören wir keinen Laut, keinen Seufzer, der an Gott, oder an ihre Heilige gerichtet wäre. — Was aber das Schlimmſte iſt, ſo führt uns der Dichter ſelbſt irre, und ſcheint ſeinen ganzen Vortheil freiwillig aus den Händen zu geben. „Du kennſt „ſie," läßt er die Mutter zu Odoardo ſagen: „ſie iſt die Furcht„ſamſte und Entſchloſſenſte unſers Geſchlechts. Ihrer erſten „Eindrücke nie mächtig; aber nach der geringſten Ueberlegung,

„in alles ſich findend, auf alles gefaßt. Sie hält den Prin„zen in einer Entfernung; ſie ſpricht mit ihm in einem Tone „u. ſ. w.“ Scheint es nicht, als wenn der Dichter in dieſer Stelle, die doch immer die Schwierigkeit nur angeben würde ſtatt ſie aufzulöſen, als wenn er uns hier zu dem Folgenden vorbereiten, als wenn er den Charakter durch eine künſtliche Wendung zum Ziel herumlenken wolle? Gleichwohl brauchte er das ſo wenig, wenn er nur Emiliens endliche Herzhaftigkeit aus eben der Quelle entſpringen ließ, woraus ihre anfängliche Furcht entſtand.

Ich habe gegen die Ausführung der letzten Scene noch eine andere Erinnerung zu machen, von der ich mich wundre, daß ſie noch ſonſt niemand gemacht hat. Sie betrifft die an ſich ſo vortreffliche Stelle, worin Emilie über Gewalt und Verführung philoſophirt. Wenn ich ſie ſagen höre: „Ich habe „Blut, mein Vater; ſo jugendliches, ſo warmes Blut, als „eine. Auch meine Sinne ſind Sinne. Ich ſtehe für nichts. „Ich bin für nichts gut. Ich kenne das Haus der Grimaldi. „Es iſt das Haus der Freude u. ſ. f.“ — ſo weiß ich in der That nicht, was aus dem Mädchen geworden iſt. Ich möchte faſt argwöhnen, daß ihre Liebe zu Appiani bloße Koketterie geweſen. Denn ſagen Sie ſelbſt, mein Freund; wie kann ſich Emilie, in ihrer jetzigen Lage, vor Verführung fürchten? und vor Verführung vom Prinzen? Sie weiß, wie ſie ſelbſt geſteht, warum Appiani todt iſt, dieſer ihr theurer, geliebter Appiani, deſſen Tod ihr, wo ſie nicht das nichtswürdigſte Mädchen iſt, an die innerſte Seele gehen muß; ſie ſieht gleichſam ſein Blut noch an den Händen des Prinzen kleben: und wäre nun dieſer Prinz ein Adonis, wäre er der liebenswürdigſte

aller Sterblichen; so müßte er ihr doch um dieses Blutes willen, in diesem ersten Augenblicke der empörten Leidenschaft, das gräßlichste, verabscheuungswürdigste Ungeheuer dünken, das je die Erde getragen. Dazu kommt noch, daß sie den ganzen Plan durchsieht, den er gegen ihre Tugend gemacht, diesen ehrlosen, schändlichen Plan: und wie sehr muß nicht das, bei einem so frommen, so ehrliebenden, für ihre Seele so besorgten Mädchen, den vorigen Abscheu noch verstärken! Immer mag ihre Religion ihr sagen, daß bei der Verderbniß des menschlichen Herzens kein Verbrechen unmöglich sei; in der jetzigen Verfassung kann ihre Seele auf keinen Gedanken achten, keinen Gedanken annehmen, als der ihrem äußersten Abscheue gegen den Prinzen gemäß ist, ihn verstärkt, ihn bestätigt. Wenn sie sich also nicht vor Gewalt fürchtet, vor eben der Gewalt, die eben jene Heiligen vermeiden wollten, da sie sich in die Fluthen stürzten; vor was sonst kann sie sich fürchten? Davor nimmermehr, daß je der Prinz ihr gefallen, daß je ihr Blut für ihn wallen, daß je ihre Sinne an ihm Gefallen finden sollten; oder ich gestehe gern, daß ich keinen Begriff von dem habe, was menschliches Herz ist. — Erklären Sie mich aber nicht unrecht, mein Freund. Ich behaupte nicht, daß Emilie ihren Appiani nicht wirklich vergessen, nicht vielleicht schon in einem Monate von dem Prinzen verführt seyn könne; das kann sie sehr leicht, und sie wäre wohl nicht das erste Mädchen. Ich sage nur, daß sie jetzt, vermöge ihres Charakters, vermöge der ersten Täuschung ihrer aufgebrachten Leidenschaft, das, was an sich sehr möglich ist, gar nicht für möglich erkennen müsse.

Wie? wenn also der Dichter diese ganze Philosophie über Gewalt und Verführung, so richtig und vortrefflich sie an sich

ſelbſt iſt, aufgeopfert, und dafür folgende Reihe von Ideen gewählt hätte: Der Prinz liebt mich; er hat mir's erklärt; er wird nichts unverſucht laſſen, mich zu ſeinem Willen zu bewegen. Er wird am Ende Gewalt brauchen; denn kein Frevel in der Welt kann für den noch zu groß ſeyn, der den liebenswürdigſten aller Menſchen ermorden konnte. Er wird auch der Mörder meiner Seele werden, nachdem er der Mörder meines Geliebten geworden. Und dieſe Schande kann mein Vater nicht zugeben; nimmermehr, oder er iſt nicht mein Vater. Gott und Natur haben mich an ihn als meinen Beſchützer gewieſen, und ich habe außer ihm keinen Retter. ..... Wie? wenn dann der verwirrte, in Wuth geſetzte, erſchütterte Vater, der eben ſo ſehr als Emilie vorbereitet iſt, von dem Prinzen das Allerärgſte zu denken; wenn er ihr dann den Dolch mit den Worten zeigte, daß er für ſie keine andre Rettung ſähe, als durch den Tod; wenn Emilie ihm antwortete, daß, nichts Geringers zu vermeiden, Tauſende in die Fluthen ſprangen und Heilige ſind; wenn dann der Vater den Prinzen mit Marinelli zurückkommen hörte, und kaum ſeiner Sinnen mächtig, indem ihn Wuth, Zärtlichkeit und Ehrliebe gleich heftig beſtürmten, den tödtlichen Streich vollführte? Sollte nicht durch ſo eine Wendung die Kataſtrophe weit natürlicher und den beiden Charakteren, des Vaters ſowohl als der Emilie, weit angemeſſener werden? — Freilich verlören wir dann manche unvergleichliche Züge; aber die erſetzte gewiß der reiche Geiſt des Dichters durch andere, die uns jene vergeſſen machten. Für Sie, weiß ich, wäre ſchon das Erſatzes genug, daß Sie nun keiner Haarnadel erwähnen hörten, die Sie — ich weiß nicht, mit welchem Rechte? — ſo anſtößig finden; daß Sie nun keine Roſe

mit einem Affecte zerpflücken ſähen, der freilich für eine ſo gewaltſame Situation ein wenig zu ruhig iſt; daß Sie nicht an die Geſchichte der Virginie erinnert würden, deren Kataſtrophe hier allerdings unter ſehr verſchiedenen Umſtänden zu ähnlich nachgeahmt worden; und daß Emilie nicht mit einer Allegorie im Munde ſtürbe.

Ueber das, was ich hier von der Geſchichte der Virginie geſagt, erkläre ich mich in meinem künftigen Briefe näher. Ich will darin von dem Charakter des Odoardo reden, der, bis auf die letzte Scene mit ſeiner Tochter, meine ganze Bewunderung hat.

Dreizehntes Stück.

Ueber Emilia Galotti.

Vierter Brief.

Der Plan der Emilia Galotti ist, däucht mir, ganz sichtbar aus der Geschichte der Virginie entstanden. Sie wissen, mein Freund, daß es in Italien eine fürstliche Familie Gonzaga gab, deren jüngere Linie sich von Guastalla schrieb; aber wüßten Sie von irgend einem Gonzaga eine Anekdote, aus der sich ein Trauerspiel, wie Emilie, hätte machen lassen? Ich wenigstens — der ich zwar freilich in der Geschichte der kleinen italiänischen Häuser wenig bewandert bin — wüßte keine; und da auch sonst, in der Ausführung der letzten Scenen, offenbare Rücksicht auf die Geschichte Virginiens genommen worden: so setze ich um so zuversichtlicher voraus, daß der Dichter die so interessante Katastrophe jener Geschichte genommen, und seinen übrigen Plan ausdrücklich dazu erfunden habe.

Die große Schwierigkeit eines solchen Unternehmens darf ich Ihnen wohl nicht erst erklären; Sie werden sie fühlen. Es scheint mir schon immer nicht die leichtere Arbeit des Genies,

von einigen einzelnen unbestimmten Ideen anzufangen, und ihnen durch nähere Bestimmung das Leben und die Wirklichkeit erst zu geben, die sie in ihrer dürftigen Allgemeinheit nicht hatten. Auch zweifle ich sehr, ob jemals ein episches Gedicht so gemacht worden, wie der ehrliche Le Bossu es geträumt hat. Das Genie, so viel ich weiß, arbeitet leichter aus der Wirklichkeit heraus, als in die Wirklichkeit hinein; es gelingt ihm besser, dem schon gefundenen Golde Glanz und Form zu geben, als das Gold selbst durch alchymistischen Proceß erst hervorzubringen. Je mehr schon die Natur, diese beste Werkmeisterinn, ihm in die Hände gearbeitet: desto bündiger, fester, gleicher wird das Gewebe seines Plans; desto voller, blühender, lebendiger wird sein Werk in der Ausführung. Glückliche Sujets, worin das Wesentliche schon meistens beisammen ist, aus der wirklichen selbstbeobachteten Welt gerissen, geben daher immer die Meisterstücke der Dichter. Sie haben hier weiter nichts zu thun, als daß sie den schon vorhandenen Stoff von allen anklebenden Schlacken reinigen, alle unwesentlichen Theile davon abschneiden, oder wenn ihn die Kunst auch in wesentlichen Theilen nicht brauchen kann, ihn aus der Fülle eben der nahe umgebenden Natur, wo sie ihn heraushoben, zu ergänzen und zu verschönern suchen.

Noch schwieriger ward, in unserm Falle, das Unternehmen dadurch, daß der Dichter aus der Geschichte der Virginie gerade das Letzte, die Katastrophe, heraushob. Es scheint mir ausnehmend mißlich, eine so bestimmte Katastrophe von der Reihe von Ursachen, woran sie in der Natur hing, loszureißen, und sie an eine ganz verschiedene zu knüpfen. Auf was für eine Verbindung von Umständen man auch verfallen, was

für eine Gesellschaft von Charakteren man auch versammeln mag, so wird man immer, wenn man sich dem natürlichen Gange der Handlung überläßt, auf ein etwas anderes Ende damit hinauskommen. Verschiedenheit in den Ursachen wird Verschiedenheit in die Wirkungen bringen; und nachdem sie dort wesentlich oder zufällig ist, wird sie's auch hier seyn. Am größten aber scheint mir diese Schwierigkeit dann, wenn die Katastrophe so außerordentlich, so ungewöhnlich, wie hier ist. Ein rechtschaffener Vater durchbohrt seinem einzigen würdigen Kinde das Herz, weil er sonst kein Mittel hat es von der Schande zu retten. Wie entsetzlich, wie einzig ist diese That! Wer sollte nicht glauben, daß sie nur in einem eben so einzigen Falle, unter einer eben so einzigen Verknüpfung von Umständen, habe geschehen können? Und wie kühn muß also nicht der Dichter scheinen, der damit ganz aus jener Regierungsverfassung, jenen Verhältnissen und Sitten des alten Roms herausgeht, der sich dazu in einer völlig verschiedenen Welt gleich wahre Veranlassungen aufsucht, sich einen gleich bündigen Zusammenhang von Begebenheiten und Umständen erdichten will, worin die Katastrophe eben so tief und augenscheinlich gegründet sei, wie in jenen! — Wenn ich bedenke, daß Herr Lessing so sicher der Mann war, der alle diese Schwierigkeiten fühlte, so erstaune ich über den Muth, womit er sich ihnen unterzog; und wenn ich dann sehe, bis zu welchem Grade er sie überwunden hat, so erstaune ich noch mehr über die Größe der Kraft, die er dazu anwenden mußte. Doch zugleich werde ich unwillig, daß der Mann, der so sicher Genie hat, uns bereden will, er habe keines; wenn Andere, die so sicher keines haben, uns durchaus wollen glauben machen, sie hätten welches.

Um den Ausspruch in meinem letzten Briefe zu rechtfertigen, werde ich die Geschichte der Virginie mit der Geschichte der Galotti vergleichen müssen. Die letztere haben Sie gewiß, und vermuthlich auch die erstere, im Gedächtniß; oder wo nicht, so haben Sie Ihren Livius bei der Hand, um sie nachzuschlagen. Ich kann also der Mühe, sie zu wiederholen, entübriget seyn.

Livius sieht in dieser ganzen Geschichte nur Eine Schwierigkeit; er begreift nicht, mit welchem erträglichen Vorwande Appius sein gesetzwidriges Urtheil beschöniget habe. Nudum, sagt er, videtur proponendum: decresse vindicias secundum servitutem. Das kann nun freilich wohl der Geschichtschreiber, aber nicht der dramatische Dichter sagen; und doch möcht' es dem letztern schwer werden, in der Aufsuchung eines solchen Vorwandes glücklicher als jener zu seyn. Wenn indeß der Dichter nur diese einzige Schwierigkeit überwunden hat — wozu ihm vielleicht Dionys von Halikarnaß behülflich seyn könnte — so hat er sie auch alle überwunden; nur noch diejenigen ausgenommen, die sich in Ansehung der dramatischen Form, bei Vertheilung der Handlung, Verbindung der Auftritte u. s. w. ereignen möchten. Der Zusammenhang der Geschichte selbst ist so innig, als man ihn wünschen kann; die historische Wahrheit hat alle poetische Wahrscheinlichkeit; jede Verbesserung, die man anbringen wollte, würde Verschlimmerung werden. Es ist nichts zu ergänzen, nichts umzuändern; die ganze Arbeit besteht bloß in der Entwickelung der angegebenen Charaktere und Situationen.

Vergleiche ich diese Geschichte mit dem Plan der Emilie, so fällt mir nichts so schnell in die Augen, als daß dort der

Bewegungsgrund zu der ſchrecklichen That des Vaters zwiefach, hier nur einfach, iſt. Dort will nicht nur der ehrliebende Mann von ſtrengen Grundſätzen und rauher Tugend ſein Kind vor der Entehrung ſichern; der freie Römer, dem Sclaverei verhaßter als Tod iſt, will es auch dem Elend der Knechtſchaft entreißen. In den Worten, die ihm Livius, eben da er die ſchreckliche That vollbringt, in den Mund legt, wird dieſes letzten Bewegungsgrundes allein erwähnt: **hoc te uno, quo possum, modo, filia, in libertatem vindico**; und bei Andern, ſo wie auch nachher bei ihm ſelbſt, ſteht er vor: *ελευθεραν σε και ενσχημονα, τεκνον, αποστελλω τοις κατα γην προγονοις.* **Si liberae ac pudicae vivere licitum fuisset, etc. . . . .** Für Emilia Galotti darf ihr Vater nicht beides, Sclaverei und Entehrung, er darf nur Eins, nur das Letztere, fürchten: und ſo hat jene Geſchichte der Virginie vor dieſer der Emilie ſchon einen nicht verächtlichen Vortheil; denn je mehr zu einer ſo ſchrecklichen That der Bewegungsgründe ſind, und je dringender jeder an ſich, deſto beſſer. — Doch ſo ſehr wichtig iſt dieſer erſte Vorzug noch nicht; denn allerdings kann ſchon der einfache Bewegungsgrund, nachdem die Situation und der Charakter iſt, auf den er wirkt, völlig entſcheidend werden: und iſt er das wirklich, ſo hat man dem Dichter weiter nichts vorzuwerfen.

Aber hier zeigt ſich nun, meines Erachtens, der zweite, der große Vorzug der Geſchichte des Livius: der Vater der Virginie hat einen völlig entſcheidenden Bewegungsgrund; der Vater der Galotti hingegen nicht. — Sie werden mir das zugeben, hoff' ich, ſobald Sie nur die beiden Situationen, der Virginie und der Emilie, recht ſcharf in die Augen faſſen.

Ueber Virginien iſt der letzte richterliche Ausſpruch von eben dem Manne ergangen, der die höchſte obrigkeitliche Gewalt in Rom hat; es iſt nicht bloß mehr zu fürchten, nicht bloß mehr wahrſcheinlich, daß ſie werde zur Sclavinn erklärt werden: ſie iſt es ſchon wirklich. Ihre Freiheit iſt ohne Rettung dahin; und in Abſicht auf ihre Ehre, läßt ſich nicht die geringſte Schonung gegen eine Sclavinn, nicht die geringſte Mäßigung von einem Manne erwarten, der ſich im Angeſichte des ganzen Roms mit ſo großer Unverſchämtheit betragen hatte. — Das Volk, das natürlicher Weiſe auf Seiten des Beleidigten und des Mitbürgers war, iſt auf die Drohungen des Appius ſchüchtern zurück gewichen: allein und verlaſſen ſteht nun auf der einen Seite Virginie mit ihren wenigen Freunden (deserta praeda injuriae), auf der andern, der mächtige Decemvir, den ſein Anſehn im Staat und ſeine Lictoren ſchützen. Schon tritt man hinzu, Virginien ihrem Tyrannen und Ehrenſchänder in die Hände zu liefern: es iſt der letzte entſcheidende Augenblick; nur noch zwei gewaltſame Mittel, dem Spiel ein Ende zu machen, ſind übrig. Der Vater muß den Dolch entweder gegen Claudius und den Decemvir, oder gegen das Herz ſeines eigenen Kindes zücken. — Welches von beiden Mitteln würde er wählen, wenn die Wahl ihm frei ſtände? und welches iſt er gezwungen zu wählen? —

Das Erſtere, däucht mir, beantwortet ſich gleich von ſelbſt; denn gewiß iſt es natürlicher, daß der Hirt den Wolf, als daß er das Lamm erſchlage. Die Hand des Vaters wird wider eben denjenigen gerichtet ſeyn, wider den ſchon ſein Mund getobt hat; er wird lieber fremdes, als eigenes Blut vergießen; lieber den Schuldigen, als die Unſchuldige, den Böſewicht, als

die Tugendhafte ermorden. Aber dieſes natürlichſte Rettungsmittel, auf das ihn Noth und Leidenſchaft gleich zuerſt führen müſſen, wird ihm durch die Beſchaffenheit ſeiner Lage unmöglich gemacht. Der Decemvir, der ſich, auf den Fall eines Tumults, gegen ein ganzes Volk gerüſtet hatte, iſt gegen die Tapferkeit eines Einzelnen allzuwohl geſichert; Virginius könnte den erſten, zweiten, dritten Lictor niederſtoßen: unter den Streichen des vierten würde er dennoch erliegen müſſen. Dieſe ſeine Aufopferung aber, was für Nutzen würde ſie für Virginien haben? Würde die Unglückliche weniger in Sclaverei gerathen? weniger ein Raub der zügelloſen Begierden des Decemvirs werden? Es würde nicht echte Tapferkeit einer wahrhaft großen Seele, blinde tollkühne Wuth würde es ſeyn, einen ſo äußerſt gefahrvollen und für Virginien ſo fruchtloſen Verſuch zu wagen.

Sie erkennen alſo, mein Freund, daß von den beiden gewaltthätigen Mitteln, die hier noch übrig waren, das erſte, das an ſich natürlichſte, unmöglich gemacht wird: und eben dadurch wird nun das zweite, das an ſich unnatürlichſte, natürlich. Das Leben ſeines Kindes iſt dem Vater mehr, als ſein eigenes, werth: er würde, wenn er nicht zu ihrer Rache lebte, das Meſſer aus ihrer Bruſt nur herausreißen, um es in ſeine eigene zu ſtürzen; nur ein Einziges iſt ihm mehr werth, als alles: ihre Freiheit und ihre Ehre; es iſt beſſer, däucht ihm, daß er ſein Kind durch den Tod, als daß er's durch die Schande verliere. Alſo mit der Faſſung einer wahrhaft großen Seele, die ſich auch mitten in der ſchrecklichſten Situation noch beſitzt, wird er auf einmal ruhig; verlangt nur, um ſich von der Wahrheit der vorgegebenen Geſchichte zu überzeugen, eine augenblickliche Unterredung mit Tochter und Amme, führt

beide, nach erhaltener Erlaubniß vom Decemvir, ſeitwärts, und durchbohrt der erſtern, mit einem Meſſer, das er von der nächſten Schlachtbank ergreift, das Herz. — Den vornehmſten Antrieb zu dieſer That giebt ihm ſeine römiſche Vaterliebe, ſo groß und ſo echt, als ſie je in der Bruſt des kühnſten und ſtolzeſten Mannes gewohnt hat; mitwirkende Urſache bei dieſer That iſt ſeine Wuth gegen den Appius, den er nun eben dadurch elend macht, daß er ihm den Gegenſtand ſeiner heißeſten Begierde entrückt: und die Zeit, die zwiſchen That und Gedanken verſtreicht, iſt ein einziger dringender Augenblick, über den hinaus vielleicht auch die größte Menſchenſeele dieſe äußerſte Spannung nicht würde aushalten können.

Halten Sie nun die Situation, worin der Vater der Emilie iſt, gegen dieſe ſo gewaltſame, zwingende, worin Virginius war. Zugegeben für's erſte, die Schande Emiliens ſei vollkommen ſo entſchieden, als Virginiens Schickſal, und es bliebe dem Vater zu ihrer Rettung nichts, als die Wahl zwiſchen jenen gewaltſamen Mitteln übrig: warum muß er denn gerade das unnatürlichſte wählen? warum den Dolch nicht ins Herz des Räubers und ſeines nichtswürdigen Gehülfen, ſondern ins Herz ſeines eigenen Kindes ſtoßen? — Freilich iſt der Mann, den er dann umbringen würde, der Prinz; aber die er jetzt umbringt, iſt ſeine Tochter: und wenn ſich alle Umſtände vereinigen, jene Betrachtung zu ſchwächen, ſo kommen dagegen alle zuſammen, dieſer den größten Nachdruck zu geben. Moraliſch unmöglich, ſcheint es, mußte die Ermordung ſeines Kindes dem Vater noch eher ſeyn, als die Ermordung des Prinzen, und äußerlich möglich iſt, nach allen Umſtänden, das eine ſo gut, wie das andere. — Auch Appius war die höchſte Obrigkeit

Roms, und Virginius gewiß ein eben ſo edeldenkender Mann, wie Odoardo; gleichwohl ſtand er keinen Augenblick an, das Volk gegen den Tyrannen aufzuwiegeln, und würde eben ſo wenig angeſtanden ſeyn, wenn es ihm ſonſt wäre möglich geweſen, ihn zu ermorden.

Aber iſt denn in der That das Schickſal Emiliens ſo entſchieden, daß weder dem Vater, noch ihr ſelbſt irgend ein anderer Weg zu ihrer Rettung übrig bliebe? Läßt nicht Odoardo zu ſchnell alle Hoffnung fahren, gleichſam um dem Dichter zu Ende zu helfen? Kann er nicht Bedenklichkeiten gegen den Aufenthalt Emiliens im Hauſe der Grimaldi äußern? Kann er nicht darauf dringen, daß ſie der Aufſicht des Camillo Rota, oder irgend eines andern rechtſchaffenen Mannes, deren es in Guaſtalla noch geben wird, anvertraut werde? Bleibt er ſelbſt nicht frei, um Erkundigungen einzuziehen, und iſt keine Möglichkeit mehr, daß noch in der Zukunft für Emilien etwas geſchehen könne? Läßt ſich nichts von dem Charakter eines Prinzen hoffen, der doch noch Gefühl von Ehre hat, und Wendungen und Bemäntelungen ſucht? Läßt ſich, was noch mehr iſt, von Emiliens Charakter nichts hoffen? Müſſen nicht alle die Reden, die ſie führt, ſelbſt ihre äußerſte Furcht vor ihrem Falle, den Vater weniger beſorgt, als ſicher machen? Muß nicht in ſeiner Seele, ſobald er den fürchterlichen Gedanken faßt, den er ganz durchzudenken ſo viel Zeit hat, jeder noch ſo ſchwache Anlaß zur Hoffnung wichtig, jedes noch ſo unwahrſcheinliche Mittel zu anderweitiger Rettung wahrſcheinlich werden? Muß ihm nicht der Dolch, den er im erſten Augenblicke der Wuth gezückt hatte, im zweiten Augenblicke der Ueberlegung wieder entſinken? —

Ohne auf irgend eine dieser Fragen bestimmt zu antworten, wende ich mich zu dem dritten, sehr wesentlichen, Vorzuge der Geschichte des Livius; und dieser besteht darin: daß der Bewegungsgrund, der den Vater zur Ermordung seines eigenen Kindes treibt, einen so ausnehmenden Grad von Evidenz hat. — Man darf nur wissen, was für ein elendes, hülfloses Geschöpf, ohne Recht und ohne Schutz, eine römische Sclavinn war; darf den Lictor nur hinzutreten sehen, um die Unglückliche ihrem Räuber, zu jedem beliebigen Mißbrauch, in die Hände zu liefern; darf nur Einen Blick auf den wehrlosen, verlaßnen Virginius, und dann auf den so wohl bewaffneten, unerreichbaren Decemvir werfen: und man sieht schlechterdings keine Möglichkeit zu Virginiens Rettung, als durch den Tod. Man erwartet schon die schreckliche That des Vaters, indem man ihn das Werkzeug dazu ergreifen sieht, und man billiget und bewundert sie, in dem Augenblick selbst, da man davor erzittert. — Wie ganz anders verhält sich dies in der letzten Situation der Emilie! Wenn ich auch zugebe, daß der Dichter das ganze Stück hindurch eine Menge Züge hingestreut habe, die man nur alle zusammen nehmen, alle wohl erwägen und beherzigen dürfe, um Emiliens Schande eben so entschieden, als Virginiens Schicksal zu finden; wenn ich sogar einräume, daß auch hinlänglicher Grund vorhanden sei, warum der Streich nicht den Prinzen, sondern Emilien trifft: so wird schon durch das Einzige, daß beides nicht unmittelbar in die Augen leuchtet, daß man erst Zweifel und Einwürfe heben, sich erinnern, nachdenken muß; schon durch dieses Einzige, sag' ich, wird die ganze Wirkung der Katastrophe vernichtet. Der Streich ist geschehen, ehe man zur Illusion gehörig vorbereitet war; und es hilft

nichts, daß man hinterher nach geschehener Untersuchung einsieht, er sei dennoch mit Recht geschehen.

Wie aber, wenn ich bisher in der ganzen Beurtheilung dieser Situation, durch die beständige Rücksicht auf den Virginius, wäre irre geführt worden? Wie, wenn ich den Italiäner zu sehr mit deutschen Augen betrachtet, und ihm einen Bewegungsgrund, den er nicht hatte, geliehen hätte? — Die wirkliche Entehrung Emiliens, könnten Sie sagen, mag noch immer unentschieden seyn, so ist doch der Verlust ihres guten Namens entschieden. Entfernung von der Welt, wie ihr Vater ganz recht sagt, ist das Einzige, was ihr in ihren jetzigen Umständen geziemen würde. Sobald sie nach Guastalla in das Haus der Grimaldi gebracht und in gerichtliche Untersuchung gezogen wird, so wird das Gerücht, als ob der Graf durch einen begünstigten Nebenbuhler aus dem Wege geräumt worden, bestätigt; und um Emiliens guten Ruf, so wie um die Ehre ihrer Familie, ist es geschehen. — Ich will nicht untersuchen, mein Freund, welcher Bewegungsgrund der bessere, edlere sei? ob es dem Odoardo nicht mehr geziemen würde, seine Tochter wegen der befürchteten wirklichen Erniedrigung und Verderbniß ihres Charakters aufzuopfern, als weil es ihn verdrießt, daß die Welt so und so von ihr urtheilen werde? Ich will nicht anführen, daß die That um desto mehr interessiren muß, je einer größern richtigern Absicht gemäß sie erfolgt; ich will bloß fragen: ob wohl der Dichter selbst diese Erklärung könne gewollt haben? ob er durch irgend eine Rede in den letzten Scenen nur mit einiger Deutlichkeit darauf hinführe? ob nicht immer von wirklicher Entehrung und Verführung die Rede sei, ohne daß der Schande vor der Welt nur mit Einer

Silbe erwähnt werde? Gleichwohl denke ich, wenn der Dichter gewollt hätte, daß Odoardo die Lage seiner Tochter so vorzüglich aus diesem Gesichtspuncte nehmen sollte; er würde mehr Sorge getragen haben, daß auch wir in eben diesen Gesichtspunct getreten wären. Er würde den Italiäner eben hier, und auf eine nicht verkennbare Art, zuvor als Italiäner haben reden lassen, ehe er als ein solcher gehandelt hätte.

Wegen des zweiten Puncts, daß der Streich nicht den Prinzen, sondern Emilien trifft, könnten Sie sagen: daß auch hier Odoardo als ein echter Italiäner handle. — Was wäre es, wenn er die Schande, die der Prinz auf sein Haus bringen wollte, nur dadurch zu rächen suchte, daß er ihn niederstieße? Besser, daß er ihm sein ganzes künftiges Leben verbittre, daß er ihm diejenige, die ihm so viel Trug und Verrath, ja selbst einen Meuchelmord werth war, in dem Augenblicke selbst entreiße, da er sie am sichersten zu besitzen glaubt; daß er ihm einen Gedanken in die Seele grabe, der ihn wachend und träumend martre, und nach einem Leben voll Angst noch die Schrecknisse seiner Todesstunde vermehre. — Ich will glauben, mein Freund, daß eine Rachsucht möglich ist, die für ihre Befriedigung alles, selbst ein einziges Kind, dahingiebt; aber gewiß ist der Mensch, der ihrer fähig ist, einer der schwärzesten, verhaßtesten Menschen: und doch ist es deutlich, daß der Dichter den Odoardo vielmehr als einen edlen und hochachtungswürdigen habe schildern wollen. Wie einen ganz falschen Eindruck würde auch nun Emiliens Tod auf uns machen, wenn wir wirklich diesen Bewegungsgrund dabei erkennten, oder auch nur muthmaßen könnten! Statt des wahren tragischen Schreckens, womit uns die That des Virginius erfüllt, würde uns diese des

Odoardo mit Abſcheu und Entſetzen erfüllen. — Erſt müßten wir, wie in der Geſchichte beim Livius, die völlige Unmöglichkeit erkennen, daß Emilie anders als durch ihren eigenen Tod ſollte gerettet werden; und dann möchte ſich die Wuth gegen den Verführer, eben hiedurch erſt auf's höchſte getrieben, mit der väterlichen Liebe vereinigen, um den Streich zu vollführen. Aber, daß bei der Möglichkeit, den Verführer ſelbſt zu tödten, die Wuth oder vielmehr das ſchrecklichſte Raffinement der Rachſucht die väterliche Liebe erſticken und den Dolch freiwillig gegen die Tochter zücken ſollte; das ſcheint mir viel zu ſcheuslich und ungeheuer, als daß es Herr Leſſing gewollt haben ſollte, bei dem ich auch in der That nicht die mindeſte Spur davon finde.

Vierzehntes Stück.

Hylas und Philonous.

Wenn auch die Materie, sagt man, ihrer Natur nach des Denkens unfähig ist, kann ihr der Allmächtige nicht diese Eigenschaft mittheilen?

Dieser Einwurf wider die Immaterialität der Seele pflegt durch das Ansehn eines großen Namens unterstützt zu werden. Locke hat ihn irgendwo in seinen Schriften vorgebracht; und seit der Zeit ist er von so manchem Schriftsteller mit einem Triumphe wiederholt worden, als wenn nichts darauf zu antworten wäre. Allein ich glaube, der Engländer selbst hat seinen Einfall für so unüberwindlich nicht gehalten.

Die Cartesianer lehrten: Wenn der Körper des Denkens fähig seyn sollte, so müßte sich durch Ausdehnung und Bewegung die Natur der Gedanken begreiflich machen lassen. Nun sind aber, sagten sie, Gedanken und Ausdehnung, Be-

wegung und Wahrnehmen oder inneres Bewußtſeyn der Bewegung, von ungleicher Natur, von disparaten Eigenſchaften: denn man mag die Theilchen der Materie verſetzen und verbinden, wie man will, ſo entſteht daraus noch kein Begriff, keine Vorſtellung von dieſer Verſetzung, kein Wahrnehmen der dadurch erzeugten Veränderung. Das Ausgedehnte, ſchloſſen ſie, muß alſo bloß beweglich ſeyn, das Denken hingegen einer nicht ausgedehnten Subſtanz, die der Bewegung unfähig iſt, zukommen.

Da man durch dieſe Gründe nur zu beweiſen ſchien, daß die Gedanken der Materie nicht natürlich ſind, ſo fragte Locke mit Recht: ob nicht die Allmacht der Materie eine Kraft verleihen könne, die ſie von ſelbſt nicht haben würde?

So, wie andere Weltweiſe den Beweis für die Immaterialität der Seele geführt haben, iſt dieſe Frage gar nicht mehr möglich. Wenn zum Denken viele Subſtanzen in einer Einzigen (durch die Vorſtellung) zuſammenkommen müſſen; die Materie hingegen niemals aufhört, aus vielen zu beſtehen: ſo läßt ſich eine denkende Materie eben ſo wenig ohne Widerſpruch annehmen, als ein viereckiger Kreis.

Aber auch ſelbſt nach der angeführten Carteſianiſchen Beweisart, läßt ſich der Zweifel des Engländers auf eine ſehr einleuchtende Weiſe heben. Man kann zeigen, daß die Eigenſchaften ſich nicht mittheilen laſſen, und daß die Allmacht ſelbſt keinem Weſen eine Kraft zulegen kann, die ihm ſeiner Natur nach nicht zukommt. Man ſehe hier ein Geſpräch, das über dieſen Punct zwiſchen zwei Weltweiſen vorgefallen iſt, die ich Hylas und Philonous nennen will.

Hylas. Und wenn auch die Materie an und für ſich nicht

denken kann; wird ihr die Allmacht Gottes nicht die Kraft zu denken mittheilen können?

Philonous. Wir wollen ſehen, mein Freund. — Wie fängt es die Allmacht an, daß ſie am Dorne Roſen wachſen läßt? Erſchafft ſie etwa jährlich in der Roſenzeit friſche Knospen aus dem Nichts, und befeſtiget ſie an den Strauch?

Hylas. Das nicht. Vielmehr hat ſie in den Dorn ſelbſt den Saamen gelegt, aus welchem zu ihrer Zeit die Roſen hervorſproſſen.

Philonous. Alſo, wer den Roſenſaamen zergliedern, und ſeinen innern Bau mit mikroſkopiſchen Augen betrachten kann, der wird deutlich einſehen, wie aus dem fein organiſirten Saamen, durch die Entwickelung, Roſen aufblühen können?

Hylas. Allerdings! Wenn nur ſeine Sinne zart genug ſind, oder die Inſtrumente genug vergrößern.

Philonous. Geſetzt aber, die Allmacht wollte am Roſenſtocke, der nur Roſenſaamen führt, Citronen wachſen laſſen; würde ſie nicht dieſe dem Strauch unnatürlichen Früchte beſonders erſchaffen, und an den Stengeln befeſtigen müſſen?

Hylas. Nicht anders! Aber alsdann würden die Früchte am Roſenſtocke nur zu wachſen ſcheinen, nicht wirklich wachſen.

Philonous. Mehr aber als dieſen bloßen Schein, dünkt mich, kann ſelbſt die Allmacht in dieſem Fall nicht erhalten; ſie müßte denn den Roſendorn in einen Citronenbaum verwandeln: das heißt — nach der Sprache einer geſunden Philoſophie — den Roſendorn vernichten, und einen Citronenbaum an die Stelle ſetzen.

Hylas. Das wäre dann aber nicht das, was wir verlangten.

Philonous. Freilich nicht! Und es bliebe alſo bei dem Vorigen: die Allmacht würde die Citronen beſonders erſchaffen, und mit dem Roſenſtrauche verbinden müſſen. — Wie aber? Der Stamm führt ja keine Citronenſäfte. Woher werden denn die Früchte ihre Nahrung nehmen?

Hylas. Dieſe wird ihnen die Allmacht aus der Luft oder ſonſt woher zuführen müſſen.

Philonous. Und wenn nun der Stock vergeht; haben die Citronen mehr als ihre Stütze verloren?

Hylas. Sicherlich nicht. Da der Stamm, an dem ſie hingen, ſie weder hervorgebracht, noch genährt hatte.

Philonous. Nunmehr wieder zu unſrer Hauptfrage! — Sie haben mir eingeräumt, daß die Materie an und für ſich nicht denken könne; das heißt, daß ſie, vermöge ihrer innern Structur, unendlicher Geſtalten, Farben und Bewegungen, aber keiner Gedanken, fähig ſei.

Hylas. Ich gebe zu, daß Carteſius dieſes ſo gut als erwieſen hat.

Philonous. Der Grund zu den Gedanken liegt alſo nicht in der Materie, ſo wenig als Citronenſaamen im Roſendorn. Aber Gott ſoll der Materie die Kraft zu denken mittheilen. Muß er nicht dieſe Kraft beſonders erſchaffen und mit der Materie verbinden?

Hylas. Allerdings! — ſo wie wir an unſerm Beiſpiele geſehen haben.

Philonous. Dadurch aber erlangt die Materie nur dem Scheine nach die Kraft zu denken; dieſe kann ihr in der That ſo wenig eigenthümlich werden, als am Roſenſtocke wirklich Citronen wachſen können?

Hylas. Auch das muß ich zugeben.

Philonous. Die Frage war also nicht: ob die Allmacht der Materie die Kraft zu denken mittheilen könne? denn dies ist unmöglich; sondern: ob sie nicht eine Kraft zu denken erschaffen und mit der Materie verbinden könne? und siehe! dies hat sie wirklich gethan. Sie hat mit gewissen Portionen organisirter Materie eine besonders erschaffene Kraft zu denken verbunden, und beide zusammen machen das lebendige Thier aus. Wie die Früchte zum fremden Stamme, so verhält sich die Kraft zu denken zur organisirten Materie. Am Ende kann diese vergehen, ohne daß jene mehr als ihre Stütze verlöre.

Moses Mendelssohn.

Funfzehntes Stück.

Der Bienenkorb.

Aber um's Himmels willen! — sagte ein junger Deutscher, Herr von Bertheim, zu Monsieur Le Grand, einem Pariser großen Geist nach der Mode und einem eifrigen Apostel des Atheismus — durch was für eine andere Idee, mein Herr, wollen Sie mir diejenige, die Sie mir zu nehmen suchen, ersetzen? Ich erkenne die Abhängigkeit meiner selbst und aller mich umgebenden Dinge; ich suche, vermöge einer Nothwendigkeit meiner Vernunft, wovon nichts mich entbinden kann, eine erste, eine Grundursache der Dinge: und diese Ursache —

Werden Sie auf Ihrem Wege nie finden.

Nie finden? Hab' ich sie nicht schon in dem Gedanken von einem Gott gefunden?

Wie? die Ursache von Wirklichkeiten in einem Gedanken? die Quelle von Realitäten in einem Namen? in einem Schalle? — Sie wollen begreifen durch's Unbegreifliche? wollen aufklären durch Finsternisse?

Wenn das Ideen ſind, was Sie da ſagen, nicht Worte — —

Eben Worte verwerf' ich!

Nun, ſo würdigen Sie einen Irrenden Ihrer Leitung! Führen Sie mich zu eben der Quelle der Weisheit, aus welcher Sie Selbſt mit ſo tiefen Zügen Gewißheit ſchöpften! — Ich wiederhole Ihnen: ich ſuche eine erſte Urſache der Dinge; ich bin durch eine Nothwendigkeit meiner Vernunft gezwungen, daß ich ſie ſuche; diejenige, welche ich in dem Gedanken von einer Gottheit glaubte gefunden zu haben, erklären Sie mir für Traum, für Unweſen, für Nichts. Hoffentlich werden Sie doch nun ein Weſen, ein Etwas, eine Realität, an die Stelle ſetzen?

Wie ſonſt? — Das erſte und einzige Weſen, welches die aufgeklärte Vernunft erkennt; die Quelle alles Gedenkbaren, alles Wirklichen, alles, was Himmel und Erde, was Vergangenheit und Zukunft befaſſen!

Nun? und dieſe Quelle wäre nicht Gott?

Aberglaube! Eindrücke von der erſten Erziehung her! — Dieſe Quelle iſt allein die Natur.

So hör' ich und ſo leſ' ich jetzt oft. Aber wenn ich doch von dieſer Natur — —

Er wollte ſagen: wenn ich doch einen Begriff von ihr hätte! Allein es war nicht möglich, zum Wort zu kommen. Die Lunge des Monſieur Le Grand hatte nun einmal Athem geſchöpft; und ſicher wär' er der Erſte aller Philoſophen geweſen, wenn die Lunge und nicht der Kopf den Philoſophen machte. Er ſetzte es als die erſte, evidenteſte, unumſtößlichſte Wahrheit feſt: daß Alles in der Natur ſeinen Grund habe, und daß es irgend etwas Nothwendiges und Ewiges gebe, woraus ſich Daſein und Beſchaffenheit jedes Dinges begreifen laſſe; er fand dieſes Noth-

wendige, dieſes Ewige, in nichts anderm als in den beiden allein reellen Ideen: Materie und Bewegung; er ließ aus dieſer Materie und Bewegung Alles, was im Himmel und auf Erden entſtanden war, allein entſtanden ſeyn, ſpottete der trügeriſchen Idee eines freien, aus eigner Kraft wirkenden Geiſtes, weil nichts ſelbſtthätig ſei, nichts ſich aus ſeiner eignen Kraft bewege, ſondern Alles ſeine Bewegung von außen erhalte; er machte zur erſten und einzigen Quelle dieſer Bewegung, und alſo aller durch ſie entſtandenen Dinge, die Natur: und erklärte dann doch dieſe Natur eben durch den Zuſammenfluß der Materie und der mannichfaltigen Bewegungen der Materie. Er zeigte das Lächerliche, das Ungereimte in dem Gedanken eines erſten Bewegers, eines unſichtbaren, nach keiner ſeiner Eigenſchaften zu begreifenden, nicht einmal zu denkenden Gottes, ſchilderte mit ſchwarzen, fürchterlichen Farben das Elend, welches Aberglaube und Pfaffenbetrug über die Erde gebracht *); und lief dieſen engen, armſeligen Kreis von Ideen ſo oft, mit ſo mannichfaltigen Wendungen, wieder durch, daß Herr von Bertheim alle Luſt ihn zu widerlegen verlor, und nur auf Mittel ſann, wie er ſich losreißen könnte. Er fand das Genie des Monſieur Le Grand zu bewundernswürdig, als daß er's wagen dürfte, ſich mit ihm einzulaſſen; er begriff nicht, wie ſo viel Tiefſinn ſich mit ſo viel Wohlredenheit vereinigen ließe, und bat um Zeit, alles das Schöne und Große, was er gehört hätte, zu faſſen und zu durchdenken. Monſieur Le Grand, ohne den mindeſten Argwohn von Ironie, die ihm für einen Deutſchen eine viel zu kühne Figur ſchien, ſchmeichelte ſich mit

*) Man ſehe das Syſtème de la nature.

der Ehre, Herrn von Bertheim noch öfter zu unterhalten; und die atheiſtiſche Declamation hatte ein Ende. —

Die Scene dieſer Unterredung war ein Garten auf dem Landgute der Marquiſe von Baillac, einer erklärten Gönnerinn und Beſchützerinn des Monſieur Le Grand, den ſie, als einen vortrefflichen Kopf, zu allen ihren Soupers und Landpartieen zog. Die gute Dame war nicht mehr jung genug für die Liebe, und noch nicht alt genug für die Andacht: ſie hatte ſich, um in der Zwiſchenzeit glänzen zu können, in die Methaphyſik geworfen, ſammelte ſich, durch witzigen Spott über Himmel und Hölle, reichen Stoff für die künftige Buße, und arbeitete jetzt mit an der Bekehrung des jungen Deutſchen, um deſſen vortheilhaftes Aeußere ihr es wehe that, das Innere noch ſo verfinſtert zu finden. —

Indem unſre Weltweiſen um eine Ecke der hinterſten groſſen Allee des Gartens beugten, fanden ſie ſich plötzlich vor einem wilden unbebauten Platze, der mit dem zu gekünſtelten, in zu regelmäßige Form gezwungenen, Garten einen nicht unangenehmen Abſatz machte. Sie traten hinaus, und ſtanden hier bald vor einer Reihe Bienenkörbe ſtille, deren kleine Bewohner die Nahrung, die ihnen der Garten ſo reichlich darbot, mit emſigem Fleiß in die Zellen trugen.

Wie unendlich viel angenehmer, fing Herr von Bertheim an, iſt doch der Anblick des Lebens, als aller, auch der reizendſten, lebloſen Schönheit! Wie weit mehr, als alle die Gänge und Blumenbeete des Gartens, den wir verlaſſen haben, ergötzt mich die Betrachtung dieſer glücklichen Bürger eines ſo ordnungsvollen, ſo freien, ſo ruhigen kleinen Staats! —

Und der Anblick ihres Fleißes, ihrer Geſchäftigkeit, ſetzte

Monſieur Le Grand ſehr richtig hinzu: denn ſehen Sie, wie das unabläſſig kommt und geht; wie das eilt und wimmelt; wie das keinen Augenblick raſtet!

Ja wohl! Und vollends erſt der Zweck dieſes Fleißes! die Auferziehung einer hoffnungsvollen Nachwelt! die Ernährung der kleinen künftigen Bürger! —

Die denn doch aber nicht Haupt-, nicht einziger Zweck iſt. —

Ich weiß. Und wenn auch nicht einziger, da freilich dieſe Arbeiter auch für das eigne künftige Bedürfniß ſammeln; ſo iſt ſie doch immer Mitzweck: und Jungenpflege, wo ich ſie in der Natur nur gewahr werde, iſt mir überall ſo anziehend, ſo rührend! Jedes, auch das verächtlichſte Thier, ſobald es mir als aufmerkſame liebende Mutter erſcheint, iſt mir gleich ſo achtungswürdig, ſo unverletzlich, ſo heilig!

Aber, mein Herr — daß Sie von Jungenpflege ſprechen, das iſt ſchon recht; allein Sie ſprechen nun auch von Müttern. Sie ſollten noch nie gehört haben —? indem er einhielt.

Noch nie gehört haben? Was? —

Es läßt ſich nicht ſagen, mit welchem großen Auge und welchem Blick voll Erſtaunens Monſieur Le Grand zurück trat. Daß man unfähig ſeyn könne, eine etwas verwickelte Kette abſtracter tiefſinniger Wahrheiten zu faſſen, begriff er; denn nur zu oft war ihm die großmüthige Abſicht, Andere bis zu ſich ſelbſt zu erheben, verunglückt: aber eine ſo tiefe Unwiſſenheit, als Herr von Bertheim in der gemeinſten Naturgeſchichte zu verrathen ſchien, war ihm bis jetzt nicht vorgekommen. Dennoch befand es ſich bei der Nachfrage nicht anders: Herr von Bertheim, ſo viel Bienenzucht er auf ſeinen eignen Gütern trieb, hörte jetzt zum erſten Male in ſeinem Leben, daß alle die klei-

nen Fliegen, die er ſo fleißig arbeiten ſähe, ohne Geſchlecht und ohne Zeugungskraft wären; er fand es zwar unglaublich und wider alle Analogie der Natur; allein er mußt' es endlich für Wahrheit nehmen, da Monſieur Le Grand ihm auf Ehre verſicherte, daß es ſo wäre.

Geſtehen Sie indeſſen, fing er nach mehrern Ausdrücken ſeines größten Erſtaunens an, daß die Sache nicht wenig ſonderbar iſt. Denn die hier arbeitenden Bienen ſind doch wohl nimmermehr ſo alt, als die Welt? ſind doch wohl auch, wie alle anderen irdiſchen Weſen, ſterblich? Gleichwohl, wenn ſie ohne Zeugungskraft ſind —

Nun?

Wie ſoll ich da immer und ewig ihren Urſprung begreifen? Woher, ſoll ich denken, daß nach dem Tode der alten Schwärme die neuen kommen?

Woher? ſagte Monſieur Le Grand, und konnte unmöglich ein kleines ſpöttiſches Lächeln laſſen. Sind denn die hier ſichtbaren arbeitenden Bienen die einzigen in der Natur? Müſſen denn nothwendig alle Bienen ausfliegen und Honig machen? — Laſſen Sie Sich ſagen, mein Herr! — indem er in ſelbſtzufriedener Stellung, mit ausgeſtrecktem Finger und weit geſperrten Füßen, vor ihn hintrat. — Dort innerhalb dieſes Korbes, und ſo innerhalb jedes andern, wohnt eine kleine Königinn, die von ihrem männlichen Serail, wie ein Sultan von ſeinem weiblichen, umgeben, in ganz eigentlichem Sinne das iſt, was ſich unſre Königinnen nur nennen: Landesmutter; eine Gottheit, an deren Daſein dieſes ganze Syſtem, dieſe ganze kleine Welt hängt, und die in ihrer ſtolzen ſeligen Unthätigkeit — —

Eine Gottheit? fiel ihm Herr von Bertheim ins Wort, und

ſchlug, nach einem kleinen flüchtigen Lächeln, den Blick wie beſchämt zur Erde nieder.

O, Sie verſtehen mich, hoff' ich. Eine Gottheit, wie eine Königinn: nur der Aehnlichkeit wegen! nur weil dieſe innere verborgene Biene die erſte Perſon ihres Staats iſt; weil ſie allein ihn zuſammenhält; weil ohne ſie ſich alles zerſtreuen, alles verlieren würde.

Ja dann — wenn Sie Sich ſo erklären. — Aber nach Ihrer Beſchreibung von dieſer Biene, von dieſer innern verborgenen Biene, wie Sie ſie nennen, muß ſie wohl auch eine ganz andere Beſchaffenheit, eine ganz andere Natur haben, als die bisher mir bekannten Bienen?

Wenigſtens iſt ſie größer, hat einen andern Bau, eine andere Lebensart, andere Inſtincte.

Daß ich alſo noch gar keinen Begriff von ihr habe? daß ſie für mich im Grunde ſo viel wie Nichts iſt?

So viel wie Nichts? — Iſt denn gleich Alles nichts, wovon Sie nicht den hellen, den vollen Begriff der Anſchauung haben? Muß denn Alles, was für Sie etwas ſeyn ſoll, mit Augen können geſehen oder mit Händen gegriffen werden? — Einmal ſind doch dieſe Bienen in der Natur; Sie ſehen ſie, hören ſie; Sie dürften ſie nur reizen, um auch ihren Stachel zu fühlen: und ſo denk' ich — wenn dieſe Weſen nicht aus dem Nichts haben hervorſpringen ſollen — ich denke, Sie werden mir meine Mutterbiene ſchon müſſen gelten laſſen.

Verzeihen Sie! Ich hätte doch Luſt, ſie zu läugnen.

Wie! ſie zu läugnen? — Wenn Sie mir gleichwohl eingeſtehen, daß dieſe ſichtbaren, arbeitenden Bienen ohne Geſchlecht ſind?

Wenn ich dieſes auch eingeſtehe. Das thut hier nichts.

Thut hier nichts? — Nun beim Himmel! — und er lachte, daß die Thränen ihm aus den Augen liefen — Sie ſind von einer Naivetät zum Erſtaunen. Wie in aller Welt wollen Sie denn nun den Urſprung der Bienen begreifen? Wo glauben Sie, daß die neuen Schwärme herkommen ſollen? — Oder ſind Sie etwa ſchon wieder in Ihrem Schöpfungsſyſtem? haben Sie ſchon wieder Ihre erſte Grundquelle der Weſen im Sinne?

O Monſieur Le Grand! — mit einer Miene, als ob er im Ernſt empfindlich wäre — ein Mann, wie Sie, könnte ſpotten, wo er Gelegenheit zu belehren hätte? Ich bin ja einmal Ihr Schüler. — — Doch, Sie wollten auch wohl nicht ſpotten, ſondern nur meinen Scharfſinn wecken. Sie wollten verſuchen, ob ich aus den Principien, die Sie mir ſo großmüthig mitgetheilt, das Räthſel nicht von ſelbſt würde löſen können. Und wirklich — je mehr ich der Aufgabe nachſinne — — es iſt mir, als ob ich ſchon einen Schimmer von etwas ſehr Schönem, ſehr Bündigem ſähe.

Worauf ich unendlich neugierig bin; ich verſichere Sie.

Wenigſtens iſt es ganz nach Ihrem eignen Muſter.

Schön! Um ſo lieber werde ich's mir gefallen laſſen.

Vielleicht. — Doch um, als Anfänger im Denken, nicht etwa Fehler zu machen: erlauben Sie, daß ich mein Muſter noch einmal vor mir aufſtelle und Ihr ganzes Raiſonnement wiederhole! — Behaupteten Sie nicht als denkender Atheiſt, der ſich von den Vorurtheilen der Erziehung losgeriſſen, daß die Idee einer unſichtbaren, verborgenen, nach keiner ihrer Eigenſchaften begriffenen Gottheit eine hirnloſe Idee, und daß es der

wahnſinnigſte aller Einfälle ſei, durch ſo eine Gottheit die Entſtehung einer Welt zu erklären?

Nun ja! Und die Anwendung?

Behaupteten Sie nicht ferner als gründlicher Materialiſt, der ſich durch keine Schattenbilder der Einbildung täuſchen läßt, daß die Idee eines ſich ſelbſt beſtimmenden, aus eigner Kraft handelnden Weſens thöricht ſei, und daß, eigentlich zu reden, alle Beſtimmung, alle Bewegung von außen komme?

Das behauptete ich; allerdings!

Wohl! — Sagten Sie nicht, daß alle Dinge nur durch Bewegung der Materie entſtanden wären? und müſſen Sie alſo, wenn alle Bewegung von außen kommt, nicht zugeben, daß bei keinem Dinge der Grund ſeines Daſeins und ſeiner Einrichtung in ihm ſelbſt liege?

Freilich! Haben Sie Zweifel dagegen?

Ich würde ſie anführen. — Heißt Ihnen das: Kein Ding hat den Grund ſeiner Entſtehung und Einrichtung in ſich ſelbſt, etwas anders, als: Der Grund ſeiner Entſtehung und Einrichtung, inſofern er in ihm ſelbſt liegt, iſt nichts?

Wenn Sie's ſo lieber hören — Was liegt am Ausdruck, mein Herr?

Dann und wann viel. — Behaupteten Sie nicht, daß die Natur allein die geſuchte, nothwendige, ewige Urſache, die einzige Quelle der Bewegung ſei, die Alles wirke, hervorbringe, bilde?

Sehr richtig!

Und erklärten Sie nicht dieſe Natur durch den Zuſammenfluß, die Summe, die Verbindung aller Dinge und aller Bewegungen, deren aber keine ihren Urſprung in den einzelnen Dingen ſelbſt habe, ſondern nur in der Kette des Ganzen?

Wiederum richtig! — Aber ich ſehe nicht, wo Sie mit dieſen Fragen hinaus wollen?

Dahinaus, wo ich ſchon bin. Denn nur des großen, Ihrem Syſteme ſo eigenen, mir noch ſo neuen Grundſatzes wollt' ich gewiß ſeyn: daß unzählig viel Nichtgründe in der Verbindung Grund, unzählig viele Nichtbewegungen in der Summe Bewegung geben, und daß alſo Nichts, zu Nichts hinzugethan, Etwas werde. Mit dieſem Axiom gerüſtet, geh' ich nun muthig an meine Aufgabe, und bin gewiß, ſie zu löſen. — Meine Gedankenfolge iſt dieſe: Ich ſehe hier Bienen arbeiten, die ohne Zeugungskraft ſind; ich ſpüre Eindrücke von ihnen auf mein Geſicht, mein Gehör, meinen Gaumen, auch, wenn ich ſie reize, auf mein Gefühl: ich kann ihr Daſein nicht läugnen. Gleichwohl begreife ich auch, daß ſie den Grund ihrer Entſtehung außer ſich haben; daß ſie nicht von ſich ſelbſt ſind, nicht ewig. Wo ſoll ich denn aber ſonſt ihren Urſprung ſuchen? In andern ihnen ähnlichen Bienen? — Denen fehlt, ſo gut wie ihnen ſelbſt, die erzeugende Kraft. — Alſo etwa in einer Mutterbiene, die eher als ſie und von ihnen verſchiedener Natur ſei? — Aber wo wäre denn die? Und was ſollte ich mir für einen Begriff von ihrer Beſchaffenheit machen? — Nein, das wäre ſehr thöricht, wenn ich nach leeren Unweſen haſchte, und Wirklichkeiten durch Namen, durch Schall erklärte! — Beſſer, ich faſſe die ſämmtlichen Bienen, die hier und anderswo arbeiten, in den allgemeinen Begriff: Bienen-All; ihre ſämmtlichen Zeugungskräfte in den allgemeinen Begriff: Bienen-Natur. Nun iſt zwar freilich, einzeln genommen, jede dieſer Zeugungskräfte ein bloßes Unding, ein Nichts; — aber wenn gleich! Unendlich viel Nichts, hab' ich gelernt, giebt in der Summe allwir-

kendes Etwas; und ſo werden unzählig viel Unmöglichkeiten zu zeugen, in Einen Begriff verbunden, zu Möglichkeit, zu mehr als Möglichkeit werden, zu wirklich zeugender Kraft. So alſo, durch eine aus Nichts zuſammengefloſſene zeugende Kraft, kamen dieſe Bienen zum Vorſchein; ſo entſtand, was den Grund ſeines Daſeins nicht in ſich ſelbſt, nicht in Dingen ſeiner eigenen Art haben konnte, und ihn doch auch in nichts Verſchiedenem hatte. — — Nun, Monſieur Le Grand? Sehen Sie, daß ich Ihre Schlußkette gefaßt habe, und daß ich ohne Mutterbiene davon komme? daß ich dieſes verborgene, ungeſehene, ſo wenig von mir begriffene Weſen nicht brauche? daß ich mich nur lächerlich würde gemacht haben, wenn ich mich ſo leicht hätte fangen laſſen? — Oder finden Sie etwa meine Erklärung nicht genugthuend? nicht für den gemeinſten Verſtand evident?

O ausnehmend genugthuend, ausnehmend evident! ſagte Monſieur Le Grand, und zuckte voll Bedauerns die Achſeln. — Theilen Sie Ihre Ideen dem Publicum mit! Es wäre Jammer, wenn ſie verloren gingen.

Wenn Sie ſo meinen — —

Ich verſichere Sie, Sie werden davon Ehre haben, alle erſinnliche Ehre! —

Die ich demjenigen zurückgeben werde, dem ſie gebührt. — Mit dieſem kühlen Tone verlor ſich die Unterredung, und beide gingen nun ſchweigend neben einander her an die Tafel. —

Monſieur Le Grand konnte die Zeit nicht erwarten, wo er mit der Marquiſe und der übrigen Geſellſchaft allein wäre, um ihnen von dem Vorgefallenen Bericht zu geben. Doch verſteht ſich, daß er alles verſchwieg, was ſeinem Syſtem oder ihm ſelbſt zum Nachtheil gereichte. — So eine Unwiſſenheit, und

ſo eine Albernheit, wie die, durch lauter zeugungsunfähige Weſen Zeugung erklären zu wollen, konnte nicht fehlen, Gelächter, Verachtung, Mitleiden, Spott, eins um's andere zu erwecken. — Aber, ſagte zuletzt die Marquiſe, geſtehen Sie mir, meine Herren, daß eine ſo ungeheure Stupidität doch nirgend als jenſeit des Rheins erhört iſt. Denn hier in Frankreich, dem Himmel ſei Dank! ſind wir doch eine ganz andere Menſchenart; haben doch ganz anders organiſirte Gehirne. — Ja wohl! ja wohl! riefen Alle; und dann erhob ſich ein lebhafter Streit: ob die Urſache dieſer Stupidität mehr im Klima, oder im Gouvernement, oder in der Erziehung, oder in irgend ſonſt etwas läge? Indeſſen, über die Sache ſelbſt war man einig; und Herr von Bertheim, ſo viel Hoffnung anfangs die Marquiſe von ihm geſchöpft hatte, ſank auf einmal in eine tiefe Verachtung.

Sechzehntes Stück.

Traum des Galilei*).

Galilei, der ſich um die Wiſſenſchaften ſo unſterblich verdient gemacht hatte, lebte jetzt in einem ruhigen und ruhmvollen Alter, zu Arcetri im Florentiniſchen. Er war bereits ſeines edelſten Sinnes beraubt, aber er freute ſich dennoch des Frühlings: theils um der wiederkehrenden Nachtigall und der

*) Galilei ward zwei Mal vor die Inquiſition in Rom geladen, weil er das Syſtem des Copernicus vertheidigte, das der heiligen Schrift entgegen ſchien. Das zweite Mal ſaß er lange gefangen, und in größter Ungewißheit wegen ſeines Schickſals; endlich gab man ihn unter der Bedingung frei, daß er nicht aus dem Herzogthume Florenz weichen ſollte. Seine wichtigſten aſtronomiſchen Entdeckungen, die er theils allein, theils mit Andern zugleich machte, ſind diejenigen, deren in

düftenden Blüthen willen, theils um der lebhaftern Erinnerung willen, die er an ehemalige Freuden hatte.

Einſt, in ſeinem letzten Frühling, ließ er ſich von Viviani, ſeinem jüngſten und dankbarſten Schüler, in das Feld um Arcetri führen. Er merkte, daß er ſich für ſeine Kräfte zu weit entfernte, und bat daher im Scherz ſeinen Führer, ihn nicht über das Gebiet von Florenz zu bringen. Du weißt, ſagte er, was ich dem heiligen Gericht habe geloben müſſen. — Viviani ſetzte ihn, zum Ausruhen, auf eine kleine Erhebung des Erdreichs nieder; und da er hier, den Blumen und Kräutern näher, gleichſam in einer Wolke von Wohlgeruch ſaß, erinnerte er ſich der heißen Sehnſucht nach Freiheit, die ihn einſt zu Rom, bei Annäherung des Frühlings, befallen hatte. Er wollte jetzt eben den letzten Tropfen Bitterkeit, der ihm noch übrig war, gegen ſeine grauſamen Verfolger ausſchütten, als er ſchnell wieder einhielt, und ſich ſelbſt mit den Worten beſtrafte: Der Geiſt des Copernicus möchte zürnen.

Viviani, der noch von dem Traum nicht wußte, auf den ſich Galilei bezog, bat ihn um Erläuterung dieſer Worte. Aber

---

dieſem Traume erwähnt wird. Er lebte nach ſeiner letzten Gefangenſchaft auf ſeinem Landhauſe zu Arcetri, verlor ſein Geſicht, und genoß in den letzten Jahren bis an ſeinen Tod der Geſellſchaft des Viviani, der nachher ſein Leben beſchrieb, und ſeinen Namen nie anders als mit dem Zuſatze zu unterzeichnen pflegte: Schüler des Galilei. Mit dieſen wenigen Anmerkungen wird in dem nachfolgenden Aufſatze hoffentlich nichts mehr dunkel ſeyn. Umſtändlichere Nachrichten findet man in Montucla Histoire des Mathématiques, Heumann's Actis Phil., und andern bekannten Büchern. — (Man ſ. vor allen die jetzt erſchienene Lebensbeſchreibung des Galilei von Herrn Jagemann.)

der Greis, dem der Abend zu kühl und für ſeine kranken Nerven zu feucht ward, wollte erſt zurückgeführt ſeyn, eh' er ſie gäbe.

Du weißt, fing er dann nach einer kurzen Erholung an, wie hart mein Schickſal in Rom war, und wie lange ſich meine Befreiung verzögerte. Als ich fand, daß auch die kräftigſte Fürſprache meiner Beſchützer, der Mediei, und ſelbſt der Widerruf, zu dem ich mich herabließ, noch ohne Wirkung blieben, warf ich mich einſt, voll feindſeliger Betrachtungen über mein Schickſal, und voll innerer Empörung gegen die Vorſehung, auf mein Lager nieder. — So weit du nur denken kannſt, rief ich aus, wie untadelhaft iſt dein Leben geweſen! Wie mühſam biſt du, im Eifer für deinen Beruf, die Irrgänge einer falſchen Weisheit durchwandert, um das Licht zu ſuchen, das du nicht finden konnteſt! Wie haſt du alle Kraft deiner Seele d'ran geſetzt, um hindurch zur Wahrheit zu brechen, und ſie alle vor dir zu Boden zu kämpfen, die verjährten mächtigen Vorurtheile, die dir den Weg verſtraten! Wie karg gegen dich ſelbſt haſt du oft die Tafel geflohen, nach der dich gelüſtete, und den Becher, den du ausleeren wollteſt, von deinen Lippen gezogen, um nicht träge zu den Arbeiten des Geiſtes zu werden! Wie haſt du mit den Stunden des Schlafs gedarbt, um ſie der Weisheit zu ſchenken! Wie oft, wenn alles um dich her in ſorgloſer Ruhe lag und den ermüdeten Leib zu neuen Wollüſten ſtärkte; wie oft haſt du vor Froſt gezittert, um die Wunder des Firmaments zu betrachten! oder in trüben umwölkten Nächten beim Schimmer der Lampe gewacht, um die Ehre der Gottheit zu verkündigen und die Welt zu erleuchten! — Elender! Und was iſt nun die Frucht deiner Arbeit? Was für Gewinn haſt du nun für alle Verherrlichung deines Schöpfers

und alle Aufklärung der Menſchheit? — Daß der Gram über dein Schickſal die Säfte aus deinen Augen trocknet; daß ſie dir täglich mehr abſterben, dieſe treuſten Gehülfen der Seele; daß nun bald dieſe Thränen, die du nicht halten kannſt, ihr dürftiges Licht auf ewig vertilgen werden!

So ſprach ich zu mir ſelbſt, Viviani, und dann warf ich einen Blick voll Neids auf meine Verfolger. — Dieſe Unwürdigen, rief ich, die in geheimnißreiche Formeln ihren Aberwitz und in ehrwürdiges Gewand ihre Laſter hüllen, die zur ſchnöden Ruhe für ihre Trägheit ſich menſchliche Lügen zu Ausſprüchen Gottes heiligten, und den Weiſen, der die Fackel der Wahrheit empor hält, wüthend zu Boden ſchlagen, daß nicht ſein Licht ſie in ihrem wollüſtigen Schlummer ſtöre; dieſe Niederträchtigen, die nur thätig für ihre Lüſte und das Verderben der Welt ſind: wie lachen ſie, in ihren Palläſten, des Kummers! wie genießen ſie, in unaufhörlichem Taumel, des Lebens! wie haben ſie dem Verdienſte alles geraubt; auch das heiligſte ſeiner Güter, die Ehre! wie ſtürzt vor ihnen andächtig das Volk hin, das ſie um die Frucht ſeiner Aecker betrügen, und ſich Freudenmahle von dem Fett ſeiner Heerden und dem Moſt ſeiner Trauben bereiten! — Und du, Unglücklicher! der du nur Gott und deinem Berufe lebteſt; der du nie in deiner Seele eine Leidenſchaft aufkommen ließeſt, als die reinſte und heiligſte für die Wahrheit; der du, ein beſſerer Prieſter Gottes, ſeine Wunder im Weltſyſtem, ſeine Wunder im Wurm offenbarteſt: mußt du jetzt auch das Einzige miſſen, wornach du ſchmachteſt? das Einzige, was ſelbſt den Thieren des Waldes und den Vögeln des Himmels gegeben iſt — Freiheit? Welches Auge wacht über die Schickſale der Menſchen? Welche gerechte unpar-

teiſche Hand theilt die Güter des Lebens aus? Den Unwürdigen läßt ſie alles an ſich reißen, dem Würdigen alles entziehen!

Ich klagte fort, bis ich einſchlief; und alsbald kam es mir vor, als ob ein ehrwürdiger Greis an mein Lager träte. Er ſtand, und betrachtete mich mit ſtillſchweigendem Wohlgefallen, indeß mein Auge voll Verwunderung auf ſeiner denkenden Stirne und den ſilbernen Locken ſeines Haupthaares ruhte. — Galilei! ſagte er endlich: was du jetzt leideſt, das leideſt du um Wahrheiten, die ich dich lehrte; und eben der Aberglaube, der dich verfolgt, würde auch mich verfolgen, hätte nicht der Tod mich in jene ewige Freiheit gerettet. — Du biſt Copernicus! rief ich, und ſchloß ihn, noch eh' er mir antworten konnte, in meine Arme. — O ſie ſind ſüß, Viviani, die Verwandtſchaften des Bluts, die ſchon ſelbſt die Natur ſtiftet; aber wie viel ſüßer noch ſind Verwandtſchaften der Seele! Wie viel theurer und inniger, als ſelbſt die Bande der Bruderliebe, ſind die Bande der Wahrheit! Mit wie ſeligen Vorgefühlen des erweiterten Wirkungskreiſes, der erhöheten Seelenkraft, der freien Mittheilung aller Schätze der Erkenntniß, eilt man dem Freund entgegen, der an der Hand der Weisheit hereintritt!

Siehe! ſprach nach erwiederter Umarmung der Greis: ich habe dieſe Hülle zurückgenommen, die mich ehemals einſchloß, und will dir ſchon jetzt ſeyn, was ich dir künftig ſeyn werde — dein Führer. Denn dort, wo der entfeſſelte Geiſt in raſtloſer Thätigkeit unermüdet fortwirkt; dort iſt die Ruhe nur Tauſch der Arbeit: eignes Forſchen in den Tiefen der Gottheit wechſelt nur mit dem Unterricht, den wir den ſpätern Ankömmlingen der Erde geben; und der Erſte, der einſt deine Seele in die Erkenntniß des Unendlichen leitet, bin Ich. — Er führte

mich bei der Hand zu einer niedergesunkenen Wolke, und wir nahmen unsern Flug in die unermeßliche Weite des Himmels. Ich sah hier den Mond, Viviani, mit seinen Anhöhen und Thälern; ich sah die Gestirne der Milchstraße, der Plejaden, und des Orion; ich sah die Flecken der Sonne, und die Monden des Jupiter: alles, was ich hienieden zuerst sah, das sah ich dort besser mit unbewaffnetem Auge, und wandelte am Himmel, voll Entzückens über mich selbst, unter meinen Entdeckungen, wie auf Erden ein Menschenfreund unter seinen Wohlthaten wandelt. Jede hier durcharbeitete mühevolle Stunde ward dort fruchtbar an Glückseligkeit, an einer Glückseligkeit, die der nie fühlen kann, der leer an Erkenntniß in jene Welt tritt. Und darum will ich nie, Viviani, auch nicht in diesem zitternden Alter, aufhören nach Wahrheit zu forschen: denn wer sie hier suchte, dem blüht dort Freude hervor, wo er nur hinblickt; aus jeder bestätigten Einsicht, aus jedem vernichteten Zweifel, aus jedem enthüllten Geheimniß, aus jedem verschwindenden Irrthum. — Siehe! ich fühlte dies alles in jenen Augenblicken der Wonne; aber auch nur dies Einzige, daß ich es fühlte, ist mir geblieben: denn meine zu überhäufte Seele verlor jede einzelne Glückseligkeit in dem Meer ihrer aller.

Indem ich so sah und staunte, und mich in Dessen Größe verlor, der dies alles voll allmächtiger Weisheit schuf, und durch seine ewigwirksame Liebe trägt und erhält, erhob mich das Gespräch meines Führers zu noch höhern Begriffen. — Nicht die Gränzen deiner Sinne, sagte er, sind auch die Gränzen des Weltalls, obgleich aus undenklichen Fernen ein Heer von Sonnen zu dir herüberschimmert: noch viele Tausende leuchten, deinem Blick unbemerkbar, im endlosen Aether; und jede

Sonne, wie jede ſie umkreiſende Sphäre, iſt mit empfindenden Weſen, iſt mit denkenden Seelen bevölkert. Wo nur Bahnen möglich waren, da rollen Weltkörper, und wo nur Weſen ſich glücklich fühlen konnten, da wallen Weſen! Nicht Eine Spanne blieb in der ganzen Unermeßlichkeit des Unendlichen, wo der ſparſame Schöpfer nicht Leben hinſchuf, oder dienſtbaren Stoff für das Leben; und durch dieſe ganze zahlloſe Mannichfaltigkeit von Weſen hindurch herrſcht, bis zum kleinſten Atom herab, unverbrüchliche Ordnung: ewige Geſetze ſtimmen Alles von Himmel zu Himmel, und von Sonne zu Sonne, und von Erde zu Erde in entzückende Harmonie. Unergründlich iſt für den unſterblichen Weiſen in die Ewigkeit aller Ewigkeiten der Stoff zur Betrachtung, und unerſchöpflich der Quell ſeiner Seligkeiten. — Zwar, was ſag' ich dir das ſchon jetzt, Galilei? Denn dieſe Seligkeiten faßt doch ein Geiſt nicht, der, noch gefeſſelt an einen trägen Gefährten, in ſeiner Arbeit nicht weiter kann, als der Gefährte mit ausdauert, und ſich ſchon zum Staube zurückgeriſſen fühlt, wenn er kaum anfing ſich zu erheben!

Er mag ſie nicht faſſen, rief ich, dieſe Seligkeiten, nach ihrer ganzen göttlichen Fülle; aber gewiß, er kennt ſie, Copernicus, nach ihrer Natur, ihrem Weſen. Denn welche Freuden ſchafft nicht, ſchon in dieſem irdiſchen Leben, die Weisheit! Welche Wonne fühlt nicht, ſchon in dieſen ſterblichen Gliedern, ein Geiſt, wenn es nun anfängt in der ungewiſſen Dämmerung ſeiner Begriffe zu tagen, und ſich immer weiter und weiter der holde Schimmer verbreitet, bis endlich das volle Licht der Erkenntniß aufgeht, das dem entzückten Auge Gegenden zeigt, voll unendlicher Schönheit! — Erinnere dich, der du ſelbſt ſo tief in die Geheimniſſe Gottes ſchauteſt und den Plan ſeiner Schö-

pfung enthüllteſt; erinnere dich jenes Augenblicks, als der erſte kühne Gedanke in dir heraufſtieg, und ſich freudig alle Kräfte deiner Seele hinzudrängten, ihn zu faſſen, zu bilden, zu ordnen; erinnere dich, als nun alles in herrlicher Uebereinſtimmung vollendet ſtand, mit wie trunkener Liebe du noch einmal das ſchöne Werk deiner Seele überſchauteſt, und deine Aehnlichkeit mit dem Unendlichen fühlteſt, dem du nachdenken konnteſt! — O ja, mein Führer! Auch ſchon hienieden iſt die Weisheit an himmliſchen Freuden reich; und wäre ſie's nicht: warum ſähen wir aus ihrem Schooße ſo ruhig allen Eitelkeiten der Welt zu? — —

Die Wolke, die uns trug, war zurück zur Erde geſunken, und ließ ſich jetzt, wie es mir däuchte, auf einen der Hügel vor Rom nieder. Die Hauptſtadt der Welt lag vor uns; aber voll tiefer Verachtung ſtreckt' ich aus meiner Höhe die Hand hin, und ſprach: Sie mögen ſich groß dünken, die ſtolzen Bewohner dieſer Paläſte! weil Purpur ihre Glieder umhüllt, und Gold und Silber auf ihren Tafeln das Koſtbarſte beut, was Europa und Indien tragen! Aber, wie der Adler auf die Raupe im Seidengeſpinnſt, ſo ſieht auf dieſe Blöden der Weiſe herab; denn ſie ſind Gefangene an ihrer Seele, die über das Blatt nicht hinaus können, an dem ſie kleben: indeß der freie Weiſe auf ſeine Höhen tritt und die Welt überſchaut, oder ſich auf Flügeln der Betrachtung hinauf zu Gott ſchwingt, und unter Sternen einhergeht.

Da ich ſo ſprach, Viviani, da umwölkte ſich mit feierlichem Ernſt die Stirn meines Führers; ſein brüderlicher Arm ſank von meinen Schultern herab, und ſein Auge ſchoß einen drohenden Blick bis ins Innerſte meiner Seele. — Unwür-

diger! rief er: ſo haſt du ſie ſchon auf Erden gefühlt, jene Freuden des Himmels? haſt deinen Namen herrlich gemacht vor den Weiſen der Nationen? haſt ſie alle erhöht, deine Seelenkräfte, daß ſie bald freier und mächtiger fortwirken im Erkenntniß der Wahrheit, eine Ewigkeit durch? Und nun dich Gott würdigt, Verfolgung zu leiden, nun dir deine Weisheit Verdienſt werden ſoll, und dein Herz ſich mit Tugenden ſchmücken, wie dein Geiſt mit Erkenntniß: nun iſt es ohne Spur vertilgt, das Gedächtniß des Guten, und deine Seele empöret ſich wider Gott? — — Hier erwacht' ich von meinem Traum, ſah mich aus aller Herrlichkeit des Himmels in mein ödes Gefängniß zurück geworfen, und überſchwemmte mit einer Fluth von Thränen mein Lager. Dann erhob ich, mitten durch die Schatten der Nacht, mein Auge, und ſprach: O Gott voll Liebe! Hat das Nichts, das durch dich Etwas ward, deine Wege getadelt? Hat der Staub, dem du Seele gabſt, hat er auf die Rechnung ſeiner Verdienſte geſchrieben, was Geſchenke deiner Erbarmung waren? Hat der Unwürdige, den du in deinem Buſen, an deinem Herzen nährteſt, dem du ſo manchen Tropfen Seligkeit reichteſt aus deinem eigenen Becher; hat er deiner Gnaden und ſeiner Vorzüge vergeſſen? — Schlage ſein Auge mit Blindheit! laß ihn nie wieder die Stimme der Freundſchaft hören! laß ihn grau werden im Kerker! Mit willigem Geiſt ſoll er's tragen, dankbar gegen die Erinnerung ſeiner genoſſenen Freuden, und ſelig in Erwartung der Zukunft! —

Es war meine ganze Seele, Viviani, die ich in dieſem Gebete hingoß; aber nicht das Murren des Unzufriedenen, nur die willige Ergebung des Dankbaren hatte der Gott vernommen, der mich zu ſo viel Seligkeit ſchuf! Denn ſiehe! ich lebe

hier frei zu Arcetri, und nur heute noch hat mich mein Freund unter die Blumen des Frühlings geführt.

Er tappte nach der Hand seines Schülers, um sie dankbar zu drücken; aber Viviani ergriff die seinige, und führte sie ehrerbietig an seine Lippen.

Siebzehntes Stück.

Das Weihnachtgeſchenk.

Ich nahm von der Toilette eines jungen Frauenzimmers ein Buch auf, und begriff nicht, warum ſie es ſo eilfertig wegriß. Sie erröthete über den Verdacht, den ſie zu erwecken ſchien, und las mir, zu ihrer Rechtfertigung, die erſten Seiten vor, die von der Hand ihres Vaters waren. Ich bat ſie um eine Abſchrift, und ſie war gütig genug, mir eine zu geben. Hier iſt ſie:

„So ein unbedeutendes Geſchenk einige leere Blätter ſcheinen möchten, ſo ſind doch gewiß an dem heutigen Tage, an dem ſelbſt der Geiz und die Armuth freigebig werden, wenige mit ſo gutem Herzen gemacht worden; und vielleicht keines, das dem Beſchenkten ſo nützlich wäre, als du dieſes dir machen kannſt."

„Ich habe es dir ſchon mehrmal geſagt: Ein wenig Athem oder ein paar Federſtriche, die wir für unſere Gedanken aufwenden, ſo ſchwer uns auch manchmal beides ankommen mag,

werden reichlich wieder durch die Deutlichkeit, die Ordnung, und das Leben eingebracht, das eben dieſe Gedanken dadurch erhalten. Es iſt ſeltſam, daß man von einer ſo kleinen Urſache ſo große Wirkungen verſpricht; aber es iſt wahr. So lange der Menſch nicht reden konnte, ſo ſah, hörte, fühlte und ſchmeckte er bloß; aber er dachte nicht. So lange der Menſch nicht ſchreiben konnte, dachte er wenig, und red'te ſchlecht. Die Zunge und der Griffel machten endlich den Menſchen zu dem, was er werden ſollte. Seine Begriffe wurden hell, indem er ſie mitzutheilen ſuchte; ſie wurden methodiſch, indem er ihnen eine gewiſſe Fortdauer gab, die ſie der Verbeſſerung und Ausbildung fähig machte. Und dieſer Weg, den das ganze menſchliche Geſchlecht nahm, um klüger zu werden, iſt auch immer noch der einzige für den einzelnen Menſchen."

„Du, mein Kind, haſt ſchon den einen großen Schritt zur Weisheit gethan. Du haſt Weiſe reden hören, oder haſt das geleſen, was du von ihnen gewünſcht hätteſt zu hören. Wenn es heutiges Tages kein großer Ruhm mehr für ein Frauenzimmer iſt, daß es lieſ't, ſo iſt es noch immer einer, daß es aus Lehrbegierde lieſ't, um vernünftiger und beſſer zu werden. Die Eitelkeit, die ſich jetzt auf dieſe Seite gelenkt hat, vernichtet den Werth des Leſens, indem ſie den Endzweck deſſelben verkehrt, und verwandelt die Weisheit in einen bloßen Putz. Hunderte empfinden, indem ſie ein Buch leſen, kein Vergnügen ſtärker, als daß ſie den Augenblick vorausſehen, wo ſie werden ſagen können: ich hab' es geleſen! — Du, mein Kind, kennſt die Abſicht des Leſens beſſer, und es fehlt dir nur noch etwas Muth und Uebung, um ſie ganz zu erreichen."

„Unſre Seele iſt ein Maler, der entweder Originale nach

der Natur, oder Copieen von guten Originalen malt. Jene ſind ihre eigenen Empfindungen, ihre eigenen Beobachtungen und Schlüſſe; dieſe ſind alle die Begriffe, die wir durch Unterricht und Lectüre erhalten. Gute Meiſter verfertigen die Copieen nur als Schulen — ſo nennen ſie ihre Uebungsſtücke — um ein richtiges Auge und eine feſte Hand zu bekommen; ſchlechte bleiben dabei ſtehen, und gründen darauf ihren ganzen Ruhm."

„Es kommt alſo alles darauf an, das, was Andere aus ihren Erfahrungen durch eine lange oder durch eine kurze Reihe von Schlüſſen gefolgert haben — denn auf Erfahrungen läßt ſich doch am Ende alles zurückbringen — ſo anzuſehen, als ob wir es aus unſern eigenen gezogen hätten. Ehe wir ſelbſt denken, müſſen wir erſt einem Andern nachdenken lernen. Das iſt alſo der zweite Schritt, den du zwar auch ſchon verſucht haſt, den du aber nun noch beherzter thun mußt: Werde aus einer Leſerinn zu einer Schriftſtellerinn! Wenn du lieſeſt, ſo ſondre den Gedanken vom Ausdrucke ab; nimm ihm ſeinen Putz, und unterbrich zuweilen das Vergnügen, womit bei jedem Menſchen die Neugierde das Weitergehen verknüpft, ſo lange, bis du dir mit ein paar Worten das denken kannſt, was der Verfaſſer vielleicht auf Seiten geſagt hat. Dieſe paar Worte ſchreibe nieder; ſie ſind alsdann dein, ſo wie der Gedanke, den ſie ausdrücken. Große Bücher können auf dieſe Art in Blätter verwandelt werden, die für uns mehr werth ſind als die Bücher, und die uns ſchon der Fähigkeit, ſelbſt etwas Leſenswerthes zu ſchreiben, einen Schritt näher bringen."

„Aber nicht lange werden dieſe Auszüge bloß abgekürzte fremde Gedanken ſeyn; du wirſt in kurzem deine eigenen in ihnen entwickeln. Die Ideen entzünden einander, wie die electri-

ſchen Funken. Wenn die Seele einmal in Arbeit und in Bewegung iſt; wenn ſie einmal den Faden des Denkens in der Hand hat, ſo geht ſie geſchwinde von der Nachbildung fremder Begriffe zur Hervorbringung eigener über. Ehe man ſich's verſieht, kommt aus dem eignen Schatz unſrer Empfindungen ein Gedanke hervor, der für ſich ſelbſt zu ſchwach war emporzukommen, jetzt aber, weil er dem Gedanken des Verfaſſers nahe liegt, von dieſem aufgeweckt und gehoben wird. — Verſuch' es, mein Kind; denn ich bin bei deinen Fähigkeiten gewiß, daß es dir glücken muß: und iſt es dir nur einmal geglückt, ſo bin ich eben ſo gewiß, daß du fortfahren wirſt. Das Denken giebt uns ein ſo reines und ein ſo lebhaftes Vergnügen, daß, wer es nur einmal in ſeinem Leben gekoſtet hat, es nie wieder entbehren kann."

Chr. Garve.

Achtzehntes Stück.

Der Habicht.

„Verdammter Dieb!“ — ſchrie der hypochondriſche Tuff, als vor unſern Augen ein Habicht auf ein Küchlein herabſchoß und es erwürgte. — Sein äußerſt ängſtlicher Ton machte mich lachen. Es war, als ob er die diebiſche Klaue an ſeinem eigenen Herzen fühlte.

Freund! fing ich an, wenn Sie auf alles, was junge Hühner ſtiehlt, ſo ergrimmt ſind, ſo möcht' ich wiſſen, wie Sie Sich Selbſt ertragen. Denn wohl bedacht, ſind Sie der ſchlimmſte Habicht im Lande. — Tuff, wie man wiſſen muß, lebte bei ſeiner Brunnencur, wie ein anderer Law oder Neuton, von nichts als Hühnern. Alles andere Fleiſch, ſagte ſein Arzt, wäre zu ſchwer, und Gemüſe wären zu blähend.

Er fand, daß ich Recht hatte, und ward noch ängſtlicher als zuvor. — Schlimm genug, ſagte er endlich, daß ich armer ſchwächlicher Mann ohne Hühner nicht leben kann!

Das kann der Habicht auch nicht, mein lieber Tuff. Was Ihnen der Arzt verbeut, das hat ihm ſelbſt die Natur verboten. Ihm bekommt kein Gemüſe.

Dieſer Grund war zu einleuchtend, und ſetzte den Habicht zu genau in den eignen Fall unſers Tuff, als daß er noch hätte weiter können. Er ſah ſich ausdrücklich nach der Stelle um, wo der Fang geſchehen war, und that dem Räuber eine Ehrenerklärung. — Aber, fing er nun an: die Natur! die Natur! Und dann rechnete er mir mit einer wundernswürdigen Fertigkeit des Gedächtniſſes — ob er gleich alles Gedächtniß glaubte verloren zu haben — eine Menge von Raubthieren her, die er aus allen Elementen und allen Himmelsſtrichen zuſammen brachte. Iſt nicht die Natur, ſchloß er endlich, eine grauſame Mutter? Zeigt ſich nicht ein offenbarer Widerſpruch in ihren Werken und Anſtalten?

Ein Widerſpruch, lieber Tuff? — Sie bedenken nur nicht, was dann folgen würde. Mit Widerſprüchen könnte ja die Natur nicht beſtehen.

Warum nicht? — Sie beſteht, wie trotz allen ſeinen Krankheiten mein Körper beſteht; und Krankheiten ſind ja auch nichts anders, als Widerſprüche in der Maſchine.

Aber Ihr Körper vergeht auch, indeß die Natur — —

Der Mann war zu krank, um mir Recht zu laſſen. Er kehrte von einem Wege, auf dem er kein Fortkommens ſah, plötzlich zurück, und fing von vorn wieder an. — Wozu denn nun, fragte er, dieſer liebreiche Inſtinct der Henne, ihr Ei zu bebrüten, das herausgebrütete Küchlein zu wärmen, zu füttern, zu locken, zu ſchützen; wenn da oben in ſeiner Höhe ein gieriger Räuber lauert, es mit ſeinen durchdringenden Augen

ausſpäht und auf pfeilſchnellen Flügeln herabſchießt, es zu erwürgen? — Wenn das nicht Widerſpruch in der Natur iſt! — —

Nun es ſei einer! Ich gebe nach, lieber Tuff. — Aber wenn Sie manchmal die unangenehme Empfindung haben, als ob Sie läuten hörten: wo vermuthen Sie dann, daß dies Läuten iſt? Auf dem Thurme, oder in Ihrem Kopfe?

Sonderbar! Es iſt freilich in meinem Kopfe.

Und woher, glauben Sie, daß es kommt?

Von der Schwäche meiner Nerven vermuthlich.

Nun alſo! die Anwendung gemacht! — Auch jene Widerſprüche ſind einzig in Ihrem Kopfe, und entſtehen von der Schwäche Ihrer Vernunft.

Das kann ſeyn, ſagte Tuff: ich will's glauben. — Aber wahrlich, mein Freund! — und er holte aus voller Bruſt einen Seufzer — bei ſo ſchwachen Nerven, wie ich ſie habe, wär' es beſſer, lieber gar nicht zu leben. Man wird ſein Leben nur durch widrige Empfindungen inne. — Und bei ſo ohnmächtigen Kräften unſerer Vernunft, wär' es da nicht auch beſſer, lieber keine zu haben? Man merkt ja kaum, daß man ſie hat, als durch Zweifel und Unruhen.

Wie ſpricht denn aber Ihr Arzt, wenn Sie ihm Ihre Zufälle klagen?

Muth! Muth! ſpricht er immer.

Sehr recht! Denn auf Muth kommt's nur an. — Mit etwas mehr Vertrauen zu Ihren Kräften, und einem etwas fleißigern Gebrauch dieſer Kräfte, würden Sie bald — nicht zu einem völlig geſunden, aber doch zu einem ganz erträglichen Leben kommen. Mit der Vernunft, lieber Tuff, iſt's das Gleiche. Sie darf ihren Kräften nur trauen, und darf ſie nur unermü-

det gebrauchen, so wird sie gewiß — nicht zu einer ganz zweifelfreien, aber doch zu einer ganz beruhigenden Einsicht kommen. — Um mit dem vorhabenden Fall einen Versuch zu machen: tragen Sie Ihren Widerspruch einmal vor!

Braucht es das noch? Ist es nicht klar, was ich will? — Wenn ich von der Einen Seite die Natur betrachte; o da ist alles so mütterlich, so weise, so gütig! Ich finde die vortrefflichsten Anstalten zur Erhaltung ihrer Geschöpfe, die sorgsamste Verwahrung der innern Quellen des Lebens, die schicklichsten Werkzeuge zum Ausspähen und zum Ergreifen der Nahrung, unaufhörliche Thätigkeit aller Elemente Nahrung hervorzubringen, unerschöpflichreiche Werkstätten der Erzeugung, mächtige Instincte, den Müttern und Jungen zur Erhaltung der Gattung eingeprägt. Aber von der andern Seite? — o, da ist alles wieder so wild, so fürchterlich, so tyrannisch! Ich sehe so viel mörderische, nach Blute lechzende, zum Blutvergießen gerüstete Thiere; sehe so viel Rachen und Klauen gewaffnet, so viel Gewebe und Gruben bereitet, so viel Stachel und Zungen vergiftet: daß meine ganze Vernunft daran irre wird, und mein ganzes Herz nicht weiß, soll es mehr Vergnügen oder mehr Abscheu empfinden.

Versteh' ich Sie, lieber Tuff? Sie wollen sagen, daß es die Natur fast so arg macht, als der Herr dieses Landguts. — Die Gegend umher war ihm zu offen, zu öde; er wünschte den Prospect durch ein schattiges Wäldchen zu schließen, maß ein unfruchtbares Stück Land ab, und säete Fichten darauf. Jetzt, da die jungen Bäume pfeilgerade neben einander aufgeschossen sind und den lieblichsten Schatten bieten; was thut er? Er schickt Arbeiter d'rüber, legt allenthalben eine unbarmherzige Art an,

und läßt weit über die Hälfte des Waldes niederhauen. — Eben ſo nun, glauben Sie —

Nicht doch! nicht doch! rief Tuff. Jener Aushau war nothwendig, ſelbſt zur Erhaltung des Waldes. Wenn alles ſo in's Wilde hineinwüchſe, ſo würde bald nichts mehr wachſen; denn Eins würde das Andre erſticken. Wir würden am Ende ein weit kleineres Wäldchen haben, und dieſes Wäldchen weit unvollkommner.

Meinen Sie doch? Nun, ſo wäre ja eben dies ein Beweis, daß oft ein Zweck durch Mittel erreicht wird, die ihm Anfangs durchaus entgegen ſchienen. — Laſſen Sie uns jetzt vor allen Dingen den Zweck der Schöpfung ſuchen! — Worin ſetzen Sie ihn? In ihre todten oder in ihre lebendigen Werke?

In die letztern, verſteht ſich.

Alſo, wenn eben die Erhaltung des Lebens, die Stärke des Lebens, die Fülle des Lebens, jene Aufopferungen nothwendig machte; ſo wäre die Natur völlig gerechtfertiget? Nicht? — Denn Sie wollen doch ſo viel Leben, als nur beſtehen kann? Und wollen doch dieſes Leben ſo geſund, ſo blühend, als möglich?

Wie anders? — Wenn ich das Leben als Zweck will, ſo muß ich auch viel Leben wollen, und glückliches Leben.

Gut, lieber Tuff! Wir bevölkern alſo alle Himmelsſtriche, alle Elemente mit Leben. Wo wir nur irgend ein Nahrungsmittel in der lebloſen Natur finden, da ſetzen wir eine Thierart hin, die es genieße. Nicht wahr?

Allerdings! —

Mithin behalten wir alle die Thierarten bei, die ſich von Gras, von Kräutern, von Wurzeln, von Hölzern, von Blumen, von Blättern, von Moos, allenfalls auch von den über-

flüſſigen Säften der anderen Thiere nähren. — Meinen Sie nicht?

Ohne Zweifel! —

Hingegen alle Raubthiere ſchaffen wir fort; alle blutgierigen Tieger verbannen wir; alle Gruben der Ameislöwen ſchütten wir zu; alle hinterliſtigen Spinneweben ſtäuben wir aus allen Winkeln der Natur rein heraus?

Ganz recht! Rein heraus! rief er freudig.

Aber die Habichte, Tuff? — Die ungefiederten wenigſtens!

Nein, auch damit fort! laß ſie Gemüſe eſſen! Auch mit den Iltiſſen fort! Aus jedem Ei muß nun ein Küchlein, und aus jedem Küchlein ein Huhn werden. —

Recht! Und dann und wann auch ein Hahn! Damit wir noch mehr Leben bekommen, und glückliches Leben.

Nun ja wohl! Auch ein Hahn. Das verſteht ſich. — O ich fange an, mich in die Natur, wie ſie jetzt wird, zu verlieben. Dieſes ungeſtörte Glück aller Geſchöpfe, dieſe holdſelige Eintracht, dieſer tiefe, unſchuldige, allgemeine Frieden — —

Schön! Allerdings! Aber wir wollen doch mit der Vernunft einmal zuſehen, was wir hier mit der Einbildung gemacht haben. — Wär' es Ihnen denn recht, lieber Tuff, daß kein andrer lebendiger Laut in der ganzen Natur erſchallte, als Hahnengekräh und Hühnergeſchrei? — Denn wenn alle die Hähne der erſten Generation zum Buhlen, und alle die Hühner zum Brüten kommen, ſo ſehen Sie wohl, daß ſchon bei der zehnten dieſes eine Geſchlecht viele anderen verdrängt haben muß. — Oder ſähen Sie's lieber, daß ohne Unterlaß eine allgemeine Seuche einbräche, die jede Thierart auf das rechte Verhältniß zurückſetzte, wobei jede beſtehen könnte?

Warum das? Ich ſehe die Nothwendigkeit nicht. — Schränken Sie nur die gar zu große Vermehrbarkeit der Thiere ein, und die Schwierigkeit iſt gehoben.

Gehoben? So, daß ſieben andere entſtehen. — Denn mit jener Vermehrbarkeit, Freund; wie viel Thätigkeit, Vergnügen, Geſelligkeit hört da auf! Und wenn nun Krankheiten kommen; wenn Revolutionen der lebloſen Natur die Geſchlechter verwüſten: ſoll es Jahrhunderte dauern, ehe die Lücke ſich wieder ausfüllt? ehe der Abgang des Lebens und der Glückſeligkeit in der Schöpfung wieder erſetzt wird?

Krankheiten? Revolutionen? — ſagte er nachdenkend.

Sie ſtocken ſchon, ſeh' ich. — Doch geſetzt, daß Sie auch hiewider noch Mittel fänden: die Thiere können doch nicht ewig ſo fortleben? Die Kräfte der Natur müſſen ſich doch endlich erſchöpfen?

Nun ja! erſchöpfen freilich; nur nicht gewaltſam in der beſten Blüthe vertilgt werden.

Aber wenn ſie ſich nun erſchöpfen? — Wir bekommen da eine unendliche Menge von Leichnamen; denn, wie wir wiſſen, iſt die Natur einer unbegreiflichen Menge Lebens fähig, und ſo viel Leben ſoll doch da ſeyn, als nur immer beſtehen kann. — Was fangen wir mit dieſen Leichnamen an?

Was die Natur damit anfängt! — Wir übergeben ſie der Verweſung, laſſen die zerſtörten organiſchen Theile ſich in ihre Elemente auflöſen, befruchten damit den entkräfteten Erdboden, treiben neue Früchte und Nahrungsmittel zur Erhaltung jeder Nachwelt heraus; und ſo im Kreislaufe fort!

Wenn nur das nicht Zeit brauchte, mein Freund! Wenn nur dieſe Auflöſung das Werk eines Augenblicks wäre! — Er-

innern Sie Sich, wie es uns neulich dicht am Fichtenwäldchen erging? was für ſchnelle Beine Sie da bekamen?

O um's Himmels willen! rief Tuff, indem er mit abgewandtem und vor Ekel ganz verzerrtem Geſichte zurücktrat: an was erinnern Sie mich? Wiſſen Sie, daß mir das ſcheusliche Bild noch jetzt den Athem verſetzt? daß ich die ganze Nacht durch — —

Stille! ſtille davon! Wo ich Sie in's Erzählen Ihrer Zufälle laſſe, ſo iſt's um unſer Geſpräch gethan, und das wäre doch Schade. — Sie ſehen alſo nun, daß unſre zu weichherzige Güte Grauſamkeit wird; daß wir den Thieren die Luft, die ſie einathmen, verpeſten, ſie tauſend unangenehmen und ſchmerzhaften Empfindungen ausſetzen, und ihnen endlich ein frühes Grab bereiten. Sie ſehen, daß wir über dem gar zu ängſtlichen Schonen des Lebens zu wirklichen Verſchwendern des Lebens werden, und die Welt, die wir zum Paradieſe verſchönern wollten, zu einem Kerker von Calcutta *) verſchlimmern. — Sehen Sie's nicht, lieber Tuff? —

Nicht ſo recht! Sie überſchleichen mich, däucht mir. — Ich habe Ihnen nur ſo viel Leben eingeräumt, als zuſammen beſtehen könnte. Setzen Sie alſo gleich Anfangs nicht mehr, als daß keine Fäulniß, keine Verpeſtung der Luft zu beſorgen ſtehe.

Aber wenn ich das ſetze — können Sie wiſſen, auf welche geringe Anzahl Sie das Leben nun einſchränken? Oder iſt es nicht bloßer Eigenſinn, zur Verhütung alles Mordes, die Zahl

---

*) Wo die eingeſperrten Engländer in ihren eignen Dünſten erſticken mußten. Man ſ. Ives Reiſen.

der Weſen, die ſich ihres Daſeins freuen und glücklich ſeyn können, ſo ſehr vermindern zu wollen? — Sterben müſſen ſie doch, die Thiere; und wer ſagt Ihnen denn, daß der gewaltſame Tod nicht, eben ſo wie er der kürzeſte iſt, auch der leichteſte ſei? —

Der leichteſte? Man ſtirbt noch leichter, denk ich, vor Alter, wo Sterben nur Einſchlummern heißt. — Und kommt's denn nur darauf an, leicht zu ſterben? Nicht auch, glücklich zu leben? Werden die Thiere denn nicht zum Leben, nur zum Tode geboren?

Aber ſie dürfen nicht alle ſterben. Das heißt, den Tod der Natur nicht. Wir ſind ſchon einig über den Punct.

Er ſtand ſtille, und überlegte ein wenig. — Schon einig? Wir ſind's noch nicht! rief er aus. — Wie, wenn ſelbſt der Anblick beim Wäldchen mir hier zu ſtatten käme? Wie, wenn die Natur ihre Anſtalten wider die Verpeſtung bereits gemacht hätte? —

Die möcht' ich kennen. Die wären? —

O erinnern Sie Sich! — Jene zahmern Raubthiere, die ſich aus der Luft, aus den Wäldern, aus dem Staube herzu finden, die aus den Ruinen der todten Körper ſelbſt zu Legionen geboren werden, ihre in Fäulniß übergehenden Säfte ſogleich wieder in friſche verwandeln, und der Erde kaum andere Befruchtungstheile laſſen, als die reinern, geſündern, die von ihnen ſelbſt, als lebendigen Thieren, abgetrieben und ausgedunſtet werden. — Sollten nicht dieſe Thiere zur Reinigung der Luft, und mithin zur Erhaltung des Lebens und der Geſundheit, hinlänglich ſeyn?

Nein! Denn auch ſie werden Leichen. Es iſt kein Grund

vorhanden, warum wir nur ſie von der Begnadigung ausnehmen wollten. — Und wenn alſo auch ſie ſterben, ſo kommt ja das Uebel, das wir vermeiden wollten, zurück, obgleich freilich ein wenig ſpäter.

Sei es! Es kommt zurück; aber vermindert. Das Thier hat bei ſeinem Leben mehr körperliche Theile verzehrt, als es bei ſeinem Tode zurückläßt. — Und eben darum, dächt' ich, wenn wir für jene Schwärme andre und wieder andre erſännen, und wieder: endlich müßten wir dann ſo weit kommen, daß der eigentlichen unmittelbaren Verweſung nur wenig, ganz wenig bliebe.

Sehr fein! In der That! — Nur möcht' ich dann einſehen, warum wir neulich davon liefen? Jene Thiere, die der Verweſung vorbeugen ſollen, waren doch ſo zahlreich vorhanden!

Ja! Aber der ſcheusliche Anblick —

O nicht doch! Seyn Sie aufrichtig, Freund! Wenn der Anblick ſcheuslich war, ſo war er's nur, weil er an die Atmosphäre erinnerte. Das Geſicht an ſich iſt nicht ekel. — Und wo mir recht iſt, ſo fuhren wir mit der Hand nach der Naſe, nicht nach den Augen?

Er ward auf einmal ſtille, und blickte nieder. — Sie ſehen, ſagte er, wie erſtaunlich ſchwach jetzt mein Kopf iſt.

Verzeihen Sie! Nur die Sache war ſchwach. Wer klüger als die Natur ſeyn will, der zieht freilich den Kürzern. — Sie geben mir alſo zu, daß wir die Welt durch unſre Einrichtung unendlich verſchlimmert haben? —

Es ſcheint wohl nicht anders.

Nun wohl denn! So müſſen wir ſehen, wie wir helfen. — Ich wüßte hier freilich ein Mittel, ein meines Bedünkens ſehr heilſames Mittel: allein — ob Sie's billigen werden? — —

Laſſen Sie hören! Warum nicht? —

Die Vortheile zwar, die wir erhielten, wären unendlich. Wir ließen nicht nur unſern fruchtfreſſenden Thieren ihre ganze Vermehrbarkeit, ließen nicht nur Millionen, die nach unſerm erſten Plan würden gefehlt haben, geboren werden, und doch alle ihr Daſein genießen, alle Freude empfinden und Freude hervorbringen: wir brächten auch noch mehr Leben, noch mannichfaltigeres, höheres, wirkſameres Leben in die Natur, das ohne dieſes Mittel durchaus nicht da ſeyn würde.

Und wie das? Wodurch das? — rief er ganz ungeduldig.

Durch — durch eben das, was die ganze Natur erhält; durch Kräfte, die einander entgegen kämpfen, einander das Gleichgewicht halten, in richtigem Verhältniſſe neben einander fortdauern, und immer kämpfen und ſich immer das Gleichgewicht halten.

Durch Einführung der Raubthiere, wollen Sie ſagen.

Wie anders? — Sollte wohl ein ſo ſchwaches und kurzſichtiges Geſchöpf, wie der Menſch, auf wahrhaft weiſe Mittel gerathen können, die der allſehende Schöpfer nicht ſchon lange vor ihm gekannt und angewandt hätte? Iſt auch nur der ſchwächſte Schimmer von Licht in unſrer Seele, den nicht unſre Finſterniß von ihm, als der einzigen Quelle des Lichtes, aufgefangen hätte? Kann unſer Verſtand etwas anders, als ſeiner Herrlichkeit nachſehen? — — Kurz, wir ſetzen den Menſchen in die Natur, daß er täglich Millionen Leben zerſtöre und ſogleich wieder in Lebensſäfte verwandle; wir laſſen für jede fruchtfreſſende Thierart auf Erden, in der Luft, in Flüſſen, im Meer, im Staube, in allen bewohnten Elementen und Himmelsſtrichen, Räuber zu, die immer für tauſend und mehr Lei-

chen nur Eine geben, ja zum Theil wieder andern zur Nahrung dienen, ehe ſie ſelbſt noch zu Leichen werden. Was dann übrig bleibt, das geben wir jenen Thieren und Würmern, die von gefallenen Körpern leben, zum Raube. — Der Menſch, ſo wie er das Haupt der thieriſchen Schöpfung iſt, ſo iſt er auch das wichtigſte Mittel ihrer Erhaltung; denn ſein Geſchlecht iſt ſehr zahlreich, er bringt ſein Leben ſehr hoch, er raubt durch alle Gattungen durch, er hat die Vernunft ſeine Todten zu verbrennen, oder in die Erde zu ſcharren, und wenn ihm der Leichen von andern Thieren zu viel werden, auch dieſe. — So und nicht anders, mein Freund — —

Ich ſeh' es: Sie haben Recht! fiel er mir ein. Der Schöpfer hat wahrlich wohl gethan — und er lächelte — daß er ſeine Welt ſchuf, ohne meinen Rath zu erwarten. Die Vortheile einer ſolchen Einrichtung ſind in der That ganz unendlich. — Wir bringen nun alle die zahlloſen Geſchlechter der Raubthiere in die Natur; erlauben den fruchtfreſſenden Thieren mehr Vergnügen der Liebe, der Begattung, der Jungenpflege; ziehen immer neuen Anwachs zum ſchnellen Erſatz des Verlorenen an; bringen mehr Geſelligkeit, mehr Thätigkeit in die Welt; erhalten die Thiere bei einer reinern Luft geſünder, fröhlicher, munt'rer; geben den Raubthieren dieſe ſchärferen Sinne, dieſes wärmere Blut, dieſe höhere Wirkſamkeit, die ihr Leben um ſo viel Stufen höher ſetzt, als das Leben der andern Thiere. — In dieſem Tone fuhr er fort, und ſprach mit einer Wärme, mit einer Beredtſamkeit, — daß ich aufmerkſam ward und ihn anſah.

Ihre Cur, rief ich, hat Wirkung gethan! Wie hält's um die Krankheit, mein Freund?

Sie war im Nu wieder da. Der Kopf sank ihm matt auf die Schulter; die Füße erschleppten ihn kaum; es war der elendeste Mann. — Einbildung! Einbildung! rief ich. Und ob er dem gleich aus aller Macht widerstritt, so gab ihm doch die Erfahrung, die er so unvermuthet von seinen Kräften gemacht, und mein vortheilhaftes Zeugniß darüber, einen sichtbaren Trost. Ich hoffe, der gute Mann soll noch werden.

Hätte ihm der Arzt nicht alle Beschäftigung untersagt, so würde ich ihm ein Büchlein empfohlen haben, das diese Materie mit viel Gründlichkeit abhandelt und eine der vortrefflichsten Apologieen der Vorsehung ist. Meinen nicht hypochondrischen Lesern will ich's doch nennen; es sind die Philosophischen Betrachtungen über die thierische Schöpfung *). Eine Schrift, die eben so unterhaltend durch die gewähltesten Beobachtungen, als unterrichtend durch die wichtigen Gesichtspuncte ist, worein dieselben gestellt werden. Auf allen Seiten wird Gott verherrlicht, die Vorsehung gerechtfertigt, das Herz beruhigt. — Um die, die es noch nicht kennen möchten, zu reizen, will ich eine Stelle hersetzen, die ungefähr das Resultat von den Untersuchungen des Verfassers enthält.

„Leben, sagt er, ist eine Glückseligkeit; und der Wille des Schöpfers ist, daß unzählige Schaaren dieser Glückseligkeit genießen sollen. Unter einer Menge von Welten hat er auch diejenige erschaffen, die wir bewohnen: eine Welt, die mit Bergen und Ebnen abwechselt, durch Flüsse und Seen erfrischt, durch Pflanzen und Bäume geschmückt, durch die Strahlen der Sonne erleuchtet und erwärmt wird; eine Welt, wo unsicht-

*) Aus dem Englischen. Leipzig 1769.

bare Urſachen die Elemente, die mit allen Principien des Lebens geſchwängert ſind, in beſtändigem Umlauf erhalten; wo die Pflanzen, durch geheime, noch wunderbarere Kräfte, die reichen Schätze der Elemente an ſich ziehen, auffammeln, und ſie zur Erhaltung der thieriſchen Schöpfung zubereiten; eine Welt — denn ſo unendlich groß iſt die Mannichfaltigkeit und die Anzahl der Gattungen — wo jedes Ding in eine lebendige Subſtanz gleichſam verwandelt, und alle natürlichen Kräfte, jede Begebenheit und jedes Weſen, durch ewige und unveränderliche Geſetze, zur Hervorbringung und Erhaltung des Lebens nutzbar gemacht wird; eine Welt, wo, wenn die Arten ſich vervielfältigen, es dazu geſchieht, den Verluſt leicht wieder zu erſetzen, dem ihre Hinfälligkeit ſie bloßſtellt, und wenn ſie ſich einander aufreiben, wenn ihr Daſein in gewiſſe Gränzen eingeſchränkt iſt, dieſes geſchieht, das Uebermaaß in ihrem Anwachſe zu verhüten. — Die große Abſicht, auf die der ganze Plan der Schöpfung gerichtet iſt, beſteht in der Vollſtändigkeit und Erhaltung des thieriſchen Syſtems. Es giebt allgemeine Geſetze, die jede Claſſe der Geſchöpfe antreiben, dieſe Abſicht zu befördern; und dieſe Geſetze ſind ſo genau mit einander verknüpft, daß ſie nothwendig einander wechſelsweiſe vorausſetzen und nach ſich ziehen."

Neunzehntes Stück.

Proben rabbinischer Weisheit *).

1.

„Wer sich der Gerechtigkeit annimmt, richtet das Land auf; wer sich ihr entzieht, ist Schuld an seinem Verderben."

Rabbi Assi war krank, lag auf dem Bette, von seinen Schülern umgeben, und bereitete sich zum Tode. Sein Neffe trat zu ihm herein, und fand, daß er weinte. — Was weinst du, Rabbi? fragte er. Muß nicht jeder Blick in dein vollbrachtes Leben dir Freude bringen? Hast du etwa das heilige Gesetz nicht genug gelernt, nicht genug gelehrt? Siehe, deine Schüler hier sind Beweise vom Gegentheil. Hast du etwa versäumt,

*) Aus dem Talmud und dem Midrasch gezogen. Die Erzählungen beziehen sich auf Sprüche der Schrift, die eben darum voranstehen.

Werke der Gottſeligkeit auszuüben? Jedermann iſt eines Beſſern überführt. Und die Demuth war die Krone aller deiner Tugenden! Niemals wollteſt du erlauben, daß man dich zum Richter der Gemeinde wählte, ſo ſehr auch die Gemeinde es wünſchte.

Eben das, mein Sohn, antwortete Rabbi Aſſi, betrübt mich jetzt. Ich konnte Recht und Gerechtigkeit unter den Menſchenkindern handhaben, und aus mißverſtandener Demuth hab' ich es unterlaſſen. „Wer ſich der Gerechtigkeit entzieht, iſt Schuld an dem Verderben des Landes."

2.

„Den Menſchen und dem Viehe hilft der Herr."

Auf ſeinem Zuge, die Welt zu bezwingen, kam Alexander, der Macedonier, zu einem Volke in Africa, das in einem abgeſonderten Winkel in friedlichen Hütten wohnte, und weder Krieg, noch Eroberer kannte. Man führte ihn in die Hütte des Beherrſchers, um ihn zu bewirthen. Dieſer ſetzte ihm goldene Datteln, goldene Feigen, und goldenes Brot vor. — Eſſet ihr das Gold hier? fragte Alexander. — Ich ſtelle mir vor, antwortete der Beherrſcher: genießbare Speiſen hätteſt du in deinem Lande wohl auch finden können. Warum biſt du denn zu uns gekommen? — Euer Gold hat mich nicht hieher gelockt, ſprach Alexander; aber eure Sitten möchte ich kennen lernen. — Nun wohl, erwiederte jener, ſo weile denn bei uns, ſo lange es dir gefällt.

Indem ſie ſich unterhielten, kamen zwei Bürger vor Gericht. Der Kläger ſprach: Ich habe von dieſem Manne ein

Grundſtück gekauft, und als ich den Boden durchgrub, fand ich einen Schatz. Dieſer iſt nicht mein: denn ich habe nur das Grundſtück erſtanden, nicht den darin verborgenen Schatz; und gleichwohl will ihn der Verkäufer nicht wiedernehmen. — Der Beklagte antwortete: Ich bin eben ſo gewiſſenhaft, als mein Mitbürger. Ich habe ihm das Gut, ſammt allem was darin verborgen war, verkauft, und alſo auch den Schatz.

Der Richter wiederholte ihre Worte, damit ſie ſähen, ob er ſie recht verſtanden hätte; und nach einiger Ueberlegung ſprach er: Du haſt einen Sohn, Freund? Nicht? — Ja! — Und du eine Tochter? — Ja! — Nun wohl! dein Sohn ſoll deine Tochter heirathen, und das Ehepaar den Schatz zum Heirathsgute bekommen. — Alexander ſchien betroffen. Iſt etwa mein Ausſpruch ungerecht? fragte der Beherrſcher. — O nein, erwiederte Alexander, aber er befremdet mich. — Wie würde denn die Sache in eurem Lande ausgefallen ſeyn? fragte jener. — Die Wahrheit zu geſtehen, antwortete Alexander, wir würden beide Männer in Verwahrung gehalten, und den Schatz für den König in Beſitz genommen haben. — Für den König? fragte der Beherrſcher voller Verwunderung ... Scheinet auch die Sonne auf jene Erde? — O ja! — Regnet es dort? — Allerdings! — Sonderbar! Giebt es auch zahme, krautfreſſende Thiere dort? — Von mancherlei Art. — Nun, ſprach der Beherrſcher, ſo wird wohl das allgütige Weſen, um dieſer unſchuldigen Thiere willen, in eurem Lande die Sonne ſcheinen und regnen laſſen. Ihr verdientet es nicht.

3.

Das erſte Weib.

Gott ſchuf der Weiber Erſte
Nicht aus des Mannes Scheitel,
Daß ſie nicht eitel würde;
Nicht aus des Mannes Augen,
Daß ſie nicht lüſtern würde;
Nicht aus des Mannes Zunge,
Daß ſie nicht ſchwatzhaft würde;
Nicht aus des Mannes Ohren,
Sie horchte ſonſt nach allem;
Nicht aus des Mannes Händen,
Sie griffe ſonſt nach allem;
Nicht aus des Mannes Füßen,
Sie liefe ſonſt nach allem.
Er ſchuf ſie aus der Ribbe,
Der unbeſcholtnen Ribbe;
Doch haben ihre Töchter
Von jedes Gliedes Fehler
Ein kleines Theil bekommen.

4.

„Wer ein tugendhaft Weib gefunden, hat einen gröſsern Schatz, denn köſtliche Perlen.“

Einen ſolchen Schatz hatte Rabbi Meir, der große Lehrer, gefunden. Er ſaß am Sabbath in der Lehrſchule und unterwies das Volk. Unterdeß ſtarben ſeine beiden Söhne; beide

ſchön von Wuchs, und erleuchtet im Geſetz. Seine Hausfrau nahm ſie, trug ſie auf den Söller, legte ſie auf ihr Ehebette, und breitete ein weißes Gewand über ihre Leichname. Abends kam Rabbi Meir nach Hauſe. — Wo ſind meine Söhne, fragte er, daß ich ihnen den Segen gebe? — Sie ſind in die Lehrſchule gegangen, war ihre Antwort. — Ich habe mich umgeſehen, erwiederte er, und bin ſie nicht gewahr worden. — — Sie reichte ihm einen Becher; er lobte den Herrn zum Ausgange des Sabbaths *), trank und fragte abermal: Wo ſind meine Söhne, daß ſie auch trinken vom Wein des Segens? — Sie werden nicht weit ſeyn, ſprach ſie, und ſetzte ihm vor zu eſſen. Er war guter Dinge, und als er nach der Mahlzeit gedankt hatte, ſprach ſie: Rabbi, erlaube mir eine Frage! — So ſprich nur, meine Liebe! antwortete er. — Vor wenig Tagen, ſprach ſie, gab mir jemand Kleinodien in Verwahrung, und jetzt fordert er ſie zurück. Soll ich ſie ihm wiedergeben? — Dies ſollte meine Frau nicht erſt fragen, ſprach Rabbi Meir. Wollteſt du Anſtand nehmen, einem jeden das Seine wiederzugeben? — O nein! verſetzte ſie; aber auch wiedergeben wollte ich, ohne dein Vorwiſſen nicht. — Bald darauf führte ſie ihn auf den Söller, trat hin, und nahm das Gewand von den Leichnamen. — Ach meine Söhne! jammerte der Vater; meine Söhne . . . und meine Lehrer! Ich habe euch gezeugt, aber ihr habt mir die Augen erleuchtet im Geſetze. — Sie wendete ſich hinweg und weinte. Endlich ergriff ſie ihn bei der Hand und ſprach: Rabbi, haſt du mich nicht gelehrt, man müſſe

*) Eine Ceremonie der Juden beim Ein- und Ausgange eines Feſttages, und vornehmlich des Sabbaths.

ſich nicht weigern wiederzugeben, was uns zur Verwahrung vertraut ward? Siehe, der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen; der Namen des Herrn ſei gelobet! — Der Namen des Herrn ſei gelobet! ſtimmte Rabbi Meir mit ein. Wohl heißt es: „Wer ein tugendhaft Weib gefunden, hat einen gröſsern Schatz, denn köſtliche Perlen. Sie thut ihren Mund auf mit Weisheit, und auf ihrer Zunge iſt holdſelige Lehre."

5.

Unterredung eines Weltweiſen mit einem Rabbi.

Ein Weltweiſer ſprach zu einem Rabbi: Euer Gott nennet ſich in ſeiner Schrift einen Eiferer, der keinen andern Gott neben ſich dulden kann, und giebt bei allen Gelegenheiten ſeinen Abſcheu wider den Götzendienſt zu erkennen. Wie kommt es aber, daſs er mehr die Anbeter der Götzen, als die Götzen ſelbſt, zu haſſen ſcheint? — Ein gewiſſer Fürſt, antwortete der Rabbi, ſoll einen ungehorſamen Sohn haben. Unter andern nichtswürdigen Streichen mancherlei Art, hat er die Niederträchtigkeit, ſeinen Hunden des Vaters Namen und Titel zu geben. Soll der Fürſt auf den Prinzen, oder ſoll er auf die Hunde zürnen?

Wenn aber Gott die Götzen ausrottete, erwiederte jener, ſo würde weniger Gelegenheit zur Verführung ſeyn. — Ja, verſetzte der Rabbi, wenn die Thoren bloſs Dinge anbeteten, an welchen weiter nichts gelegen wäre. Allein ſie beten auch Sonne, Mond, Geſtirne, Flüſſe, Feuer, Luft u. dergl. an. Soll der Schöpfer, um dieſer Thoren willen, ſeine Welt zu Grunde richten? Wenn jemand Getreide ſtiehlt und es einſäet; ſoll das

Getreide nicht aufſchießen, weil es geſtohlen iſt? Soll eine ſündliche Beiwohnung darum nicht fruchtbar ſeyn, weil ſie ſündlich iſt? O nein! der weiſe Schöpfer läßt der von ihm ſelbſt ſo wohl geordneten Natur ihren Lauf. Der Unvernünftige, der ſie mißbraucht, wird ſchon zur Rechenſchaft gefordert werden.

Wider die Vergeltung nach dem Tode machte ihm der Weltweiſe folgenden Einwurf. Wenn Leib und Seele getrennt ſind, wem wird die Schuld der begangenen Sünden zugerechnet? Dem Leibe wahrlich nicht; denn dieſer liegt, wenn die Seele Abſchied nimmt, wie ein Erdkloß da, und würde, ohne die Seele, auch nie haben ſündigen können. Und die Seele? Ohne das Fleiſch würde ſie ſich eben ſo wenig mit der Sünde befleckt haben. Sie ſchwebt in der reinſten ätheriſchen Luft, ſobald ſie durch den Leib nicht mehr an die Erde gefeſſelt iſt. Welches von beiden ſoll alſo der Gegenſtand der göttlichen Gerechtigkeit ſeyn?

Die Weisheit Gottes, antwortete der Rabbi, kennet zwar allein die Wege ſeiner Gerechtigkeit. Indeß iſt dem Sterblichen zuweilen vergönnt, auf die Spur davon zu kommen. Jener Hausherr hatte in ſeinem Obſtgarten zwei Sclaven, wovon der eine lahm, und der andere blind war. Dort ſehe ich köſtliche Früchte, ſprach der Lahme zum Blinden, an den Bäumen hangen. Nimm mich auf deine Schulter; wir wollen davon brechen. Dies thaten ſie, und beſtahlen ihren Wohlthäter, der ſie, als unbrauchbare Knechte, bloß aus Mitleiden ernährte. Er kam, und ſtellte die Undankbaren zur Rede. Jeder ſchob die Schuld von ſich, indem der Eine ſein Unvermögen, die Früchte zu ſehen, der Andere ſein Unvermögen, zu ihnen hinanzukommen, vorſchützte. Was that aber der Haus-

herr? Er ſetzte den Lahmen auf den Blinden, und ſtrafte ſie in der Lage ab, in welcher ſie geſündiget hatten. — So auch der Richter der Welt mit des Menſchen Leib und Seele.

6.

Der Lehrer und der Schüler.

Der Lehrer. Du willſt die Buße verſchieben? — Wohl! So lange es dir gefällt. Nur beſſere dich Einen Tag vor deinem Tode!

Der Schüler. Weiß ich den Tag, wann ich ſterben werde?

Der Lehrer. Wenn du dieſen nicht weißt, ſo iſt kein anderer Rath, als heute noch anzufangen.

7.

„Du ſollſt den Herrn, deinen Gott, lieb haben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Vermögen.“

Wer ſeinen Gott ſo liebet, wird die Schuldigkeit einſehen, ihm für das Böſe, das er uns widerfahren läßt, eben ſo inbrünſtig zu danken, als für das Gute. — Unter der tyranniſchen Regierung der Griechen, ward einſt den Israeliten bei Lebensſtrafe verboten, in ihrem Geſetze zu leſen. Rabbi Akiba hielt gleichwohl öffentliche Verſammlung, und unterwies im Geſetze. Ihn fand Pappus, der Sohn Juda, und ſprach: Akiba! fürchteſt du nicht die Drohungen dieſer Grauſamen? — Ich will dir eine Fabel erzählen, ſprach Rabbi Akiba, die mit unſern Umſtänden viel Aehnliches hat. Der Fuchs ging

einſt am Ufer des Fluſſes auf und nieder, und ſah die Fiſche bald hier, bald dort ſich zuſammendrängen. — Was lauft ihr da ſo ängſtlich umher? fragte der Fuchs. — Die Menſchenkinder werfen dort ihre Netze aus, antworteten die Fiſche, und wir ſuchen ihnen zu entkommen. — Wißt ihr was? erwiederte der Fuchs. Kommt zu mir auf's Trockne! Wir wollen an einen ſichern Ort ziehen, wo euch kein Fiſcher nachſtellen ſoll. — Biſt du der Fuchs, war ihre Antwort, den man ſonſt für das klügſte unter den Thieren hält? Du mußt das einfältigſte ſeyn, wenn du uns dieſen Rath im Ernſte ertheileſt. Siehe! hier iſt für uns das Element des Lebens. Weil wir hier unſicher ſind, räthſt du uns, in das Element des Todes zu fliehen? — Die Anwendung, Sohn Juda! iſt leicht. Die Lehre Gottes iſt für uns Element des Lebens; denn ſo ſtehet von ihr geſchrieben: Sie iſt dir Leben und Länge der Tage. Werden wir gleich in dieſem Elemente verfolgt, ſo müſſen wir es darum nicht verlaſſen und ins Element des Todes flüchten.

Nicht lange, ſo ward Rabbi Akiba verrathen, in Verhaft genommen und in einen Kerker geſperrt. Aber Pappus, der Sohn Juda, ward auch verläumdet, eingezogen, und in daſſelbe Gefängniß geſetzt. — Was hat dich hiebergebracht, Pappus? fragte Rabbi Akiba. — O wohl dir, Rabbi Akiba! antwortete Pappus, der du leideſt, weil du dich der Lehre Gottes angenommen haſt; aber wehe dem Pappus, der leiden muß, weil er ſie vernachläſſiget hat!

Rabbi Akiba ward zum Tode geführt. Unter den entſetzlichſten Martern, womit ſie ihn hinrichteten, kam die Stunde, das: Höre Israel! zu leſen. „Höre, Israel! der Herr, unſer Gott, iſt ein einiger Gott. Und du ſollſt den Herrn, dei-

nen Gott, lieb haben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Vermögen*)." — In der Vorbereitungsandacht unterwarf ſich Rabbi Akiba der göttlichen Regierung mit Freude und kindlicher Ergebenheit. Seine Schüler verwunderten ſich über dieſe Faſſung ſeines Gemüths unter ſolchen Qualen. — O meine Lieben! ſprach ihr Lehrer: zeitlebens habe ich nach der Gelegenheit gebanget, dieſes göttliche Gebot halten zu können, den Herrn, meinen Gott, von ganzem Herzen und von ganzer Seele zu lieben. Jetzt, da ſie mir geworden, muß ich ſie nicht vernachläſſigen. Er weilte ſo lange bei den Worten: ein einiger Gott! bis ſein Geiſt ihn verließ. Und eine Stimme ließ ſich vom Himmel vernehmen: Wohl dir, Akiba, deſſen Geiſt ſich unter ſolchen Worten emporſchwang! Gehe ein zu der ewigen Seligkeit, die hier dein Lohn iſt!

Moſes Mendelsſohn.

*) Dieſes Capitel der Schrift wiederholt jeder Jude zwei Mal des Tages, nachdem er ſich durch Vorbereitungsgebete dazu angeſchickt hat.

Zwanzigſtes Stück.

Proben rabbiniſcher Weisheit.

(Fortſetzung.)

1.

Der Segen des Gaſtfreundes.

Der alte Rabbi Iſaak beſuchte ſeinen Freund, Rabbi Nachman. Mehrere Wochen blieb er gaſtfreundlich in ſeinem Hauſe, und die ganze Zeit über unterhielten ſie ſich vom Geſetz, tauſchten Meinungen und Gründe, und belehrten ſich gegenſeitig. Die Stunde des Scheidens rückte heran. Rabbi Nachman war gerührt. Der Gedanke, daß er ſeinen bejahrten Freund wahrſcheinlich nie wiederſähe, befeuchtete ſeine Augen. Endlich ſagte er zu ihm: Segne mich, ehrwürdiger Freund, ehe du von dannen ſcheideſt! — Ich dich ſegnen? Dich, du Vortrefflicher? Biſt du doch jenem Palmbaume ſo ähnlich! — Welchem Palmbaume, Rabbi? — Sieh, mein Lieber! Einſt gerieth ein Wanderer in eine Wüſte. Er war ermüdet. Hunger und Durſt

überfielen ihn; er verlechzte ſchier. Auf einmal erſpäht ſein Auge am Ufer eines kleinen Bachs einen ſchönbelaubten Palmbaum, voll reifer Datteln. Er eilt in deſſen Schatten, lagert ſich hinein, ſtillt den Hunger mit den Früchten des Baumes, und ſättigt ſeinen brennenden Durſt aus dem Bache, wird erquickt und neu belebt. Nun ſteht er auf, und blickt dankbar, beide Hände auf den Wanderſtab geſtützt, in die Schatten. Wohlthätiger Baum, ſpricht er, ich ſollte dich ſegnen. Aber womit kann ich dich ſegnen? Sollen deine Früchte gedeihen? O wie ſind ſie ſo ſüß und würzhaft! Sollen deine Zweige ſich verbreiten? O wie ſchön wölbt ſich deine Krone, wie kühlend iſt dein Schatten! Soll ein Bach ſich zu deinen Füßen ſchlängeln? Fließt doch ſchon der klarſte, hellſte Kryſtall neben dir hin! Dennoch, dennoch ſegne ich dich, edler Baum! mögen alle deine Sprößlinge dir gleichen! — So auch ich, redlicher Gaſtfreund! Siehe, du haſt große Kenntniſſe erworben; Rang und Vermögen iſt dir zu Theil worden; das Bewußtſein eigener Würde, das Glück des Hausvaters, die Achtung der Tugendhaften, beſitzeſt du in ſeltner Fülle. Mögen dann deine Kinder dir gleichen! Möge ihr Loos wie das deinige ſeyn!

2.

Aeußerer Feind und innerer Verräther.

Aus einer Eiſenſchmiede fuhr ein mit neugehämmerten Aexten beladener Wagen durch den nahegelegenen Wald. Die Sonne glänzte auf den Stahl, und die Bäume des Waldes erzitterten ob der Erſcheinung. — Wer wird vor ihnen beſtehen? Dieſe Eiſen fällen uns alle! So klagte ihr Angſtgeräuſch. Aber eine

bejahrte Eiche rief ihnen zu: Fürchtet nichts! So lange keiner von euch dieſen Aexten Stiele leiht, kann euch ihre Schärfe nicht ſchaden.

3.

Die Schöpfung des Weibes.

Jene Matrone ſagte zu Rabbi Joſſe: In der Schöpfungsgeſchichte der Eva erſcheint euer Gott nicht in dem ſchönſten Lichte. Warum mußte er dem Adam die Ribbe entwenden? warum ſie ihm in tiefem Schlaf gleichſam rauben? — Vater! ſagte Rabbi Joſſe's anweſende Tochter: laß mich ihr antworten! — Weißt du ſchon, edle Frau, daß dieſe Nacht Diebe bei uns eingebrochen ſind? daß ſie uns eine Silberſtange geraubt, und ein goldnes ſchöngearbeitetes Prachtgefäß dafür hingeſetzt haben? Sage, was däucht dir zu dieſem Frevel? — Du ſcherzeſt, Mädchen, erwiederte die Matrone: kannſt du das Rauben nennen? Kann eine ſolche Handlung dir Frevel ſcheinen? — Nicht? ſagte die Jungfrau. So klage auch du unſern Gott nicht an, daß er eine entbehrliche Ribbe nahm, und ſtatt ihrer eine unſchätzbare Gehülfinn baute.

4.

Der Wein in irdenen Gefäßen.

Je mehr die Kaiſertochter *) mit dem Rabbi Joſua, dem Sohn Ananias, ſich unterhielt, deſto mehr ergötzte ſie ſein Scharfſinn, erfreuten ſie ſeine Kenntniſſe, erbauten ſie ſeine Tu-

*) Vermuthlich die Tochter Antonins des Frommen.

gendlehren. Doch entſchlüpfte ihr einſt, gleichſam unwillkürlich, das Wort: Welche ſchöne Seele und welche widrige Hülle! Konnten ſo liebliche Tugenden nicht in einem ſchöneren Körper wohnen? — Sage mir, groſſe Fürſtentochter, fragte ſie der Rabbi nach einer Weile: worin wird der edle Rebenſaft deines erhabenen Vaters aufbewahrt? — In irdenen Gefäßen. — Unmöglich! Darin bewahrt ja den ſeinigen jeder Bürger. — Man ſollte doch des Kaiſers Weine in goldenen und ſilbernen aufbehalten. — Du haſt nicht Unrecht, erwiederte die Fürſtinn: das wäre ſchicklicher, und das ſoll von nun an geſchehen. — Der Wein verdarb; ſein Geiſt entfloh. — Du haſt mich übel berathen, ſagte nach einiger Zeit die Fürſtentochter. In den Prachtgefäßen iſt der Wein meines Vaters verdorben. — Sehr möglich! erwiederte Joſua: auch Tugend und Kenntniſſe gedeihen am beſten in wenig glänzenden Körpern.

5.

Die Reue des Frommen.

Ein alter Diener des Hauſes Amram bracht' ein Mädchen aus der Gefangenſchaft zurück. Räuber hatten ſie den Eltern entführt; Rabbi Amram ließ ſie auslöſen. Das Mädchen war in ihrer blühendſten Jugend und von blendender Schönheit. — Das Haus des Frommen iſt der Zufluchtsort der Tugend. — Führt ſie auf den Söller des Seitengebäudes, ſagte der Rabbi, und nehmt die Leiter weg, die hinaufführt. Dort weile ſie bis morgen, wo ich ſie dem weinenden Vater überantworten will. — Aber kaum war der Rabbi in ſein Haus getreten, als das Herz des Frommen von unlaut'rer Begierde

entbrannte. Das dankbare aus der Sclaverei losgekaufte Mädchen hatte ihn liebevoll angeblickt, und das Feuer der Leidenſchaft in ſeinem Innern entzündet. Er kämpft, aber umſonſt: das Herz wird des Kopfes Meiſter. Er eilt in den Hof, ergreift die beiſeite geſtellte Leiter, ergreift ſie mit einer Kraft, die nur heftige Leidenſchaft giebt, legt ſie an, und beſteigt ſie. Das Mädchen tritt ſchüchtern vor die Oeffnung des Eintritts. Tugend und Begier erneuern den Streit bei ihrer Erſcheinung. Endlich, auf halbem Wege, ermannt ſich Amram, erhebt plötzlich die Stimme, und ruft, auf der Leiter ſtehend: Feuer! es brennt! Im Hauſe Amram's brennt's! — Auf ſein durchdringendes Geſchrei eilen Hausgenoſſen, Nachbarn, die ganze Schaar ſeiner Schüler herbei. Der Fromme bleibt mit Feuergluth im Geſicht und mit niedergeſchlagenen Augen ſtehen. Die Anweſenden ſchweigen erſtaunt; aber ihr Blick irrt von dem Lehrer auf das Mädchen, von dem Mädchen auf den Lehrer, und ſie verſtehen den Ausruf. Endlich öffnet er den Mund, und mit bewegter Stimme ſagt er: Beſſer, ich ſtehe jetzt beſchämt vor euch in dieſer Welt, als einſt beſchämt vor dem ewigen Weltrichter in jener.

6.

Beſcheidenheit.

Rabbi Elieſer, der Sohn Simons, reiſ'te von der hohen Schule Migdal eder nach dem Orte, wohin man ihn zum Lehrer berufen hatte. Er ritt auf einem Eſel, war ſehr heitern Gemüths, und überhob ſich innerlich der großen Kenntniſſe, die ſchon im Jünglingsalter ihn zu anſehnlichen Aem-

tern führten. Ein Wanderer zu Fuß holte ihn ein. Der Mann war ungeſtaltet und von ſchwärzlicher Farbe. Friede ſei mit dir, großer Rabbi! rief dieſer ihm zu. Jener erwiedert den Gruß nicht, ſondern ſagt ſpöttiſch zum Wanderer: Menſch! wie biſt du ſo ungeſtaltet! Sind alle Bewohner deines Geburtsortes ſo? — Ich weiß nicht, antwortet der Mann beleidigt. Aber geh' zum Meiſter, der mich ſchuf und erhält, und frag' ihn, warum er einem ſolchen Unweſen das Daſein verlieh. — Rabbi Elieſer fühlte alsbald die Uebereilung, zu der ihn jugendlicher Uebermuth verleitet hatte; er warf ſich vom Eſel herab und vor dem Wanderer auf die Kniee: Ich habe dich beleidigt; vergieb mir! — Nein! nein! Hin zum Meiſter, und frag' ihn, warum er eine ſolche Mißgeſtalt ſchuf. — Er ſetzt ſeinen Wanderſtab weiter; der Rabbi folgt ihm, zerknirſcht von Reue. Unfern der Stadt ſtrömen ihnen die Bürger entgegen. — Friede ſei mit dir, Rabbi! Großer Lehrer, ſei uns geſegnet! — Wem gilt dieſer Gruß, dieſer Zuruf? fragt hier der Wanderer. — Wem anders, als dem Manne, der dir nachtritt? — Wie? den nennt Ihr Rabbi! den begrüßt Ihr, als Lehrer? Möchte ſeines Gleichen keiner in Israel ſeyn! — Warum? Was ſprichſt du? — Der Ungeſtaltete erzählt; der Rabbi bekennt durch Stillſchweigen die Uebereilung. — Ach vergieb ihm, Fremdling, den jugendlichen Unbedacht; vergieb ihm um ſeiner Gelehrſamkeit willen! — Ich vergeb' ihm um Euretwillen; nur mag er nicht wieder fehlen!

Rabbi Elieſer beſtieg den folgenden Tag den Lehrſtuhl mit dem Spruche: „Immer ſei der Menſch nachgebend, wie das Rohr, nicht unbiegſam, wie die Ceder."

7.

Der weiſe Richter und die zärtliche Gattinn.

Einſt führte ein Mann ſein Eheweib nach Sidon vor den Rabbi Simeon, den Sohn Jochai. Großer Lehrer! ſagte er zu ihm, mit dieſer Frau leb' ich nun zehn volle Jahre in Eintracht und Frieden; aber unſere Ehe iſt kinderlos. Aus Ehrfurcht für die Geſetze will ich ihr den Scheidebrief geben. — Das Weib ſtand ſchamroth da wegen ihrer Unfruchtbarkeit, und heiße Thränen floſſen von ihren ſchönen Augen. Gerührt wendete ſich der Ehemann zu ihr. O weine nicht, ſprach er, nimm was du willſt, nimm das Schätzbarſte aus dem Hauſe mit dir; ich geſtatt' es dir gerne: nur kehre ohne Unmuth in das väterliche Haus zurück! — Die Troſtloſe ſchwieg, weinte bitterlich, und blickte auf den Richter. — Freund der Geſetze, ſagte endlich der Rabbi: als du das Eheband knüpfteſt, nicht wahr? da feierteſt du ein Feſt? — Freilich! und ein großes und frohes. — So gehe hin und feiere ein gleiches wieder, ehe du es löſeſt.

Die Eheleute entfernten ſich ehrerbietig: er heitern Sinns, ſie mit einem Strahl von Hoffnung in der Seele.

Das Mahl wird bereitet. Das Feſt beginnt. Des Weines iſt vollauf. Die Frau hat Alles angeordnet. — Der Becher kreiſet, die Freunde trinken. Der Ehemann wird heiter und fröhlich, zecht, leert Becher auf Becher, und fällt endlich in tiefen Schlaf. — Kaum ſind die Gäſte verſchwunden, ſo winkt die wachſame Frau den wartenden Sclavinnen. Dieſe tragen leiſe und ſorgfältig den Berauſchten in's ſchwiegerelter-

liche Haus. Um Mitternacht erwacht er. Wo bin ich? Wie komm' ich in dieses Haus? — Mein Lieber! antwortet mit sanftem Tone die Frau, ihn umarmend; sagtest du nicht in Gegenwart des großen Lehrers: Nimm was du willst, nimm das Schätzbarste und kehre heim in's väterliche Haus? War'st nicht du das Schätzbarste in unserm Hause? Zürnest du mir, daß ich's nahm? — Der Vorhang fiel. Der heilige Segen der Ehe blieb nicht aus.

8.

Rabbi Elieser und seine Gegner.

Daß Wunder keine Beweismittel für Wahrheit sind, ist eine unterscheidende Lehre des Judenthums, und wohl unmöglich konnte diese Lehre stärker vorgetragen werden, als in folgender so ganz orientalisch gedichteten Erzählung des Talmud, worin besonders der letzte Zug von der Freude der Gottheit über das Festhalten an bess'rer Einsicht jedem auffallen wird.

In der Lehrschule entstand ein heftiger Streit zwischen Rabbi Elieser und andern Gesetzlehrern. Der Streit betraf eine gewisse Anwendung der Lehre vom Reinen und Unreinen. Rabbi Elieser, um seine Meinung geltend zu machen, brachte alle nur mögliche Gründe vor; aber man fand sie nicht überzeugend. — Ob mein Ausspruch gegründet sei, rief endlich Rabbi Elieser, mag dieser Bochshorn *) bezeugen! Auf dieses Wort reißt sich der Baum von seiner Stelle, und wird auf eine weite Strecke fortgeführt. — Gut! entgegnen die Mitstreiter; aber was be-

*) Johannisbrot-Baum.

weiſ't man mit entwurzelten Bochshornbäumen? — Nun, fährt Rabbi Elieſer fort, ſo mag denn dieſes vorbeifließende Waſſer die Wahrheit meines Ausſpruchs bezeugen. Und ſiehe! das abwärtsſtrömende Waſſer ändert ſeinen Lauf und fließt aufwärts. Die Gegner erwiedern: Was beweiſ't zurückſtrömendes Waſſer? — So mögen denn die Wände dieſes Lehrſaals zeugen, ſagt Rabbi Elieſer, ob nicht das Recht auf meiner Seite ſei! Was geſchieht? Die Eckſteine des Hauſes treten aus, und die Mauern neigen ſich zum Einſturz. Aber Rabbi Joſua ruft ihnen zu: Mauern! Mauern! Wenn Schüler der Weiſen mit einander wetteifern; was miſcht ihr euch in den Streit? Und nun fallen ſie nicht, aus Ehrfurcht für den einen Lehrer, richten ſich auch nicht auf, aus Ehrfurcht für den andern: überhangend bleiben ſie ſtehen.

So entſcheide denn die Stimme Gottes! ruft endlich Rabbi Elieſer aus. Und fürwahr! eine Stimme vom Himmel erſchallt und ruft: Was ſtreitet Ihr mit Rabbi Elieſer? Sein Ausſpruch entſcheidet. — Aber Rabbi Joſua fährt auf, und ruft der Stimme entgegen: Es iſt nicht im Himmel!*)

Rabbi Jeremia deutete dieſe Gegenrede: Wir achten auf keine Stimme des Himmels; denn in deinem Geſetzbuch, auf dem Berge Sinai haſt du, Gott, ſelbſt gelehrt: Nach der Stimmenmehrheit, nach der Menge, ſollſt du dich neigen.

---

*) Ein Halbvers aus folgender Stelle des 5 B. Moſe, Cap. 30, V. 11, 12: »Denn dies Gebot, das ich dir jetzt gebe, iſt dir nicht verborgen, auch nicht ferne. Es iſt nicht im Himmel, daß du etwa ſagen möchteſt: wer ſteigt für uns in den Himmel hinauf, um es herunterzuholen und uns zu verkündigen?«

Als nun Rabbi Nathan den Elia *) fand, und dieſen fragte: Lieber! was ſagte um dieſe Stunde die Gottheit? da erwiederte der Prophet: Die Gottheit lächelte zufrieden, und ſprach: Meine Kinder haben obgeſiegt! Meine Kinder haben obgeſiegt!

D. Friedländer.

---

*) Der Prophet Elia aus Tisbi ſpielt im Talmud eine ſehr wichtige Rolle. Als Vorläufer des Meſſias nicht allein; ſondern immer, wenn der Wahrheit einer Sache durch Autorität noch ein Siegel aufgedrückt werden ſoll, läßt der Talmud ihn erſcheinen und wieder verſchwinden.

Ein und zwanzigſtes Stück.

Die Bildſäule.

Wie traurig, rief ein junger Schüler Bonnets, daß ich immer nur die Eigenſchaften der Seele erforſchen, immer nur in der Entwickelung ihrer Kräfte fortfahren, aber nie bis zur Erkenntniß ihres eigentlichen Weſens gelangen ſoll! Die ausdrückliche Erklärung meines Lehrers benimmt mir alle Hoffnung dazu; die Myſtiker, die mir ein näheres Licht verſprechen, führen mich in ein noch tieferes Dunkel; und alle meine eigenen Bemühungen, bis zum Grundweſen meiner Seele hindurchzudringen, ſind fruchtlos. — Der Menſch, ſagt man, iſt nicht für dieſe Erkenntniß gemacht. — Das fühl' ich leider; aber woher denn in mir dieſer lebendige, ungeduldige Trieb, ſie zu haben? Woher in einer ſonſt ſo weislich eingerichteten Natur, wie die meinige, dieſer Durſt, wenn nirgend eine Quelle fließt, die ihn löſchen könnte? Mag mir doch die Antwort ausbleiben, wie lange ſie wolle; ich werde nicht aufhören können,

mich selbst zu fragen: Wer bin ich? Ich empfindende, denkende, wollende Seele; was für ein Wesen hab' ich? Was ist in mir das Unbekannte, dem jene mir bekannten Eigenschaften beiwohnen? dem sie anhangen? in dem sie sind? —

Einst, im Morgenschlummer, bemächtigte sich bei unserm jungen Denker die Phantasie dieser Grübeleien seiner Vernunft, und webte aus dem luftigen Gespinnst derselben eine ganze Folge von Phänomenen. Er sah die philosophische Dichtung seines Lehrers realisirt: eine belebte menschliche Bildsäule, die also mehr als Bildsäule, die ein Mittelding zwischen der vollkommensten Pflanze und dem unvollkommensten Thiere war. Ihre Sinne waren noch alle gebunden; sie erwarteten noch alle die erste Rührung, den ersten Eindruck eines Objects: sonst waren die Nerven gespannt, die Säfte in Umlauf; der Puls schlug, und sämmtliche Verrichtungen des animalischen Lebens gingen von Statten. — Man weiß, zu welchem Endzweck Bonnet und sein Vorgänger Condillac eine solche Bildsäule erdichteten. Sie glaubten dadurch die Untersuchung zu simplificiren und zu erleichtern, wie bei Gelegenheit der sinnlichen Eindrücke sich nach und nach die Kräfte unsrer Seele entwickeln.

Die lebhafte Freude des jungen Mannes, der auf einmal Hoffnung zur Beantwortung der tiefsinnigsten Fragen der Weltweisheit faßte, läßt sich nur denken. Auch jene berühmte Frage des Molyneux, die Aehnlichkeit zwischen Gefühls- und Gesichtseindrücken betreffend, sah er nun im Geist schon entschieden. — O, rief er aus, wenn ich doch von der Göttinn der Weisheit eine ähnliche Gnade erbitten könnte, wie sich einst Pygmalion von der Göttinn der Liebe erbat! Wenn sie doch die verschloßnen gefesselten Sinne dieser wunderbaren Bildsäule ent-

löſen wollte! . . . . Aber das müßte nicht zugleich, nicht zu plötzlich ſeyn, theure Göttinn, damit ich Raum zum Beobachten hätte. Erſt müßten die gröbern, dann die feinern Sinne, und nur allmählich, nur langſam, immer einer nach dem andern, entbunden werden. — Kaum war der Wunſch vollendet, ſo hörte er ſchon den ſchnaubenden Athem der Bildſäule, und ſah entzückt, wie ſie beide Naſenflügel bewegte. Er ſprang mit der höchſten Ungeduld eines Beobachters in's Fenſter, und pflückte aus einem kleinen dort aufgeſtellten Blumengarten eine Roſe, die noch ſpät neben einer frühzeitigen Nelke blüthe.

Er bot der Bildſäule die Roſe, und ſie zog mit ſichtbarem Vergnügen den ſanften Wohlgeruch ein. Er bot ihr die Nelke, und mit noch ſichtbarerm Vergnügen ſchlürfte ſie den erquickenden aromatiſchen Aushauch in ſich. — Himmel! wenn ſie doch auch nur ſpräche! rief er. Denn was hilft's mir, daß ich ihre inneren Veränderungen nur ſo im Allgemeinen erkenne? Das ganz Eigne der Empfindungen, der Modificationen ihrer Seele, möcht' ich erfahren. . . . Aber wie ſie wohl alle Gebehrden verſtellen möchte, wenn ich plötzlich ihre Empfindungen abänderte und widrigen Duft auf Wohlgeruch folgen ließe? — In demſelbigen Nu ſprang er wieder in's Fenſter, um eine Todtenblume, die er ihrer Geſtalt wegen gepflegt hatte, zu brechen. Die Bildſäule, die in Erwartung neuen Vergnügens noch immer den Athem an ſich zog, fand ſich trefflich betrogen. Sie ward nicht ſobald den widrigen Eindruck inne, als ſie mit gekräuſter Naſe zurück fuhr, und aus aller Kraft ihrer Lungen den Duft hinwegblies.

Der junge Mann war jetzt in der ungeduldigſten Erwartung, ob nicht bald ein neuer Sinn ſich entwickeln würde. Aber

welch ein weit größeres und unerwartetes Vergnügen ſtand ihm bevor! Die Bildſäule warf plötzlich ernſthafte Falten, wie von einem tiefen Nachdenken, auf die Stirne, und ſiehe! ſie konnte reden und raiſonniren. — Das waren zwei Eindrücke, rief ſie, von ganz verſchiedener Natur. Die eine Blume duftete lieblich, die andere widrig; aber ich, die ich beide Eindrücke empfand, ich die Riechende, bin von beiden verſchieden, und bin nur Eins. Wär' es ſonſt möglich, daß ich dieſe Eindrücke verglichen, ſie einander entgegengeſetzt, geurtheilt hätte? Wenn ich denn aber etwas Anders, etwas für mich Beſtehendes bin; was bin ich? was für ein Weſen hab' ich? ... Wie jene Blumen dufteten, weiß ich; aber wie mag wohl ich, die empfindende, die genieſſende Blume, duften? —

Die Frage war eben ſo drollicht als unerwartet, und unſer Träumer lachte laut auf. — Gute Bildſäule! dacht' er, laß nur erſt deine feinern Sinne in's Spiel kommen, und du wirſt das Alberne deiner Frage ſchon inne werden. Genie haſt du wirklich, und das recht viel: denn in ſo kurzer Zeit und über bloße Gegenſtände des Geruchs eine ſo metaphyſiſche Frage zu thun; beim Platon! das iſt mehr, als ich hoffen durfte. Aber ſich die Seele wie eine Blume, ihr Weſen wie einen Duft zu denken; das iſt denn doch immer ſehr lächerlich! ſehr poſſierlich! das ſchmeckt noch gar ſehr nach der Bildſäule! — Während daß er noch ſprach, fing eine Nachtigall, die ſchon ſeit Wochen geſchwiegen hatte, noch einmal zu ſchlagen an; und ihre Töne waren ſo ſüß, ſo hinreißend, ſo ſchmelzend. Die Bildſäule horchte hoch auf; denn nun hatte ſich in ihr auch der Sinn des Gehörs entwickelt. Alle ihre Mienen zeigten Ausdruck des innigſten Wohlgefallens, und ſie rief einmal über das

andere dem kleinen Virtuoſen ein Bravo! Die Nachtigall ſchwieg; und nun kam ein Rabe mit gelähmtem Flügel, den unſer Philoſoph zu ſeinem Vergnügen unterhielt, krächzend herbei gehüpft, als ob er ſich auch ein Bravo hätte verdienen wollen. Die Bildſäule ſchüttelte mißfällig den Kopf, und ſchien zu wünſchen, daß der heiſere, widerwärtige Schreier ein Ende machte. Dann warf ſie wieder eine ernſte, tiefe Falte auf ihre Stirn, und fing von neuem an zu vernünfteln. — Das waren neue und abermals ſehr verſchiedene Eindrücke, ſprach ſie; aber ich, die ich ſie hatte, ich blieb dieſelbige, und bin noch jetzt dieſelbige, welche die verſchiedenen Gerüche einſog. Auch bin ich Empfindende von dem Empfundenen verſchieden, bin ein Weſen für mich, und bin Eins. Aber was ich bin, und was für eine Natur ich habe; das iſt mir noch immer ein Räthſel. Sollt' ich vielleicht ganz unrecht gefragt haben: wie duft' ich? und ſollte vielleicht die Frage ſo müſſen gefaßt werden: wie tön' ich? —

Herrlich verbeſſert! rief unſer junger Weltweiſe ſpöttiſch. Wenn ſich Abgeſchmacktheit gegen Abgeſchmacktheit meſſen ließe, ſo möcht' ich ſagen, daß dieſe hier noch ärger als jene wäre. Denn Duft iſt bei alle dem doch noch etwas Reelles, etwas für ſich Beſtehendes; aber ein Ton! was iſt der mehr, als bloße Veränderung, bloße Bewegung? — In dieſem Augenblick fing die Bildſäule an, auch die Finger zu rühren, den Arm zu bewegen, mit der Hand um ſich her zu greifen. Sie konnte nunmehr auch fühlen. Der Philoſoph, der — ich weiß nicht, ob im Cicero oder ſelbſt im Platon — geleſen hatte, daß unter allen Figuren die Sphäre die ſchönſte ſei, legte ſchnell in die offene Hand der Bildſäule eine kleine elfenbeinerne Kugel, und es ſchien, als ob ſie die ſanften Umriſſe mit Wohlgefal-

len betaſtete. Er ſah ſich eben nach einem eckigen, unregelmäßigen Körper um, der dem Gefühle unangenehm wäre, als er für diesmal den zweiten widrigen Eindruck unnöthig fand; denn die Bildsäule, ohne denſelben abzuwarten, fing von neuem ihr Raiſonnement an. Sie lachte nun ſelbſt der Albernheit ihrer vorigen Fragen. — Nicht, wie ich dufte, oder wie ich töne, ſagte ſie, muß ich fragen; denn das ſind nur Eigenſchaften, nicht Weſen. Jetzt endlich bin ich ſo glücklich, daß ich Weſen erkenne; und die einzige Frage, ſehe ich wohl, die ich mit Verſtand über mich aufwerfen kann, iſt die: welche Figur ich habe? Meine Eigenſchaft iſt weder Duften noch Tönen, ſondern Empfinden; aber welchem Weſen, von welcher Figur, wohnt dieſe Eigenſchaft bei? —

Hier erwachte der Träumer, noch eh' er das Vergnügen genoſſen hatte, Geſichts- mit Gefühlseindrücken vergleichen zu hören. Er wußte erſt nicht, da er ſeinem Traume nachdachte, ob er mehr lachen oder ſich ärgern ſollte. Wie muthwillig, ſagte er endlich, ſpielt doch im Traume die Phantaſie mit der Vernunft! Welch eine ſchale Dichterinn iſt ſie, wenn ſie nicht von der letztern geführt wird, und welch eine noch ſchalere Philoſophinn! Sprache, noch vor geöffnetem Ohr! Bewußtſein gleich auf die erſte Rührung eines der dunkelſten Sinne! Fertigkeit in Raiſonnement und Rede, noch ehe die mindeſte Uebung da war! Bildliche Ausdrücke von Sinnen her, die noch aller Empfindung verſchloſſen waren! Tiefe Metaphyſik über ein paar verworrene, armſelige Geruchsideen; . . . welch ein Haufen von Abgeſchmacktheiten, wovon gleich die erſte mich hätte wecken ſollen! Und kann ich denn die eben ſo große Abgeſchmacktheit der Fragen vergeſſen, die ſie über ſich ſelbſt, über ihre Natur,

ihr Weſen aufwarf? Eine Seele, die ſich fühlen, betaſten läßt; eine Seele, die eine Figur hat; wie widerſinnig! ... obgleich immer noch weniger widerſinnig, als eine Seele, die ſich hören, die ſich durch den Geruch erkennen läßt, die tönt und duftet! Denn Figur — — Hier hielt er inne, bis er nach langem Nachſinnen fortfuhr: Nun? und was iſt denn Figur? Was hat die Frage von der Figur der Seele für einen begreiflichen Vorzug vor der Frage von dem Ton oder dem Duft der Seele? In jeder derſelben liegt die Abgeſchmacktheit, das Unſinnliche ſinnlich erkennen, das, was nur durch inneres Bewußtſein gefaßt werden kann, der äußern Empfindung unterwerfen zu wollen. Iſt weiter unter jenen Fragen ein Unterſchied, als daß in der einen geforſcht wird, wie die Seele den feinern, in der andern, wie ſie den gröbern Sinnen erſcheinen würde? Und iſt das Eine zu fragen im Grunde nicht eben ſo abgeſchmackt, als das Andre zu fragen? —

Aber woher rührte es denn, daß es mir gleichwohl auf den erſten flüchtigen Anblick weniger abgeſchmackt ſchien? Daher vermuthlich: weil wir unter den ſinnlichen Empfindungen immer die der dunklen Sinne auf die der klärern zurückzuführen, jene an dieſe zu knüpfen, ſie nur in dieſen, als ihnen einwohnend, als von ihnen abhängig, zu denken pflegen. An Figur und Solidität, dieſe Phänomene für Gefühl und Auge, ſchließt ſich, nach unſerer Vorſtellungsart, alles Andere an, was wir von Körpern kennen. Was tönt? was duftet? was ſchmeckt? So fragt alle Welt; und alle Welt glaubt dieſe Fragen beantwortet, wenn eben da, wo das Ohr hört, die Naſe riecht, die Zunge ſchmeckt, wenn eben da auch die Augen ſehen und die Finger taſten können. An die ſichtbare Erſcheinung des Ho-

nigs binden wir seinen Duft, seinen Geschmack; und die sanfte Runde seiner Bestandtheile, die mit so leichter Berührung über die Nervenspitzen des Gaumens hinwegrollen, muß für Erklärung seiner Süßigkeit gelten. Der Sehende will alles auf Gesichts-, der Blinde auf Gefühlsideen zurückbringen: und war es denn von meiner Bildsäule so abgeschmackt, wenn sie, mit noch verschlossenem Auge und noch fühlloser Hand, auf den klärsten Sinn, womit sie bis dahin empfunden hatte, auf den Sinn des Gehörs, zurückging? —

Dennoch; daß sie die innern Modificationen ihres eigentlichen Selbst, Denken und Empfinden, an die Idee eines Tons knüpfen wollte — nun freilich! wenn diese Ungereimtheit ihr zu verzeihen war, so ist und bleibt sie doch Ungereimtheit. Indessen keine größere, als die: jene Modificationen an eine Figur knüpfen, sie als dieser einwohnend und von ihr unzertrennlich denken zu wollen. Wenn es schon in der Region äußerer Empfindungen Täuschung ist, die Ideen des einen Sinnes so an die des andern zu hängen, und die einen als mehr substantiell, mehr für sich bestehend, wie die andern zu denken; so ist es vollends grobe Täuschung, die innern Wahrnehmungen des unsinnlichen Selbst auf ähnliche Art an irgend eine äußere Wahrnehmung gleichsam anhängen, sie in diese, als in ihr Grundwesen, gleichsam hineinbilden zu wollen. — —

Wornach aber frage denn ich, wenn ich, nach erkannten Eigenschaften und Kräften der Seele, noch immer fortfahre nach ihrem Wesen zu forschen? Nicht nach ihrer Figur: das wäre zu unphilosophisch, zu abgeschmackt; sondern ... Hier hielt er abermals inne, schärfte den innern Blick, was er konnte, und erstaunte am Ende, sich mit einer Antwort gemartert zu ha-

ben, eh' er sich noch der Frage bewußt war. — Sollt' es denn möglich seyn, rief er, daß ich im Grunde eben so abgeschmackt und noch ein wenig abgeschmackter, als meine Bildsäule, erschiene? Denn diese, so wunderlich ihre Fragen auch klingen mochten, wußte denn doch, was sie wollte. Sollt' ich wirklich mit diesem mir angeborenen Triebe alle meine anderen Empfindungen auf die klärsten zurückzuführen, sie an diese zu knüpfen und von ihnen abhängig zu machen; sollt' ich mit diesem Triebe, ohne mir's zu gestehen, und ohne vielleicht es zu muthmaßen, auch die Erscheinungen meines innern Selbst, Denken, Wollen, Empfinden, an die klärste meiner Vorstellungsarten, an die des Gesichts und Gefühls, haben anknüpfen wollen? Sollt' ich eben so unphilosophisch sinnlich, als irgend einer aus dem gemeinen Haufen, gleichsam gefragt haben: wie wohl meine Seele, wenn sie sichtbar wäre, dem Auge erscheinen würde? ... Fast muß ich fürchten, so ist's! Denn setzte ich nicht die Erkenntniß des Wesens meiner Seele der Erkenntniß ihrer Eigenschaften und Kräfte entgegen? Und was für Ursache dazu? Was trieb mich, außer dieser letztern Erkenntniß, noch jene andere zu suchen? Warum ließ ich die ganze Summe aller ihrer Eigenschaften und Kräfte nicht für die ganze Seele gelten? — Wahrlich, ich fürchte: meine träumende Phantasie hat meine wachende Vernunft beschämt; aber dann hätte sie ihr zugleich einen wichtigen Dienst gethan: sie hätte sie vor einem schimpflichen Irrwege gewarnet.

Doch ich will mich nicht übereilen. Für künftige Muße will ich es aufsparen, die Richtigkeit dieses Gedankens zu prüfen. Was mir jetzt wahr scheint, ist dies: So weit ich in der Entwickelung der Kräfte und Eigenschaften der Seele kam, eben

ſo weit kam ich in der Erkenntniß von ihrem Weſen. Ich kenne noch nicht ihr Weſen; was heißt das? Ich habe von jener Entwickelung nur noch einen ſo dürftigen Anfang gemacht. Schaute ich alle ihre Eigenſchaften und Kräfte in ihrem innigſten Zuſammenhange durch und durch, ſo würde ich eben damit ihr Weſen kennen; denn die eine Erkenntniß iſt auch die andere: alſo will ich fleißig in der Erforſchung von jenen fortfahren, und eben damit werd' ich zu einer hellern Erkenntniß von dieſem kommen.

Zwei und zwanzigſtes Stück.

Die Curmethoden.

Der Menſch iſt von Grund aus verderbt — ſagte Dümmler, mein ſtiller Nachbar, und ſchlug die Augen gen Himmel. — Da iſt nichts übrig, als daß er ſich ſelbſt ertödte; daß er ganz neu werde, eine ganz andere Creatur.

Und was denn für eine? — ſchrie Drangſturm, mein wilder Nachbar, und ſtemmte ſeine Fäuſte in beide Seiten. — Der Menſch iſt gut, wie er iſt, nur daß er zu zahm geworden: Kopfhängen, Herr, zeigt ein mattes Herz an, und je muthiger und je unbändiger, deſto geſünder!

Der ſtille Nachbar gab mir einen wehmüthig freundlichen Blick, und der wilde ſchlug mich mit der Fauſt auf die Schulter. Beide forderten mich auf zu entſcheiden. — Der eine, merkt man wohl, war ein Frömmler, der ſich über den Menſchen härmt, daß er kein reiner Geiſt iſt; der andre ein Kraft-

genie, das in seiner Einfalt den leidenschaftlichsten Menschen, dieses Ideal der Dichtkunst, für das Ideal des wirklichen Charakters ansieht, und uns nun im ganzen Ernst darnach umbilden möchte.

Sie beide, fing ich an, halten den Menschen für krank, meine Herren, und ich denke, Sie haben Recht; aber über die Art der Krankheit und über die Methode der Cur sind Sie nicht einig, und da kann nur Einer von Ihnen Recht haben, oder auch alle beide Unrecht. — Ihr Streit erinnert mich an eine Geschichte, die ich Ihnen erzählen könnte, wenn Sie Lust hätten mich anzuhören. — Sie waren's beide zufrieden.

In einer Stadt also — in welcher des lieben Vaterlandes? gilt gleich — lebten einst drei vornehme Herren, alle drei gleich schwach und gleich krank. Ob sie der Ceres oder dem Bacchus, oder irgend sonst einer Gottheit zu viel geopfert hatten, oder ob auch das Gift schon aus dem Blute ihrer edlen Ahnen in sie übergegangen war? kann ich nicht sagen. Genug, es waren bloße Gestalten von Menschen. — Herr von Schlaff sah aus, wie das Fieber, Herr von Quöch, wie die Auszehrung, und Herr von Hemm, wie die Schwindsucht.

In eben dieser Stadt lebten drei vorzüglich berühmte Aerzte: Doctor Süß, Doctor Mark, Doctor Sinn. Die beiden erstern waren nicht viel mehr als Empiriker oder Aerzte von Hörensagen, und hatten sehr viel zu thun; der letztere war ein Mann voller Einsicht, aber es fehlte an Praxis. Doctor Süß galt bei dem schönen Geschlecht und bei den Liebhabern der alten Leier; Doctor Mark machte sein Glück bei der Jugend und bei den Bewunderern des Neuen; Doctor Sinn ward von

den Klugen gebraucht, und ging zu Fuße; die anderen beiden aber fuhren in Kutschen.

Herr von Schlaff fiel durch den Rath seiner Tanten in die Hände des Doctors Süß. Doctor Süß fand in seinem Kranken nichts, als scharfgewordene Säfte, die er versüßen, schleimichte, die er verdünnen, und überhaupt nichts als verdorbene, die er früh oder spät herausschaffen müßte. Er griff also frisch zum Werke, versüßte, verdünnte, führte ab und aus durch alle Wege und Oeffnungen der Natur. Morgens nahm Herr von Schlaff, auf Verordnung, eine gute Portion Manna; Mittags sah man ihn bei einem Töpfchen voll Tamarindenmus, und vor Schlafengehen nahm er Cremor mit Zucker. Sein gewöhnliches Getränk war Mandelmilch, und besonders Tisane von süßen Hölzern. Um die heilsame Ausdünstung zu befördern, lag er wohl zugedeckt zwischen Flaumbetten; und aus dem Zimmer zu kommen, war ihm bei Strafe der Apoplexie verboten. — Ein paar Wochen vergingen, so war von dem ganzen Herrn von Schlaff nichts mehr auszuführen, als seine Seele; und auch die schickte der Doctor Süß mit dem letzten Mannatränkchen gen Himmel.

Herr von Quöch, der nun auch anfing auf seine Cur zu denken, ließ sich durch dieses Beispiel warnen, und setzte sein Vertrauen auf die Methode des Doctors Mark. Doctor Mark dachte an keine Reinigung seines Kranken; er schüttelte nur den Kopf über die Schwachheit des Pulses, und verordnete Stärkungsmittel. Alle Morgen tauchte er ihn bis über den Kopf in ein Stahlbad; Quassia mit spanischem Weine trat an die Stelle des Thees, und roher Schinken mit einem Schnitte Pumpernickel an die Stelle des Frühstücks. Hart vor dem Es-

ſen ward ein Schluck bitterer Mageneſſenz genommen, und vor Schlafengehen verſchlang Herr von Quöch noch eine derbe Portion China, nicht in Extract, ſondern in Subſtanz. Das Lager war eine harte Matratze, mit Pferdehaaren geſtopft, und das Oberbette eine ganz leichte dünne Decke, mit Baumwolle durchnäht. Auf dieſe Art, glaubte Doctor Mark, müßte aus ſeinem Kranken, ſo ſchwach er jetzt wäre, noch ein Mann wie ein Herkules werden. So etwas ward denn auch wirklich aus ihm; aber ein Herkules auf dem Oeta: denn der zu geſtärkte Herr von Quöch fiel plötzlich in eine Raſerei, worin er ein geladenes Piſtol erhaſchte, und ſich über dem rechten Auge eine Kugel durch den Kopf ſchoß. — Seine China hatt' er noch eingenommen; Emilia Galotti lag auf dem Pulte aufgeſchlagen.

Durch beide Beiſpiele gewitzigt, wandte ſich nun Herr von Hemm an den demüthigen Fußgänger, den Doctor Sinn. Doctor Sinn ſah gar bald, wo es fehlte. Die feſten Theile, ſagte er, ſind geſchwächt, und die Säfte übel gemiſcht: Herr von Hemm hat nur immer genoſſen und nichts gethan; er hat gewiſſe Kräfte der Natur zu viel, und andere zu wenig geübt. Ihn ſo auf einmal reinigen wollen, das hieße bei ſeiner Schwachheit ihn über den Haufen werfen; und ihn unmittelbar ſtärken wollen, das hieße bei der ſchlechten Beſchaffenheit ſeiner Säfte das Uebel noch feſter binden. Ich ſehe wohl, ich muß auf beides zugleich bedacht ſeyn, und vor Allem muß mein Kranker ſich gelinde Bewegung machen und gute Diät halten. Jenes wird nach und nach den geſchwächten Fibern ihren Ton, und dieſes den verderbten Säften ihre gehörige Miſchung wiedergeben. — Zum guten Glück war Herr von Hemm ſeinem Arzte folgſam; er hielt die ihm vorgeſchriebene Diät, machte ſich

die ihm empfohlene Bewegung; und ſo lebt er noch jetzt, nicht zwar von allen Anfällen frei, aber im Ganzen denn doch geſund und zufrieden. — —

Da ſieht man Gottes Gnade! ſagte der ſtille Nachbar: denn der mußte doch allein das Gedeihen geben. — Ja, das gab er auch, ſagte der wilde; denn er gab dem Doctor Verſtand in's Hirn, daß er von keiner Ertödtung und keiner neuen Creatur phantaſirte. — So ging der alte Streit wieder an: der eine behauptete, daß die Natur grundverderbt, der andere, daß ſie ſehr gut ſei; jener wollte ſie nichts als reiner, dieſer ſie nichts als ſtärker haben. An die Anwendung meines Geſchichtchens ward nicht gedacht; und ich ſah zu ſpät, daß es gleich vergebliche Arbeit iſt, Mohren zu waſchen, und Leute, die einmal Partei genommen, auf andere Gedanken zu bringen.

Zusatz.

Was sich die Verfasser dieser Schrift bei der Wahl des Titels gedacht haben, das wird sich durch die Schrift selbst am besten zeigen. — Unter einem Philosophen scheinen sie überhaupt einen Mann zu verstehen, der irgend eine zur Philosophie gehörige oder philosophisch behandelte Wahrheit vorträgt: gleichviel welche? oder in welcher Gestalt? und unter der Welt, das ganze gemengte Publicum, wo der Eine mehr für diese, der Andere mehr für jene Gegenstände ist, der Eine mehr diesen, der Andere mehr jenen Ton liebt. — Das Einzige war dabei zu beobachten, daß nichts mit unterliefe, was für irgend einen der schon zu dem feinern, gebildetern Theile des Publicums gehört, ganz unverständlich oder ganz ohne Reiz wäre.

Wenn jede bessere Kritik über theatralische Werke Philosophie über den Menschen enthalten muß, so konnten die Briefe über Emilia Galotti hier nicht am unrechten Platze ste-

hen, ſobald ſie nur ſonſt ihres Platzes werth waren. Dieſes aber ſchienen ſie doch immer zu ſeyn, und werden es vielleicht in der Folge noch mehr ſcheinen, ſo viel auch noch Erinnerungen und Einwendungen Statt finden möchten. Gegen den dritten Brief habe ich ſelbſt eine auf meinem Herzen, die ich mich nicht enthalten kann herzuſetzen.

Es iſt offenbar, dünkt mich, daß der Verfaſſer in dem Charakter der Emilie einen ſehr weſentlichen Zug überſehen habe. Er ſcheint ihre ganze anfängliche Schüchternheit aus dem Umſtande herzuleiten: daß ſie an heiliger Stätte in den Verrichtungen ihrer Andacht durch etwas ſo Ungeziemendes, als ein Liebesantrag, geſtört worden; und das zwar von einem Manne, der ſo viel zu bedeuten hat, und wenn er Ernſt macht, ſo gefährlich iſt, als der Prinz. Aber eigentlich entſteht wohl dieſe ſo große Schüchternheit aus dem Bewußtſein, wie wenig ſie ſich ſelbſt bei dem Prinzen zu trauen habe. Dieſes erklärt ſich ſchon Anfangs, ehe ſie es in der letzten Scene mit ihrem Vater ziemlich deutlich ſagt, durch einige Züge, die zwar freilich, weil ſie in Emiliens eigenen Reden liegen, ſehr fein ſind; beſonders aber erklärt es ſich, wenn man Acht giebt, durch ihr Verhalten nach dem Tode des Grafen. Immer iſt ihr erſter Gedanke auf ihre Mutter, der zweite auf den Grafen gerichtet. Was ſie für dieſen empfindet, ſcheint mehr Hochachtung und Freundſchaft zu ſeyn, als Liebe; ſie ſcheint ihm mehr aus Gehorſam gegen den Willen ihres Vaters, als aus eigner Wahl ihre Hand zu geben. Ihr Herz hat heimlich der Prinz; aber ſie wagt es bei ihrer Tugend und Frömmigkeit nicht, dieſe ſtrafbare Neigung zu nähren; ſie kämpft ihr vielmehr aus allen Kräften entgegen, und fürchtet und vermeidet den Anblick deſſen, der

dieſe Neigung in ihr erweckt hat. Eben hieraus nun erklärt ſich die Furcht vor Verführung, die Emilie in der letzten Scene mit ihrem Vater äußert. Es iſt völlig eben die Furcht, die ſie Anfangs, da ſie den Prinzen in der Meſſe ſprach, und nachher, da ſie ihn in Doſalo unvermuthet wiederſah, ſo ſchüchtern, ſo ängſtlich machte. —

Um dem Verfaſſer der Briefe nicht Unrecht zu thun, will ich auch das hier anführen, was ihm zu ſeiner Entſchuldigung übrig bleibt. Die Worte der Claudia im vierten Act *), kann er ſagen, haben mich bei der Beurtheilung dieſes Charakters irre geführt. Auch iſt keine Rede der Emilie, die ſich nicht ſo verſtehen ließe, wie ich ſie verſtanden habe. Die Züge, wodurch ſie ihr Herz verräth, ſind zu fein, und werden zum Theil dadurch noch zweideutiger, weil der Liebhaber ein Prinz iſt, gegen den ſie ſich aus einem weit allgemeinern Grunde ſo ſchüchtern zeigen könnte, als weil ſie ihn liebt. Gleichwohl iſt dieſer Umſtand im Charakter ſo wichtig, und hat auf die Hauptſcene des Stücks einen ſo großen Einfluß, daß er wohl durch mehr und durch beſtimmtere Züge hätte ſollen herausgehoben werden. In Nebenſachen erläßt man dem Dichter eine zu ängſtliche Vorbereitung, eine zu umſtändliche Entwickelung gern; aber über einen ſo weſentlichen und zur Einſicht in's Ganze ſo unentbehrlichen Punct, ſollte er völlig beſtimmt ſeyn. Man bedenke ferner, daß Emilie ihren Grafen, als einen ſehr würdigen Mann und als den Liebling ihres Vaters, doch immer ſehr hochachtet; daß er als Freund und als künftiger Gemahl, gegen den ſie wenigſtens nicht den mindeſten Widerwillen, viel-

*) Man ſ. oben S. 83.

mehr das Gegentheil zu erkennen giebt, auch Antheil an ihrer Zärtlichkeit haben muß; daß ihre Liebe gegen den Prinzen eine noch ganz unentwickelte, noch gar nicht zur Reife gediehene Leidenſchaft iſt; daß die That, derentwegen ſie ihn in Verdacht hat, auch wenn ſie einen gleichgültigern Mann beträfe, ihn äußerſt verabſcheuungswürdig zeigt; daß endlich die Abſicht bei dieſer That, die ſie nur allzuwohl vermuthet, ihr die ſchändlichſte Art von Liebe zu erkennen giebt, die ein ſo frommes und ſittſames Mädchen eher empören, als einnehmen kann. Sollte nicht immer der Einwurf noch gültig bleiben, daß Emilie, ſo friſch nach der Entdeckung dieſer That, an keine Möglichkeit der Verführung denken dürfe? — Ich überlaſſe die Entſcheidung dem Leſer, wer bei dieſen Gründen und Gegengründen das meiſte Recht haben mag; ob der Verfaſſer der Briefe oder der Dichter?

D. H.

Gedruckt bei A. W. Schade, Grünſtr. 18.

J. J. Engel's

Philosoph

für die Welt.

Neu herausgegeben und eingeleitet

von

Theodor Mundt.

Zweiter Theil.

Berlin.
Mylius'sche Buchhandlung.
1845.

Inhalt des zweiten Bandes.

Seite

Drei und zwanzigſtes Stück: Der Aetna. Oder: über die menſchliche Glückſeligkeit. 3

Vier und zwanzigſtes Stück: An Hrn. Z***. Von dem moraliſchen Nutzen der Dichtkunſt. 24

Fünf und zwanzigſtes Stück: Eliſabet Hill. 33

Sechs und zwanzigſtes Stück: Die Wiſſenſchaften. Eine Allegorie nach dem Platon. Von Eberhard. . . . 38

Sieben und zwanzigſtes Stück: Das Zaubermahl. . . 42

Acht und zwanzigſtes Stück: Ueber den Tod.

Erſte Unterredung. 48

Zweite Unterredung. 67

Neun und zwanzigſtes Stück: Fragment eines Gaſtmahls. 80

Dreißigſtes Stück: Das Irrenhaus. 87

Ein und dreißigſtes Stück: Zwei Geſpräche, den Werth der Kritik betreffend.

Erſtes Geſpräch: Zwiſchen einem Schüler Euler's und einem Schüler Graun's. 97

Zweites Geſpräch: Zwiſchen Moſes Mendelsſohn und einem jungen Dichter. 102

Seite

Zwei und dreißigſtes Stück: Mäcen an Auguſt. . . 108
Drei und dreißigſtes Stück: Die Spinne. Ein Selbſtgeſpräch. 119
Vier und dreißigſtes Stück: Joſeph Timm. 127
Fünf und dreißigſtes Stück: Entzückung des Las Caſas. Oder: Quellen der Seelenruhe. 134
Sechs und dreißigſtes Stück: Eine Standrede. . . . 144
Sieben und dreißigſtes Stück: An Hrn. S**. Ueber den Werth der Aufklärung. 152
Acht und dreißigſtes Stück: An Hrn. G*z. Ueber die Furcht vor der Rückkehr des Aberglaubens. 160

Der

Philoſoph

für die Welt.

Zweiter Theil.

Drei und zwanzigstes Stück.

Der Aetna *).

Ein Malteserritter von der neuen Ordenszunge in Baiern, der Graf von S**, machte aus seiner Reise der Pflicht nach Valetta eine Reise des Unterrichts und Vergnügens, und nahm auf seinem Wege dahin die vornehmsten Merkwürdigkeiten Italiens und Siciliens in Augenschein. Ein Tagebuch dieser Reise, das er an seinen Freund in München, den Freiherrn von Th**, überschrieb, empfiehlt sich durch genauere Schilderung mancher noch nicht genug beachteten Werke der Natur und Kunst, vorzüglich aber durch die überall eingestreuten, meistens phi-

*) Wenn der Werth dieses Aufsatzes in seinem beschreibenden Theile läge, so würde er für diejenigen sehr geringe seyn, die an der Richtigkeit der Erzählung von Brydone zweifeln. Es ist sehr sichtbar, daß beide Briefsteller genau zusammenstimmen, und es wird eben kein Oedip erfordert werden, um das Räthsel dieser Zusammenstimmung zu lösen.

losophiſchen Betrachtungen. Ich habe Erlaubniß, von folgender Stelle, die aus einem von Catania datirten Briefe gezogen iſt, öffentlichen Gebrauch zu machen.

„— Von Nicoloſi aus, ging jetzt die Reiſe über weite Strecken wüſte liegender Lava, und war ſehr unangenehm und beſchwerlich. Hie und da eine Ausſicht in ferne blühende Thäler und auf ſchönbekränzte Hügel; aber wir waren unfähig, ſie zu genießen: die Natur litt zu ſehr über die ertödtende Hitze, die durch keinen Aushauch von Pflanzen gemäßigt, durch keinen wohlthätigen Schatten eines Baums auch nur einen Augenblick gemildert ward. Endlich, da wir uns der zweiten waldichten Region des Aetna näherten, flatterten uns dann und wann kühle Lüftchen entgegen, mit erquickenden Wohlgerüchen geſchwängert; und wie ſehnſuchtsvoll eilten wir nun jenem lieblichen Dunkel zu, das uns ſo einladend entgegenwinkte! In der Erwartung liegt ſonſt immer mehr als in der Erfüllung, oder langes Schmachten des Bedürfniſſes erhöht auch den Werth des Erſehnten unmäßig; aber hier, mein Freund, war es anders: wir betraten kein bloßes Juan Fernandez, das nur durch ſeinen Abſatz mit der verlaßnen öden Wüſte des Meers ein Paradies geſchienen hätte, ſondern in der That einen Garten Eden.“

„Und dieſes entzückende Eden, mit Bäumen von dem wollüſtigſten Wuchſe, auf deren Zweigen überall ſangreiche Vögel hüpfen, mit den mannichfaltigſten, lieblichſten Blumen und den balſamiſchſten Kräutern überpflanzt; auf welchem Grunde, glauben Sie, daß die Hand der Natur es angelegt habe? — Eben auf jener verglühten Lava, die vor undenklicher Zeit Verderben und Entſetzen verbreitete, und die nun, nach einer Folge von Jahrhunderten, zu dem fruchtbarſten Boden der ganzen wei-

ten Erde geworden. — Dieſe Umſchaffung verderblicher Feuerſtröme zu Paradieſen; ſollte ſie nicht ein eben ſo geheiligtes Bild von dem Gebrauche werden, den die Vorſehung früher oder ſpäter vom Böſen macht, als es der Schmetterling, der aus ſeinem Grabe hervorgeht, von der Unſterblichkeit der Seele geworden?"

„Wir hatten noch einen ſehr weiten Weg bis zur Geißhöhle, dem gewöhnlichen Nachtlager, vor uns; aber wir konnten doch unmöglich der Verſuchung widerſtehen, unſere Maulthiere zu verlaſſen, und auf dem weichen, buntfarbigen Teppich der Blumen zu ruhen. Der Wein, den unſer mitgenommener Vorrath hergab, löſchte bald unſern Durſt; alle unſere Sinne waren geſtärkt und wacker: der Geiſt des Geſprächs und des Lachens, der uns ſo ganz ſchien verlaſſen zu haben, kam mit neuer Munterkeit wieder, und wir fühlten uns gewiß auf dieſer herrlichen Naturſcene nicht minder glücklich, als der Menſch in ſeiner urſprünglichen Unſchuld. Auch war in der That unſere Reiſe ſo unſchuldig, und ich darf ſagen, ſo fromm; es war eine Art von heiliger Wallfahrt, nicht um abergläubiſch Sünden zu büßen, die nur ein künftiges beſſeres Leben austilgt, ſondern um den ewig liebreichen Vater der Natur, in dem weiteſten Blick auf ſeine unausſprechlich herrliche Schöpfung, zu genießen und zu bewundern."

„Doch ſo wollüſtig auch unſre gewählte Lagerſtätte war, ſo verließen wir ſie bald ohne Reue; denn, wie auf Verabredung, riefen wir alle mit Einer Stimme: Weiter! Weiter! Dieſes Weiter blieb die Loſung, ſo lange es die Höhe hinanging: die Erwartung noch ſchönerer Scenen, die vor unſrer Einbildung ſchwebten, ſpornte uns bald von jedem reizenden An-

blick hinweg, und ſelbſt der reizendſte konnte uns nicht über Minuten feſſeln. — Jetzt waren wir an der Höhle angelangt, auf deren dürrem Laube wir ruhen, und zur Fortſetzung der Reiſe die Mitternachtsſtunde erwarten wollten. Aber ſo einzige, ſo entzückende Ausſichten um uns her; wie wär' es möglich geweſen, uns vor dem vollen Anbruch der Dunkelheit einer trägen Ruhe zu überlaſſen? So wie ich mich fühlte, war ich noch nie, bei der aufgehenden Sonne, ſo wach und heiter geweſen, als ich jetzt bei der untergehenden war. Unſere ganze Geſellſchaft ſchweifte umher, der Eine hierhin, der Andre dorthin; und mich beſonders führte mein Weg auf einen der naheliegenden Berge, vielleicht eben denjenigen, deſſen Ausſicht der brittiſche Reiſende mit ſo viel Entzücken beſchreibt. Er hatte wohl Urſache zu dieſem Entzücken: denn die unſägliche Mannichfaltigkeit von Gegenſtänden, die ſich hier auf einmal dem Blicke aufſchließt, ein Tempe Griechenlands und eine thebaiſche Wüſte, auf eine einzige Fläche gezeichnet, und beide durch ihren ſchneidenden Gegenſatz einander ſo mächtig hebend; hier Elyſium, mit unzähligen Wohnſitzen durchflochten, und von Gewäſſern durchſtrömt, die ſich hundertfach in ſchöner Unordnung ſchlängeln; dort Ruinen ehemals blühender Städte und prachtvoller Tempel, die jetzt ihr ſinkendes Haupt aus der meilenlangen, eiſenfarbigen, felſenharten Lava hervorſtrecken — ein trauriges Denkmahl der Vergänglichkeit irdiſcher Pracht! — dann wieder das gränzenloſe, die krummen Ufer beſpülende Meer mit hie und da einem Eiland; die bald ſandigen, bald felſigen, bald fruchtbaren Küſten, von unzähligen Segeln, wie von Bienen, umſchwärmt — und was ſoll ich das große, nie zu vollendende Bild bis in ſeine kleinern Partieen zeichnen? — alles dies macht

auf die Seele den tiefſten und zugleich den ſonderbarſten Eindruck: einen Eindruck, wovon ſich die Wolluſt dem nicht mittheilen läßt, der nie ſelbſt etwas Aehnliches fühlte. Die Phantaſie, welche die Luſtgärten der Feen ſo reizend, und die Wildniſſe der Hölle ſo ſchrecklich ſchuf, hat noch nie ein Gemälde hervorzaubern können, wie es hier die große Künſtlerinn, die Natur, dem erſtaunten Auge ſo frei und ſo unnachahmlich hinwirft.“ —

„Nach ſo viel Genüſſen eines einzigen Tages, mein Freund, und jetzt noch zum Beſchluß eine Wolluſt ſchmeckend, wie Tauſende ſie in ihrem ganzen Leben nicht einmal ahnen, vielweniger fühlen: hätt' ich da noch fortfahren ſollen zu wünſchen? Hätt' ich nicht zufrieden nach meiner Höhle kehren, und die Begierde nach Mehr wenigſtens bis auf morgen verſparen ſollen? Aber kaum war mein Auge von dem unendlichſchönen Anblick nur halb geſättigt, ſo wandt' es ſich ſchon gegen die ſchneebedeckte Kuppe des Aetna, die ſich noch Millien weit über mir emporhob. — Wenn ſchon hier, dacht' ich, auf der Hälfte der Höhe, dieſer Blick in die Natur hinab ſo groß und ſo herrlich iſt, wie mag er erſt dort, am Rande jenes furchtbaren Schlundes ſeyn, wo auch im Rücken kein Gebirge mehr irgend eine Gegend Siciliens oder des Meers oder des Himmels verbaut, wo alle benachbarten Höhen bis zu Maulwurfshügeln verſchwinden, und vielleicht der ſtolze Geſichtskreis ſich bis an die Wohnung der Barbern hin, bis hin an die Ufer eines fremden Welttheils erweitert? — Ich verlor mich in der Fülle und Majeſtät dieſer Bilder, die meine Phantaſie um ſo leichter und kühner entwarf, da ſchon von dem wirklichen Genuß meine Sinne ſo trunken waren; und nun, in der zunehmenden Hitze meiner Begeiſterung, ward jeder Gedanke zum lauten Worte. — O,

rief ich aus, wenn nicht dort ſo wilde, ſo ungezähmte Orcane raſ'ten; wenn nicht dieſer traurige, unfruchtbare, ewige Winter den Gipfel unwohnbar machte, nicht Feuerfluthen und Schwefeldämpfe und Aſchengüſſe und emporgeſchleuderte Felſenſtücke jeden Augenblick mit Tod und Verderben drohten; — dort eine Warte zu bauen! dort auf dieſer Spitze Siciliens und Europens, im ungeſättigten Anſchauen einer ſo überherrlichen Schöpfung, Sinne und Herz zu erquicken, und auf die Thorheiten der Menſchen hinabzuſehen, wie die Gottheit von ihrem Himmel darauf hinabſieht: welch ein Gedanke! welch ein großer, ſtolzer Gedanke! Und muß er denn mehr nicht, als das, muß er nur Gedanke, nur Traum ſeyn?"

„Ich hatte hohe Zeit, mich zu mäßigen und meinem Entzücken Gränzen zu ſetzen; denn ſchon brach die Dämmerung an, und nur eben mit ihrem letzten Schimmer fand ich mich zu meiner Höhle zurück. Meine Gefährten waren über mein Ausbleiben ſchon Alle in Unruhe; ſie riefen ſo oft und ſo laut, daß es ihnen unmöglich werden mußte, meine Antwort zu hören. — Wir begaben uns jetzt unverzüglich zur Ruhe, und ſetzten dann unſre Reiſe zwar etwas ſpäter fort, als wir gewollt hatten, aber doch noch frühe genug, um beim Aufgang der Sonne auf dem Gipfel zu ſeyn. Die ringsumgebende, vom Sternenlicht nur ſehr ſparſam erhellte Finſterniß, das dann und wann vernommene dumpfe hohle Aechzen des Berges, das vom Winde geſchüttelte Waldlaub, die ſteilen Felſenſtücke, die unſere Maulthiere mit langſamem, bedächtigem Schritt hinankeuchten; und was nun noch unſre aufgereizte, zu Schreckbildern geſtimmte Phantaſie hinzuthat: die unermeßlichen Höllenſchlünde, über denen vielleicht dieſes ganze koloſſaliſche Gebirge nur eine leicht

hingewölbte Brücke von schon baufälligen Bögen ist: diese Eindrücke und diese Bilder hielten uns Alle in schweigender Furcht, und übergossen uns mit eiskalten Schaudern. Aber noch unendlich schlimmer ward dieser Zustand, als plötzlich der Cyklop, unser Führer, uns zurief: er verliere den Weg; er fürchte, uns an Oerter zu führen, von denen wir in unabsehliche Tiefen stürzen könnten; er beschwöre uns, so lieb uns das Leben sei, keinen Schritt weder vor- noch rückwärts zu thun. Wir mußten also, ungewiß ob nicht am Rande der Vernichtung, auf unsern Maulthieren halten; ohne Muth, nur ein Glied zu bewegen, ohne Muth, auch nur Athem zu schöpfen: in einer Lage, deren Peinliches und Grauenvolles zu schildern ich keine Worte habe. Nur zu sehr erkannten wir, als die Dämmerung sich endlich einstellte, die Wirklichkeit unsrer Gefahr, aber auch zugleich die Mittel, ihr auszuweichen: wir erstiegen glücklich die Höhe, und unser Entzücken war gränzenlos, obgleich die beste unsrer Hoffnungen, leider! dahin war; die schöne Hoffnung: früher, als der erste Strahl der Sonne, auf dem Gipfel zu seyn, und in dem großen Concerte der ganzen sie begrüßenden Natur die ersten Stimmen zu werden."

„Eben daß dieses fehlschlug, zeigt mir den Gedanken als völlig thöricht, in der Beschreibung der Aussicht vom Aetna mit dem Britten zu wetteifern; denn gerade das Schönste, Hervorstechendste, Herrlichste *seiner* Schilderung würde der meinigen fehlen. Indessen trauern Sie über den Verlust, den Sie hiedurch erleiden, nur nicht zu sehr; an einer Schilderung durch bloße Worte, und wenn sie von der ersten Meisterhand käme, ist bei Gegenständen dieser Art immer so wenig, so nichts verloren. *Selbst* sich aufzumachen, *selbst* den Aetna zu erklet-

tern, iſt der hohe, aber billige Preis, wofür man einen der erſten Genüſſe des Erdenlebens, und ein Bild für die Phantaſie erſteht, das alle übrigen Bilder nicht bloß niederſchlägt, ſondern ſie auslöſcht. Die Natur iſt in ihrer Einrichtung gerecht: ſie will nicht, daß der Gemächliche, der auf den weichen Polſtern ſeines Ruhebettes blieb, und den dringendſten Bitten ſeines Freundes, auch auf dieſer Reiſe ihn zu begleiten, ſo hartnäckig widerſtand; ſie will nicht, daß er die Wonne des Unternehmenden theile, der den mühevollen Weg über Alpen und Apenninen entſchloſſen antrat, dem Gifthauch der pontiniſchen Sümpfe und dem tödtlichern des Sirocco Trotz bot, ſich in die Nähe der berüchtigten Scylla wagte, und jetzt weder Hitze noch Froſt, weder Gefahr noch Ermüdung ſcheute, um an einen Gipfel hinanzuklimmen, der von jeher das Erſtaunen der Welt war."

„Aber — frag' ich mich jetzt ſo oft, indem ich den Berg, auf welchen meine Fenſter die Ausſicht haben, betrachte — iſt es möglich, daß ich mit dieſer Zufriedenheit mich wieder hier in Catania finde? daß die am Vorabende der Erſteigung ſo glühende, ſich ſelbſt ſo unauslöſchlich dünkende Begierde bis zu dieſem Grade der Kühle gedämpft iſt? daß ich jenen Standort, auf dem ich ſo viel Seligkeit hoffte und ſo viel Seligkeit fand, mit dieſer — — nicht Gleichgültigkeit, — denn nie werd' ich ohne Wonne der dort verlebten Stunden gedenken, und ſo oft meine Einbildung ſchwärmt, wird ſie am liebſten auf jene Höhe ſchwärmen, — aber mit dieſer Stille, dieſem Gleichgewicht der Seele, anblicken kann? Wahrlich! wenn jetzt die Warte gebaut ſtände, die ich mir dort zum ewigen Sitze wünſchte, wenn kein Schnee und kein Eis ſie bedeckte, kein Sturm ſie umheulte, kein hervorbrechender Lavaſtrom ſie bedrohte; ja, wenn der Weg

hinan ſo gefahrlos und leicht würde, wie auf unſere vaterländiſchen Hügel: ich würde dennoch — — etwa nie ſie betreten? nie in der unausſprechlichgroßen Anſicht mich wieder verlieren, und den erhabenen Schöpfer in ſeiner Schöpfung anbetend bewundern? — o wie oft noch! wie oft! und immer mit erneueter Wolluſt! Aber ſie wirklich zu meinem Wohnſitz erwählen? mich ganz und gar in die Herrlichkeit der großen Anſicht verſenken, und nur für ſie leben, in ihr ruhen, an ihr genug haben wollen? — Nein, mein Freund! ſo hat der Schwärmer einmal geſchwärmt, und ſo kann er ewig nicht wieder ſchwärmen. Noch war ich, bei der natürlichen Hitze meines Bluts, vor Froſt nicht erſtarrt; noch trieb mich keine Furcht, den Augenblick meiner Rückkehr zu weit hinauszuſetzen, vom Gipfel; noch ſchreckten mich keine Auswürfe des ſo ſtillen, ſeine Dämpfe ſo ruhig hinabwälzenden Kraters. Anfang von Erſättigung war's, allmähliges Schwinden geſtillter Begierde war's, was den übrigen zu matten Antrieben Kraft gab, was mich, zwiſchen Wollen und Nichtwollen, zwiſchen Vorſatz und Reue, von den Eisfeldern hinab in den Wald, in die Frühlingsthäler, in die Mauern von Catania brachte."

„Und ſo hätt' ich denn, auf jener geſegneten Höhe, außer dem herrlichſten Bilde für die Phantaſie, auch noch eine der wichtigſten Wahrheiten für den Verſtand erbeutet, oder wenn nicht ſie ſelbſt, dieſe Wahrheit, da ich ſie in der That ſchon hatte, wenigſtens eine Anſicht, eine Ueberzeugung von ihr, wie ſie auf keinem andern Standpunct ſo leicht möchte gewonnen werden. Fragen Sie wen Sie wollen, den Schlemmer, den Wollüſtling, den Denker, den Tugendfreund, um das Erſte und Höchſte in jeder Gattung: um den lieblichſten Gaumenkitzel,

die bezaubernd*ste* Schönheit, die einnehmend*ste* der Erkenntniſſe, die entzückend*ste* der Empfindungen; und Alle werden mit ihren Antworten anſtehen, werden ſchwanken, zurücknehmen, beſſern. Aber fragen Sie den Freund ſchöner Natur, der, von glühender Liebe für ſie getrieben, faſt ganz Europa durchſtrich, und Helvetiens und Nordens romantiſch*ste* Anſichten kennt; fragen Sie ihn um den weiteſten, erhabenſten, ſtolzeſten Blick auf die Schöpfung, und ohne Bedenken wird er Ihnen antworten: es giebt nur Ein Sicilien, und nur Einen Blick von dem Aetna. — Wie? Und auch dieſes Erſte, Einzige eines ganzen Welttheils konnte den lüſternen Späher nicht feſſeln? nicht ſo ihn feſſeln, daß es ihm den Wunſch nach ſtetem ungeſtörten Genuſſe entlockte? Welcher andere Blick, von welchem Piko, welchem Ophyr*), welchem Rieſen Peru's oder Chili's herab, wird ihm dann dieſen Wunſch entlocken? — Keiner, keiner, mein Freund! Denn eben das iſt's, wovon der erſtiegene Aetna mir eine ſo tiefe, lebendige Ueberzeugung gab: daß nicht Haben und nicht Beſitzen des Menſchen Seligkeit macht, ſondern Streben, Erreichen."

„Aber, läßt ſich hier fragen, warum wähnt denn gleichwohl der Menſch, wenn er irgend einem höhern, erſehntern Ziele zuſtrebt, daß er, dort angelangt, ruhen, daß keine Leidenſchaft weiter ihn dem Schooße der Zufriedenheit entlocken werde, in welchen ſchon jetzt die Hoffnung ihn zu ſo ſüßem, ſo erquickendem Schlummer bettet? Weil die Begierde, ſo lange ſie währt,

*) Ophyr heißt ein Berg in Sumatra, der, nach einer Berechnung von Marsden, ſo viel höher als der Piko iſt, daß er, nächſt dem Montblanc, der höchſte der alten Welt ſeyn würde.

ihm für keinen andern Gegenstand Sinn läßt, als für den ihres Strebens; weil die Phantasie diesem Gegenstande eine Schönheit, Fülle, Liebenswürdigkeit leiht, wie er sie in der Wirklichkeit niemals hat; weil auch selbst die Vernunft wenigstens darin einstimmt: daß die Idee voller Seligkeit nicht in dem Gefühle des Mangels liegt, welches uns in Thätigkeit setzt, nicht in der Mühe und Arbeit, welche diese Thätigkeit kostet, sondern allerdings im Besitz, in der Ruhe. Aber, setzt die Vernunft, wenn man sie aushört, hinzu: eben darum ist diese Seligkeit nicht für dich, Endlicher, der du bei unbeschränktem Triebe immer in so beschränktem Kreise wirkest, und zum Schöpfen aus dem Strome, dessen ganze Fülle deinem Durst kaum genügt, nur den Becher des Augenblicks hast, der nie mehr als einzelne dürftige Tropfen auffaßt; sie ist einzig für Den, der vor seinem Blick alle Möglichkeit sieht, und in seiner Hand alle Wirklichkeit trägt, dessen Unermeßlichkeit keine Erweiterung, dessen Ewigkeit keinen Zusatz gestattet. Du, in deiner Endlichkeit, deiner Beschränktheit, der du des erreichbaren Guten immer so viel mehr siehst, als des erreichten; wie könntest du anders, als Wünsche auf Wünsche erzeugen? als Bestrebungen an Bestrebungen reihen? als unabläßig an den Schranken drängen, die dich umgeben, und nie zufrieden mit dem Raume, den du gewannst, nur an seiner Erweiterung arbeiten, nur im Gelingen dieser Erweiterung deine Zufriedenheit finden? Und daß doch ja dieser Trieb deiner Natur nicht matt werde, stillstehe, ersterbe! Er ist für deine Glückseligkeit das, was für dein Leben der Herzschlag. Jene Seelenleere, die der nichts mehr wünschende, nichts mehr hoffende Mensch empfindet, ist der traurigste aller denkbaren Zustände, mehr zum Selbstmorde hinneigend, als die

drückendſte Sorge oder der peinlichſte Schmerz; denn in Sorge und in Schmerz offenbart ſich ein Gut, das höchſt anlockend, höchſt begehrungswürdig iſt, und alſo die Seele in Wirkſamkeit, das Leben in Werth erhält: die Erlöſung." —

„Ich blicke auf meine Aetnareiſe zurück, und ich finde dieſe Ausſprüche der Vernunft nicht allein beſtätigt, ſondern auch in's Licht geſetzt und erweitert. — Gewiß waren die Tage, da ich den Berg erſtieg, die mühevollſten, beſchwerlichſten meines Lebens; das empfind' ich noch jetz an dieſer Trägheit, dieſer Steifheit und Zerſchlagung der Glieder, die ich zwar nach jeder Bergreiſe mehr oder minder, aber noch nie ſo ſtark oder ſo anhaltend empfand. Doch wie nichts war mir alle Beſchwerde gegen das große Ziel, dem ſie mich näher brachte, und wie belohnt ward ſie mir, ſchon durch die ſüßen Augenblicke des Ausruhens; in dem ſchattichten Walde hinter der Lava von Nicoloſi, auf dem himmliſchſchönen Berge in der Nachbarſchaft unſerer Ruheſtätte! Das Andenken dieſer Augenblicke wird mir nie aus der Seele weichen, und ſehr oft werd' ich aus dem Schooße der Ruhe, die ich mir als das Glück meines Alters träume, auf ſie zurückſehen, um durch Erinnerung ehemaliger Freuden den Abgang von gegenwärtigen zu erſetzen. Aber wenn ich ſie nun näher erforſche, dieſe Augenblicke, um das eigentlich Anziehende in ihnen gewahr zu werden; war es nicht mehr der Blick in die Zukunft, als die Empfindung der Gegenwart, mehr das innere ruhige Fortſtreben der Phantaſie, als die Pflege und Erquickung der Sinne, was ihnen den höhern, den empfindlichern Reiz gab? — Als ich auf jenem ſchwellenden Raſen, unter Blumenduft und Nachtigalltönen, mir den Schweiß von der Stirne trocknete, und den lechzenden Gaumen mit ſüßem Nektar erfriſchte; labte mich

da nicht mehr, als der Nektar ſelbſt, der Gedanke: ſo viel Mühe ſchon überſtanden! ſo viel Wegs ſchon gewonnen! ſo viel ſchon näher dem großen Ziele? War nicht das: Weiter! Weiter! womit wir uns ſo ſchnell wieder aufrafften und auf unſere Maulthiere zurückwarfen, ein lautes Zeugniß, wie viel ſchwächer uns die Gegenwart feſthielt, als die Zukunft anzog? wie viel mehr Antheil an der Fröhlichkeit, die unter uns herrſchte, die Hoffnung hatte, als die Empfindung? — Und auf dem wonnevollen Berge in der Nähe der Geißhöhle; war es nicht mehr das über, als das unter mir, der Blick zur Kuppe hinauf, als in die Ebne hinab, mehr was kommen ſollte, als was ſchon war, wodurch ich meine Bruſt ſo erweitert, meinen Geiſt ſo gehoben fühlte? Würd' ich, wenn ich mehr mit dem Sinne genoſſen, als mit der Phantaſie geſchwärmt hätte, die einbrechende Dämmerung nicht beachtet, die Nothwendigkeit der Rückkehr nicht erwogen, meinen wartenden Gefährten die Unruhe nicht erſpart haben, die ihnen mein Ausbleiben machte?"

„Doch noch lauter, als dieſe ſchönen Augenblicke der Reiſe, zeugt von dem ſteten Vorwärtsſtreben der Seele jener ſchreckliche Augenblick, wo der Ruf des Cyklopen uns ſo feſt auf unſere Maulthiere bannte, daß auch Stimme und Athem in unſerer Bruſt, und ſelbſt der Gedanke in unſerer Seele, ſtillſtand. Freilich war das erſte Schreckbild, das uns hier vorſchwebte, der Tod, dieſes volle ſchleunige Abreißen alles Bewußtwerdens, Fortgehens, Strebens, und eben darum das ſchwärzeſte und gefürchtetſte unter den Uebeln. Aber auch bei wiederkehrender Faſſung, als wir uns zwar vom Tode gerettet, doch immer noch in der Nothwendigkeit dachten, jede Hoffnung des Weitergehens aufzugeben, und zufrieden mit der ſchon erreichten Höhe an den

Fuß des Berges zurückzukehren: wie wenig wollte sich diese Zufriedenheit finden! wie hielten wir unsere ganze Aetnareise für so vereitelt, verloren, verunglückt! Und doch hatten wir Undankbaren schon einen der frohsten, seligsten Tage gelebt; hatten mit gierigem entzückten Auge der reichsten, eigensten, mannichfaltigsten Schönheiten schon so viele verschlungen! Aber das lag nun einmal hinter uns, und war Nichts; nur was vor uns lag, und was ein neidisches, feindseliges Geschick uns zu nehmen drohte, war Alles."

„Aber, hör' ich Sie sagen, Sie erreichten doch endlich die Höhe, und als nun mit dem letzten Fußtritt, der sie erstieg, alles Weiterdringen gehemmt war, und Sie nichts mehr über Sich sahen als Luft und Aether; war denn da mit der Begierde, die hier freilich ersterben mußte, auch Ihre Wonne dahin? — Sie war, wie ich, auf dem Gipfel! — Ich gestehe Ihnen, mein Freund, dieses Erreichen eines lange ersehnten, mühsam errungenen Zieles, das sich des Sehnens und des Erringens durch seine Vortrefflichkeit werth zeigt; dieses erste Umschlingen eines ganzen Reichthums von Schönheit, der jetzt in der Wirklichkeit selbst, wie vorher in der Phantasie, mit Unerschöpflichkeit täuscht; dieses augenblickliche Stillestehen und Verweilen der überraschten, fast über ihre Kräfte erhöheten und erweiterten Seele: — es ist ein Annähern an die Freuden der Gottheit, ein kurzes flüchtiges Berühren jener Seligkeit in allumfassender Ruhe; ein Kuß, möchte ich sagen, den die Zeit der Ewigkeit raubt. Aber falsch ist's, daß die Begierde so schnell ersterbe, oder der Fortgang so früh gehemmt werde. Jene war nicht auf Mühe und Schweiß des Strebens, nur auf Wonne des Genusses gerichtet; und Genuß ist für Menschen nicht Ruhe, Stillestand, Schlaf: es ist

dauernder, aber ungehinderter, leichter, wollüſtigſanfter Fortgang von einem Bilde, einer Empfindung zur andern. Die aus ihrem Wonnetaumel erwachte Seele ſchwärmt entzückt in dem ganzen ihr preisgegebenen Ueberfluſſe umher, ohne nur noch zu ahnen, daß ſie ermüden, daß ſie in dieſer Fülle der Wolluſt ſich je erſättigen könne; aber nur zu bald kehren Bilder und Empfindungen wieder, und werden durch Wiederkehr ſchwächer. Die Seele genießt noch fort; aber ſchon ſinkt ſie allmählich zum Mangel und zum Bedürfniß, dem gewöhnlichen Zuſtande der Menſchheit, zurück: und durch dieſen ſo entgegengeſetzten Weg, da es jetzt von Reichthum zu Armuth geht, ſtatt vorher von Armuth zu Reichthum, wird der Gegenſtand des Genuſſes immer weniger anziehend, ſo wie der des Strebens es immer mehr ward. Unterbrechung und Wechſel geben dann jenem den Reiz der Neuheit noch auf Augenblicke zurück; aber endlich offenbart ſich zu ſehr die Erſchöpflichkeit auch des größten, des umfaſſendſten Gegenſtandes: die Begierde läßt nach, und der Fortgang hört auf; die Ewigkeit nimmt Flügel der Zeit und verſchwindet."

„In dieſer allgemeinen Geſchichte aller menſchlichen Genüſſe haben Sie auch die des meinigen auf dem Aetna. — Wie war der erſte Blick, den wir auf die unermeßliche Weite unſers Geſichtskreiſes warfen, ſo ſtolz, ſo wonnevoll, ſo entzückend! Wie fühlten wir uns über alles Irdiſche ſo emporgehoben, und der Gottheit ſo nahe! — Dieſes vor uns ausgeſpannte, unendlichſcheinende Meer, dieſes gegenüberliegende maleriſche Calabrien, dieſe Liparen mit ihrem ewig dampfenden, ewig funkenſprühenden Stromboli; dieſes Königreich mit allen ſeinen Häfen, Städten, Bergen, Thälern, zu unſern Füßen: — — es iſt unmöglich,

mein Freund, daß die Seele eines Sterblichen mehr gespannt, gehoben, erweitert werde, als es die unserige war. — Wenn, nach der Meinung jener Weisen des Alterthums, nicht umschließende Mauern, sondern freie Höhen von weiter Aussicht die besseren Anbetungsplätze einer allgegenwärtigen, allwirkenden Gottheit sind; so befanden wir uns hier auf dem ersten, dem erhabensten unserer Erde, und die heiligen Schauder, von denen wir übergossen wurden, schienen es zu verkündigen. Wir riefen einander in allen Ausdrücken, welche die Sprache nur hat, unser Erstaunen, unser Entzücken entgegen; und dies so lange, bis ein wiederholter lauter Donner des Berges uns gleichsam abrief, nun auch seinen Krater, den Ursprung so vieler Schrecken seit ganzen Jahrtausenden, zu betrachten."

„Wir fanden, als wir von dieser Betrachtung zurückkehrten, die Aussicht in der That noch verherrlicht; die höher heraufgestiegene Sonne zeigte Alles in vollerm, verklärenderm Lichte, und wir sahen die Gegenstände, mit bloßem wie mit bewaffnetem Auge, weit schärfer; aber der Eine Reiz, ohne welchen alle übrigen unkräftig sind, der Reiz der Neuheit, war hin; die Gegenstände, so groß und herrlich sie waren, fielen zu wenig mehr auf. Wir bemerkten jetzt zuerst, wie unerträglich strenge die Luft in dieser Höhe über der Meeresfläche sei; erinnerten uns zuerst, wie viel wir sie milder im Walde, trotz des noch winterhaften Ansehens seiner äußersten Gegend, wie einladend und erquickend wir sie tiefer hinab, zwischen den Blumen und Blüthen, gefunden; und nun? — erfolgte, was Sie Sich denken können: daß wir zwar immer noch standen, bedauerten, zweifelten, neue Blicke hinabwarfen, um das große, nie wiederkehrende Bild desto tiefer in die Seele zu drücken; aber denn doch, von

der Kälte getrieben, uns endlich zu dem erſten und hiemit zu allen nachfolgenden Schritten entſchloſſen; denn jenen gethan, erlaubte die Glätte des Bodens keine Aufmerkſamkeit mehr, als auf die Sicherheit unſers Fußtritts. — Hätt' ich gezaudert, bis die volle Erſättigung eingetreten wäre, und hätte mich dann auf der Höhe ſelbſt der Gedanke ergriffen: daß ich hier ewig weilen, daß ich in ſtetem Anſchauen dieſer überſchwenglichen Schönheiten meine Tage beſchließen ſollte; ich glaube, daß er mich mehr hätte erſtarren machen, als das umgebende Eisfeld. — Wenn der Weiſe von Agrigent auf der Höhe des Aetna wirklich gelebt, und wenn er Urſachen gehabt hat, zu ſeinen Mitbürgern nicht wieder zurückzukehren; ſo iſt der Selbſtmord, den er an ſich verübt haben ſoll, mir aus einem beſſern Grunde erklärbar, als daß er ſich für einen Gott hat wollen gehalten wiſſen: er war ermüdet von dem ewigeinförmigen, obgleich unausſprechlich großen, unausſprechlich erhabenen Anblick, und wollte ſich lieber in den bodenloſen Schlund ſtürzen, als noch länger ein Daſein ſchleppen, das ihm zur Laſt und zur Qual ward." —

„Das alſo, hör' ich Sie hier mit ſpöttiſchem Lächeln ſagen, der Erfolg Ihrer Aetnareiſe? das der Gewinn von ſo viel übernommener Mühſeligkeit, Arbeit, Gefahr? — Ja, mein Freund! Wenn Sie die Bereicherung meiner Phantaſie und einige Zuſätze zu meinen Naturkenntniſſen abrechnen; das und nichts anders! Ich habe gelernt, daß die Glückſeligkeit eine ſpröde Geliebte iſt, die, bei aller holden Geſinnung für uns, der vollen vertrauten Umarmung ſich ſchlau entwindet, durch ſtrenge Blicke, wenn wir ſie feſthalten wollen, uns ſcheinbar ungütig abſchreckt, und dann doch wieder, aus näherer oder

weiterer Ferne, uns ſüße Hoffnungen lächelt. Doch ich ſollte vielleicht in einem andern, als dieſem ſpielenden, ſcherzenden Tone eine Erzählung ſchließen, aus welcher ſich Wahrheiten ableiten laſſen, die für das Leben von der größten Wichtigkeit ſind."

„Ich berühre hier nur zwei dieſer Wahrheiten, weil eben ſie aus dem Obigen am deutlichſten hervorzuſpringen ſcheinen. Die erſte iſt: daß, um wahrhaftglücklich und um dauerndglücklich zu ſeyn, man ſich eine Höhe zum Ziel ſetzen muß, wo das Ausruhen der Kräfte immer ſüßer, der Rückblick auf die vollendete Bahn immer gefallender, der Trieb zum Vorwärtsdringen immer lebhafter, das Herz zum Ertragen der Mühſeligkeiten immer freudiger werde; eine Höhe, die ſich unabſehbar emporhebe, oder (um dieſem Gedanken ſeine Vollendung zu geben) deren Gipfel über das Grab hinaus bis in die Ewigkeit reiche. Der Weiſe, der dieſe Wahrheit erkennt, kann alſo unmöglich zu ſeinem letzten Ziele körperliche Wollüſte machen; kann unmöglich ſeine Glückſeligkeit in einem gähnenden, langweiligen Fortſchleichen von Hügelchen zu Hügelchen ſuchen; wo die Ausſicht nie weder ihre Dürftigkeit, noch ihre Beſchränktheit verliert; wo ein ermüdendes Einerlei mit kaum zu rechnenden Abänderungen ewig wiederkehrt; die Begierde, ſtatt zu wachſen, ſinkt; die Kraft, ſtatt neues Leben und Feuer zu gewinnen, ſich ſchwächt, abſtumpft, verzehrt; wo die Empfindung des Daſeins, ſtatt wacher und wonnevoller zu werden, nur träger, dumpfer, träumender wird. Als minder verächtliche Ziele erſcheinen aus dieſem Geſichtspuncte: Macht, Ehre, Einfluß, Geſchicklichkeit, Kunſt; als der erſten und würdigſten eines: Wiſſenſchaft, Erkenntniß der Wahrheit; weil hier, nach Popens ſchönem Bilde,

ſich Alpen über Alpen erheben, und die Begierde nie geſättigt, aber durch neue Freuden immer genährt, befeuert, geſchwellt wird."

„Die zweite, nicht minder wichtige Wahrheit iſt: daß man ſich eine Höhe zum Ziel ſetzen muß, auf welche ſich ein gangbarer Pfad hinanwinde, der, wenn auch ſteil und mühſam, doch nirgend durch unüberſteigliche Hinderniſſe verſperrt ſei; eine Höhe, von welcher kein feindſeliges Schickſal uns mit rauher Cyklopenſtimme ein Halt! entgegendonnern könne, das vielleicht alle unſere Kräfte plötzlich lähme, alle unſere Erwartungen ſchrecklich zu Boden ſchlage. Durch dieſe zweite Wahrheit werden, als höchſte und letzte Ziele; auch jene entfernt, welche die erſte zwar nichts weniger als empfahl, aber doch zuließ; und nur ein einziges bleibt, wenn wir wahrhaft weiſe ſeyn wollen, zu wählen übrig. Verlegen wir nehmlich das letzte Ziel, nach welchem alle unſere Wünſche und Beſtrebungen, wie nach ihrem Mittelpuncte, ſich hinrichten, entweder außer uns, oder wenn auch in uns, doch in eine ſolche Kraft der Seele, die zu ihrem glücklichen Fortſtreben und Weiterbilden äußerer Gegenſtände, Vortheile, Hülfen bedarf: ſo ſind und bleiben wir in den Händen des Schickſals, und dieſer tückiſche Dämon kann, nach Gefallen, ſein neckendes oder ſein grauſames Spiel mit uns treiben. Aber verlegen wir es in das Einzige, was von allem Aeußern ewig unabhängig bleibt, in den Willen ſelbſt; ſetzen wir zum höchſten Puncte unſers Beſtrebens die gränzenloſeſte Vervollkommnung und Veredlung dieſer beſten Kraft unſerer Natur: ſo haben wir nicht allein ein Ziel, das in der That nie erreicht werden kann und nie erreicht worden iſt — denn wo hätte noch der Weiſe und der Gute gelebt, über den kein Weiſerer und kein

Beſſerer möglich geweſen wäre? — ſondern was mehr heißt, unſre Abhängigkeit vom Schickſal hört auf: ſeine ſchlimmſten Tücken können nichts, als unſern Fortgang zum Ziele befördern; als uns Anlaß zu einem Verhalten geben, in welchem der Adel unſrer Seele ſich immer ſchöner, immer glänzender zeigt; als uns glücklicher eben da machen, wo wir der Glückſeligkeit am fähigſten ſind, in unſerm eigentlichſten, unſerm innerſten Selbſt."

„Daß dieſes Selbſt mehr noch in unſerm Willen, als in unſerer Denkkraft beſtehe, davon belehrt uns ein unwiderſprechliches Gefühl; und eben hieraus erklärt es ſich, warum das Anſchauen der Vollkommenheiten unſers Geiſtes, wenn es mehr als kalte Zufriedenheit, wenn es wahre innige Wolluſt bewirken ſoll, ſich mit Erinnerung der Arbeiten, Anſtrengungen, Aufopferungen verbinden muß, die uns jene Vollkommenheiten gekoſtet haben. Würden wir, wie die kunſtvollen Inſekten, mit vollendeten Fertigkeiten, nicht mit bloßen Anlagen und Fähigkeiten, geboren: ſo würden wir an den vorzüglichſten Kräften unſerer Seele kaum ein höheres Wohlgefallen haben, als etwa an den ſchönen Umriſſen unſers Geſichts, oder dem regelmäßigen Wuchs unſerer Glieder; aber daß es freie edle Thätigkeit war, wodurch wir die nackten unbeſtimmten Anlagen und Fähigkeiten erſt zu wirklichen Kräften und Fertigkeiten erhöhten: das iſt es, was uns dieſe Kräfte und Fertigkeiten am meiſten werth macht, warum wir auf ſie ſo vorzüglich ſtolz ſind. Wir haben durch jene Thätigkeit ſie gleichſam zu unſerm vollen Eigenthume geſtempelt, ſie in unſer wahres Selbſt mit hineingezogen; und da es allgemeines Geſetz iſt, daß die Vollkommenheiten eines Gegenſtandes uns immer um ſo mehr rühren,

je nähere Verwandtſchaft mit unſerm Selbſt dieſer Gegenſtand hat: ſo iſt nun die Freude an unſern Geiſteskräften weit inniger, als wenn ſie bloße Geſchenke der Natur, bloße zufällige Vortheile geblieben wären. Die höchſte reinſte Quelle der Freude aber muß, nach eben dieſem Geſetze, die unmittelbar an dem Willen ſelbſt erkannte Vollkommenheit ſeyn, oder mit einem völlig gleichbedeutenden Worte: die Tugend." — —

„Doch ich vergeſſe, daß ich an einen Mann ſchreibe, der ein wenig nach den Grundſätzen der neuern Epikuräer hinhängt, und der meine etwas ſtoiſchen Betrachtungen ſchwerlich nach ſeinem Geſchmack finden wird. Laſſen Sie mich alſo geſchwinde mit der Verſicherung der Hochachtung und Ergebenheit ſchlieſſen, die ein ſo milder Stoiker, wie ich, gegen einen ſo edlen Epikuräer, wie Sie, noch immer hegen darf. Ich bin u. ſ. w."

Vier und zwanzigſtes Stück.

An Herrn Z***.

Von dem moraliſchen Nutzen der Dichtkunſt.

Sie begehen einen Fehler, mein Freund, der ſehr verzeihlich iſt; denn gewiſſermaßen hat ihn Sokrates ſelbſt begangen. Sie wollen die Dichtkunſt ganz auf unmittelbare Beförderung der Tugend, auf unmittelbare Erweckung edler und rechtſchaffner Geſinnungen einſchränken. Aber Sie begehen noch einen andern Fehler, den Sokrates nicht beging: Sie wollen auch, daß man das, was Sie für den höchſten Zweck der Dichtkunſt halten, in der eignen Theorie derſelben zum Grundſatz mache. — Sehen Sie hier die Urſachen, warum ich in beiden Puncten von Ihnen abgehe.

Das dichteriſche Talent, wie Sie wiſſen, liegt in einer vorzüglichen Stärke und Vollkommenheit der untern, oder wenn Sie lieber wollen, der äſthetiſchen Seelenkräfte. Die Gabe, ſich das Abweſende gegenwärtig zu machen, mit bloßmöglichen

Vorſtellungen ſich ſo zu täuſchen, als ob ſie Wirklichkeit hätten, fremde oft weitgetrennte Ideen in Verbindung zu bringen, und leicht von Allem, was die Neigungen des menſchlichen Herzens intereſſiren kann, gerührt zu werden; mit einem Worte: Phantaſie, Fictionsvermögen, Witz, empfindliches Herz, machen den Dichter. Die Schönheiten, die das Genie vermittelſt dieſer Kräfte hervorbringt, können den Leſer nicht beſchäftigen, nicht ergötzen und rühren, ohne daß die ähnlichen Kräfte ſeiner eignen Seele einen vortheilhaften Eindruck dadurch bekämen. In der geiſtigen Welt herrſcht eben das geheime Verſtändniß unter den Kräften, das in der phyſiſchen herrſcht: alle umgebenden ähnlichen Kräfte erwachen, ſobald die eine im Spiel iſt; alle gerathen in Unruhe, in Thätigkeit: und wie nichts in der Natur plötzlich aufhört, ohne Folgen zurückzulaſſen, ſo iſt auch keine ſolcher Uebungen fruchtlos für dieſe Kräfte. Jeder neue Gebrauch dient, in der geiſtigen, wie in der phyſiſchen Welt, zur Erhöhung der Kraft; jede neue Aeußerung macht zu künftigen Aeußerungen der Thätigkeit geſchickter. Nicht genug alſo, wenn wir bei der lebendigen Schilderung eines Dichters unſre Phantaſie erhoben fühlen, daß wir nun um dieſes Eine Gemälde reicher geworden; nicht genug, wenn wir der Geſchwindigkeit ſeines Witzes folgen, daß wir nun dieſes Eine von ihm bemerkte Verhältniß von Ideen kennen; nicht genug, wenn wir von ſeinen Empfindungen zur innigſten Theilnehmung hingeriſſen worden, daß wir nun mit dieſem Einen Gefühle ſympathiſirt haben: unſere ganze Phantaſie iſt nun lebhafter, unſer ganzer Witz iſt nun ſchneller, unſer ganzes Herz iſt nun weicher geworden. Nicht nur dies Einemal haben die ähnlichen Kräfte unſerer Seele mitgewirkt, auch zu künftigem Wir-

ken haben ſie mehr Fähigkeit, mehr Trieb, mehr Spannung erlangt.

Eben darin nun, liebſter Freund, würde ich den wahren, den höchſten Endzweck der Dichtkunſt ſuchen. Unſere Glückſeligkeit, wie wir alle einig ſind, liegt in der Vollkommenheit unſerer Natur; unſere Natur beſteht aus allen uns anerſchaffnen Kräften, und wer alſo die eine oder die andere erhöht, es ſei welche es wolle, der hat zu unſerer Vollkommenheit, zu unſerer Glückſeligkeit beigetragen. Es iſt eine irrige Vorſtellungsart, wenn man ſich die Beluſtigung, die ein Gedicht giebt, entweder bloß als ſchädlich, oder bloß als Beluſtigung, ohne Einfluß auf's Künftige, denkt. Sie hat allemal ihren Einfluß, und ihren nützlichen Einfluß; nur daß man freilich auf der einen Seite mehr verderben kann, als man auf der andern gut gemacht hat.

Schließen Sie hieraus weiter auf die wahre Vorſchrift für die Anwendung der dichteriſchen Talente! Es iſt nicht nothwendig, daß der Dichter allemal auf unmittelbare Beförderung der Tugend, auf unmittelbare Erweckung edler und rechtſchaffner Geſinnungen arbeite; das ſittliche Gefühl iſt nicht das einzige Vermögen der Seele, daß er vervollkommnen kann und vervollkommnen ſoll: es gehört nur mit in die Reihe mehrerer Kräfte, die alle geübt und erhöht ſeyn wollen, und die Uebung der einen Kraft ſchließt nicht nothwendig die Uebung aller andern in ſich. — Aber, ſo wie am Körper der eine Sinn der edlere, höhere iſt, der dem Geiſte reichere und mannichfaltigere Ideen zuführt; ſo wie am Körper der eine Sinn zum Nachtheil der andern geübt werden kann; ſo wie am Körper die Sinne auf die unrechten Gegenſtände können gerichtet, zu

falſchen Wirkungen, die ſie nicht haben ſollten, können verwöhnt werden: eben ſo iſt in der Seele die eine Kraft die edlere, höhere, ſchätzbarere; eben ſo läßt ſich in der Seele die eine Kraft zum Nachtheil der andern ſtärken; eben ſo können die Kräfte der Seele an den unrechten Gegenſtänden geübt, zu falſchen Wirkungen, die ſie nicht haben ſollten, verſtimmt werden. — Und ſo wie man, in Anſehung des Körpers, mehr den Sinn des Gehörs, als den Sinn des Geſchmacks ſchärfen, nicht, um den Geruch zu ergötzen, das Auge kränken, nicht die Fibern des Gefühls zu unnatürlichen Kitzelungen verwöhnen ſoll: eben ſo ſoll man, in Anſehung der Seele, zur Unterſtützung ihrer edelſten und höchſten Kräfte am liebſten wirken; nicht die untern gegen die höhern empören, nicht den Kräften eine Richtung geben, die wider die Abſichten der Natur iſt. Der Dichter ſoll zwar die Einbildungskraft ſtärken, aber nicht ſo, daß er die Vernunft zerrütte; er ſoll den Witz ſchärfen, aber nicht ſo, daß die geſelligen Tugenden leiden; er ſoll die Liebe beſingen, aber nicht ſo, daß wir ihren Ausſchweifungen, oder wohl gar ihren unnatürlichen Ausartungen Beifall geben. —

So im Allgemeinen, mein Freund, werden Sie mir meinen Grundſatz hoffentlich gelten laſſen: denn eigentlich iſt er nichts, als der erweiterte und verbeſſerte Ihrige; aber bei der Anwendung auf einzelne Fälle möchten wir leicht wieder uneins werden. Eben in dieſer Anwendung, däucht mir, iſt Sokrates, oder wenn Sie lieber wollen, Platon zu weit gegangen. Zwar, was die griechiſche Mythologie betrifft, ſo hatte er für ſie einen Geſichtspunct, der heutiges Tages wegfällt; denn was jetzt zur bloßen poetiſchen Fiction geworden, das war damals wirklicher Glaube des Volks: und manche Vorſtellungsart

konnte alſo zu jener Zeit einen Einfluß haben, den wir jetzt nicht mehr fürchten dürfen. Allein, auch in Anſehung des Sittlichen ſcheint mir Platon hie und da vor Irrlichtern zu warnen, die bloß in ſeiner Einbildung ſchweben; er ſcheint mir zu oft das Unmoraliſche des Gegenſtandes mit dem Unmoraliſchen der Schilderung zu verwechſeln. — Doch wir wollten ja nicht die Anwendungen der Regel, ſondern nur die Regel beſtimmen; und da wir dieſe bereits gefunden haben, ſo fragt ſich nur noch: wo wir ſie hinſetzen wollen? ob in die Theorie der Dichtkunſt ſelbſt, oder in die Moral?

Die Moral, wie wir wiſſen, richtet ihren Blick nicht bloß auf einige, ſondern auf alle Kräfte unſerer Natur; ſie betrachtet jede in dem Verhältniſſe, worin ſie zur Vollkommenheit unſers ganzen Weſens ſteht, und ſucht ſie alle in diejenige Harmonie zu ſtimmen, von der unſere Glückſeligkeit abhängt. Hingegen die Theorie der Dichtkunſt hat einen weit engern Umfang; denn da die Dichtkunſt ſelbſt nur auf die untern oder äſthetiſchen Kräfte der Seele wirkt, ſo kann auch jene Theorie nur auf dieſe Kräfte Rückſicht nehmen. Der Gegenſtand derſelben iſt die ſinnliche Vollkommenheit oder die Schönheit; alſo bloß dieſe, inſoferne ſie durch die Sprache, die das Medium der Dichtkunſt iſt, erreicht werden kann, iſt der eigentliche Gegenſtand der Poetik. Will dieſe Wiſſenſchaft auf mehr als auf Schönheit, will ſie auf Vollkommenheit dringen, die nicht vor das Anſchauen kommt, nicht für das Empfinden gehört, oder wenn Sie mir dieſes Kunſtwort erlauben wollen, die nicht Phänomen iſt; ſo vergißt ſie ihrer eigentlichen Beſtimmung, und verirrt ſich aus ihren Gränzen.

Es iſt mit dem Poetiſchguten, wie mit dem Poetiſch-

wahren beſchaffen; die Vernunft, die in's Innere und auf die Folgen ſieht, ſchätzt es nach einem ganz andern Maaßſtabe, als die ſinnliche Erkenntniß. Was bekümmert's den Dichter, der bloß für die Einbildungskraft ſchreibt, ob nicht vielleicht der Vernunft, nach einer philoſophiſchen Analyſe der Begriffe, die Dinge ganz anders erſcheinen, als ſie ſich jener malen? Was fragt er nach Widerſprüchen, die es nicht unmittelbar für die ſinnliche Erkenntniß ſind, ſondern erſt durch mühſames Ueberdenken und Entwickeln herausgebracht werden? — Es mag ſeyn, daß jenes goldene Zeitalter, worein ſich der Dichter verſetzt, nicht vorhanden, nicht einmal möglich war; daß ſich bei einer ſo einfachen und bedürfnißfreien Lebensart, in ſo kleinen und eingeſchränkten Geſellſchaften, die Vernunft, die Sitten, die Empfindungen, nicht zu ſo einem Grade verfeinern konnten: was thut das alles dem Dichter, der nur unſre Phantaſie täuſchen, uns nur in einen angenehmen Traum wiegen, uns nur anziehen, rühren, ergötzen wollte? Hat er den Widerſpruch zu verbergen gewußt; iſt er ſeiner Vorausſetzung treu geblieben; hat er dem Irrthum die Geſtalt der Wahrheit gegeben: ſo hat er alles gethan, was die Geſetze ſeiner Kunſt von ihm fordern. Fehler wider die Logik mag er in Menge begangen haben; wider die Dichtkunſt hat er keinen begangen.

Machen Sie die Anwendung, mein Freund, von dem äſthetiſchen Wahren auf das äſthetiſche Gute! Die Dichtkunſt fordert weiter nichts, als daß der Dichter nicht unmittelbar das moraliſche Gefühl beleidige, oder daß er ſich vor dem Gegentheil des ſittlichen Schönen hüte, welches allerdings eine Hauptquelle des dichteriſchen Schönen iſt. Um die innere ſittliche Güte iſt ſie eben ſo unbekümmert, als um die innere lo-

gische Wahrheit. Mag doch die Vernunft gegen die Empfindungen und Leidenschaften streiten, in die uns der Dichter hineinzieht; mag sie doch die Denkungsart, die wir unvermerkt mit ihm annehmen, als schwärmerisch, als leichtsinnig verwerfen; mag sie doch die Charaktere, Gesinnungen, Handlungen, für die er uns einnimmt, die er uns als gut, als liebenswürdig abzubilden weiß, als falsch, als unwürdig tadeln: was geht das alles die Dichtkunst an, die allein auf's Schöne sieht? allein mit der Empfindung zu thun hat? die zufrieden seyn muß, wenn der Mangel der sittlichen Güte des Werks nur nicht Phänomen wird, nur nicht in fühlbare sittliche Häßlichkeit ausartet? Der Dichter hat das Seinige gethan, als Dichter; wer ihn verklagen will, muß sich nicht an den Richterstuhl der Kritik, er muß sich an den höhern Richterstuhl der Moral wenden.

Wenn nun dem so ist, liebster Freund, so kann der Grundsatz, daß der Dichter auf Beförderung der Weisheit und Tugend arbeiten soll, unmöglich in die eigne Theorie der Dichtkunst kommen. Er würde ohne alle Verbindung nicht als Erkenntnißgrund, sondern als bloße unfruchtbare Maxime dastehn; nicht im Werke selbst, etwa in der Einleitung, im Anhang. Ungefähr, wie in der Kriegskunst die nicht weniger wichtige Maxime dastehn würde: daß kein Staat den andern bekriegen soll, als zur Vertheidigung seiner Rechte, und zum Schutz seiner Unterthanen. Der gerechte Krieg wird nicht anders, als wie der ungerechte geführt; alle kriegerischen Evolutionen geschehen hier wie dort, und dort wie hier: und wenn Folard entscheiden soll, so ist immer Cäsar der ungleich größere Held als Pompejus, obgleich jener sein Vaterland umzustürzen, dieser es

aufrecht zu halten ſucht. Eben alſo wird das ſittliche Gedicht nicht anders, als wie das unſittliche geſchrieben; und wenn es bloß auf den Ausſpruch eines kritiſchen Ariſtarch beruht, ſo iſt immer Voltaire der unendlichbeſſere Dichter, als Racine der Sohn iſt.

Wird aber dadurch jenen Maximen nur das Geringſte von ihrer Wahrheit, oder von ihrer Verbindlichkeit entzogen? Ich denke nicht, liebſter Freund. Denn was für die Kriegskunſt kein Grundſatz iſt, das bleibt noch immer einer für den Krieger; was für die Dichtkunſt keiner iſt, das bleibt noch immer einer für den Dichter.

In theoretiſchen Wiſſenſchaften, wo man uns die Dinge kennen lehrt, wie ſie ſind, macht man häufig Abſonderungen der Begriffe, die man in die Wirklichkeit ſelbſt nicht hinübertragen kann, ohne in Irrthümer zu fallen. In praktiſchen Wiſſenſchaften, wo man uns vorſchreibt, was zu thun ſei, macht man ähnliche Abſonderungen; aber in die Wirklichkeit ſelbſt darf man ſie gleich wenig hinübertragen. Die Dichtkunſt ſchreibt freilich nur vor, was der Dichter zu thun hat, inſoferne er nichts iſt als Dichter; aber iſt er denn in der That weiter nichts? Iſt er denn nicht auch Menſch? nicht auch Unterthan Gottes? nicht auch Glied der Geſellſchaft? nicht auch Bürger des Staats? Und inſofern er dies alles iſt; hat er nicht andere Pflichten, die wichtiger und nothwendiger ſind, mit jenen zugleich zu erfüllen? Er kann nie zu ſich ſagen: Ich will jetzt nichts ſeyn als Dichter, unbekümmert um meine andern Verhältniſſe! Wenn er dieſe Verhältniſſe nicht aufheben kann — und wie iſt es ihm möglich, daß er ſie aufhebe? — ſo kann er ſich auch nicht von den Pflichten, die ſie ihm auflegen, frei-

ſprechen. Auch würden wir, ſeine Leſer, dieſe willkürliche Trennung ſeiner ſelbſt, dieſe ſpitzfindige Abſonderung ſeiner Verhältniſſe, zu ahnden wiſſen. Inſofern er Dichter iſt, ſind wir nur ſeine Kunſtrichter; aber wir ſind auch ſeine Sittenrichter, inſofern er Menſch iſt: und wehe ihm, wenn ihm an dem Tadel des Sittenrichters weniger liegt, als an dem Spotte des Kunſtrichters!

So wie ich mich hier erklärt habe, mein Freund, bleibt der Unterſchied, auf den wir am Ende hinauskommen, nur ſehr geringe. In der Sache ſelbſt ſind wir nur wenig uneins; es iſt beinahe das Nehmliche, was wir von einem Ariſtoteles wollen vorgetragen haben: wir ſtreiten nur noch, ob er es lieber in der Poetik vortragen ſoll, oder lieber in der Moral und Politik? Was er gethan hat, wiſſen Sie ſelbſt; und wenn es alſo auf Autoritäten ankommt, ſo habe ich die meinige, ſo gut wie Sie die Ihrige haben. — Doch wenn ſie auch die Gedanken des Philoſophen, von dem Sie in Ihrem Briefe ausgehen, etwas genauer und in ihrem ganzen Zuſammenhange erwägen, ſo werden Sie finden, daß er eher auf meiner Meinung, als auf der Ihrigen iſt, und daß ich ſeine Ideen nicht ſowohl widerlegt, als vielmehr geſammelt und commentirt habe.

Ich bin, u. ſ. w.

Fünf und zwanzigſtes Stück.

Eliſabet Hill.

Frau Eliſabet Hill war eine junge und reiche Witwe zu R*** in Schwaben. — Es hielt ſehr ſchwer, aus ihr klug zu werden; denn die Frau war nie was ſie ſchien, und ohne Unterlaß war ſie anders.

So lange noch in dem Städtchen ein gewiſſer Hofrath lebte, der ein großer Freund von galanten Lectüren war, that ſie vom Morgen bis in den Abend nichts, als Romane leſen. Da der ſtarb, und ein Doctor der Arzeneikunſt hinkam, der viel auf Schmäuſe und Bälle hielt, gab ſie die Bücher auf, und legte ſich auf's Putzen und Tanzen. Endlich, da der Landesherr einen ſehr frommen Superintendenten an den Ort ſetzte, der bis dahin noch keinen gehabt hatte, trug ſie ſich nicht anders als aſchgrau, und hielt geiſtliche Conventikel.

Ueber dieſe plötzliche Veränderung der Frau Hill herrſchten

unter den Gelehrten der Stadt dreierlei Hauptmeinungen. — Der Rector der Schule, der ein schöner Geist und Mitarbeiter an einem gelehrten Journal war, ward am leichtesten fertig; denn er behauptete: die Frau Hill hätte keinen Charakter, und ließe sich von einem Dichter weder im Roman, noch auf dem Theater brauchen.

Der Superintendent und die andern Geistlichen dachten viel weder an Theater, noch an Roman. — Die Frau Hill, sagten sie, war ein Weltkind, das Anfangs durch Lesen verbotner Schriften nur im Stillen sündigte, dann aber auf dem Wege des Verderbens tiefer hineingerieth, und sich öffentlich durch Springen und Tanzen zur Schau stellte. Jetzt, da sie von der Gnade ergriffen worden, hat sie sich aufrichtig bekehrt.

Der Doctor sah auf den Leib und ganz und gar nicht auf die Seele der Frau Hill, weder kritisch, noch theologisch. — Die Frau, sagte er, hat sich Anfangs durch vieles Sitzen beim Lesen, und dann durch vieles Nachtschwärmen auf den Bällen verderbt, und dickes Geblüt erzeugt. Ein paar Aderlässe und im Frühjahr einige Flaschen Selterser sollten ihr gut thun.

Die Herren, wie man sieht, hatten sämmtlich zu einem System geschworen; das will sagen: sie hatten jeder eine gefärbte Brille auf, durch die sie alles auf einerlei Art und nichts recht klar sahen. Gleichwohl, da die übrigen Einwohner sich ihrer Blödsichtigkeit bewußt waren, und in die Brillen der Herren großes Vertrauen setzten, so nahm ein jeder eine dieser Meinungen an, je nachdem er mehr mit diesem oder mit jenem zusammenhing, oder sonst seine Ursachen hatte.

Der Buchbinder, der an der Menge geistlicher Quartanten und Folianten, die er für die Frau Hill zu beschicken hatte,

viel Geld verdiente, war der vortheilhaften Meinung der Geiſtlichkeit, und wünſchte ihr aufrichtig Glück zu ihrer Bekehrung.

Der Schneider, der viel verdient hatte, und nun nichts mehr verdiente, trat der härtern Meinung des Doctors bei, und machte aus einem kleinen Anſatz zur Melancholie eine völlige Narrheit.

Der Schuſter, der etwa noch die Hälfte verdiente, war der gemäßigten Meinung des Rectors, und bedauerte nur, daß ſo eine gute Frau, wie die Frau Hill, ſo veränderlich wäre, und niemals wüßte was ſie recht wollte.

Ein einziger ganz gemeiner Mann in der Stadt, ein Leinwandhändler, der ſein natürlich gutes Geſicht durch keine Brille verderbt, und auch ſonſt mit der Frau Hill nichts zu theilen hatte — denn ſie trug keine Leinwand, als aus Holland, — dieſer war klüger als Alle, und traf glücklich das rechte Fleckchen.

Denn da er einſt Sonntags mit den übrigen Bürgern im Gaſthofe zuſammenkam, und der Buchbinder mit einem andächtigen Seufzer anfing: die Gnade hätte an der Frau Hill ein Großes gethan; da behauptete der Leinwandhändler ihm in's Geſicht, die Gnade hätte an ihr nichts gethan, ganz und gar nichts. Eben ſo widerſprach er dem Schneider, der ſie für wahnſinnig hielt, und dem Schuſter, der ſein altes Klagelied ſang, ſie wüßte nie was ſie wollte.

Die Frau, ſagte er, weiß gar wohl, was ſie will; und wenn Ihr guten Leute nicht alle den Staar hättet, ſo wüßtet Ihr's auch. — Sagt mir doch nur: Als der ſelige Hofrath noch lebte; wer war da der reſpectabelſte Mann hier im Städtchen? Der Hofrath! — Und als der ſtarb und der Doctor

herkam; vor wem nahmen wir da am tiefſten die Hüte ab? Vor dem Doctor! — Und als der Landesherr den Superintendenten herſetzte; wer galt da mehr als der Doctor? Der Superintendent! — Denkt dem Umſtande ein wenig nach, Ihr Leute! Da wird ſich's finden.

Die Bürger lachten, und meinten ſämmtlich: ſo wenig der kleine Leinwandhändler darnach ausſähe, ſo dick hätt' er's hinter den Ohren. Dies freute ihn nun gar ſehr; denn er hatte gern, daß man ihm Recht gab. — Ja, ſetzte er noch mit einem lauten Fauſtſchlag hinzu: laßt den Superintendenten ſterben und keinen and[illegible] kommen! ſo wett' ich Euch Kopf und Kragen, ſie geht wieder zum Doctor.

Das geſchah nun zwar nicht, aber es geſchah etwas anders. Denn der Landesherr, der gar ein gottſeliger Herr war, rief den Superintendenten an den Hof, um ihn zum Beichtvater zu machen, und legte bald darauf in das Städtchen ein Bataillon, das einen gar ſtattlichen Mann zum Major hatte. — Es verging kein Monat, ſo ſpeiſte der Major bei Frau Hill, und Frau Hill beim Major. Nun ward des Majors Gemahlinn von der ganzen Stadt, wegen ihrer feinen Geſtalt und ihres zierlichen Anſtandes, ſehr bewundert, wenn ſie als Amazone zu Pferde ſaß. Frau Hill, die ſich keiner ſchlechtern Geſtalt und keines unedlern Anſtandes bewußt war, hatte flugs ihren Gaul im Stall, und erſchien, in Grün mit Gold, an der Seite der Frau Majorinn, als Amazone.

Die Frau hat keinen Charakter! triumphirte der Rector, als ſie die Claſſe vorbeiritt. — Die Frau iſt aus der Gnade gefallen! ſeufzte ein Geiſtlicher, der von einem Krankenbeſuche zurückkam. — Die Frau hat diät gelebt und macht ſich Bewegung, ſagte

der Doctor, der mit seiner Morgenpfeife in der Thüre stand: sie wird wieder werden!

So fanden die Herren alle drei in ihrem eigenen System einen Schlupfweg, durch den sie sich aus dem Handel zogen; und was sie von ihren Gedanken hätte abbringen sollen, bestätigte sie darin. — Aber der Leinwandhändler traf's wieder besser; denn da ihm Frau Hill vor dem Thor an der Bleiche begegnete, schüttelte er den Kopf und sagte in sich: Sieh! sieh! Was nicht Eitelkeit thut!

* * *

Lacht über mein Geschichtchen, so viel Ihr wollt! Es hat das Verdienst, daß es wahr ist; und wenn Ihr Acht gebt, so werdet Ihr's mannichfaltig anwenden können.

Sechs und zwanzigstes Stück.

Die Wissenschaften.

Eine Allegorie nach dem Platon.

Als die sublunarische Welt noch durch Genien regiert ward, glaubte man, daß die Scham und die Gerechtigkeit, diese Gesandten des höchsten Gottes, allein geschickt wären, die Menschen glücklich zu machen. Nachdem aber Saturn, der letzte von ihnen, sich in den Schooß des großen Alls zurückgezogen hatte, und die Menschen Anführern überlassen blieben, die aus ihrem eigenen Mittel genommen waren; so fingen sie an, ein Raub schlauer und gewaltsamer Unterdrücker zu werden.

Anfangs zwar hielten sich Scham und Gerechtigkeit noch in diesen neuen Staaten auf. Aber allgemach geriethen die Menschenhirten, unter deren Stabe nunmehr die armen Erdensöhne lebten, auf den unglücklichen Wahn, daß sie der beiden Boten des Weltschöpfers entbehren könnten; ja, da dies himmlische Paar bald anfing, ihren Rathschlägen im Wege zu stehen, so sannen sie auf Mittel, wie sie so lästiger Rathgebe-

rinnen loswerden möchten. Sie verriethen kaum diesen Gedanken, als ihre Tafeldiener schon ihre Verwunderung bezeugten, wie man sich so lange Zeit von den alten Spröden habe äffen lassen. Diese gefälligen Senatoren waren schon längst der alten Sitte nicht mehr hold gewesen; und nachdem sie ziemlich früh den Götterkindern ihre eigenen Thüren verschlossen, hatten sie nur auf die Gelegenheit gewartet, sie bei ihren Gebietern verhaßt zu machen, und sobald als möglich vom Hofe und aus dem Lande zu treiben. Es fehlte auch nicht an Beschwerden über die beiden Himmelskinder. Man gab ihnen Schuld, daß sie mit benachbarten Völkern verdächtige Verständnisse unterhielten, die Unterthanen zum Aufruhr geneigt machten, die Hoflustbarkeiten störten; und wenigstens die Berathschlagungen, die in ihrer Abwesenheit so schnell und sanft fortglitten, durch allerhand feige und milzsüchtige Bedenklichkeiten hemmten. — Ihre heimlichen Freunde waren zu schüchtern, und auch schon selbst zu verdächtig, als daß sie sich, ihre Rechtfertigung ganz laut zu führen, hätten unterwinden sollen. Alles was ihnen übrig blieb, um die beiden Himmelskinder noch einigermaßen zu retten, waren einige Vorschläge, ihre Beibehaltung ihren Feinden unschädlich zu machen. Sie meinten, daß man sich gegen alle Besorgnisse sicher stellen würde, wenn man auf sie ein wachsames Auge hätte, sie nur zuweilen zu Rathe zöge, und dem Volke nur dann und wann und in gewissen Angelegenheiten ihren Umgang verstattete. Allein diese Vorschläge wurden unzuverlässig gefunden. Die Gegenpartei wandte ein, man könne sie nicht genug bewachen, und es stünde immer zu fürchten, daß sie sich in verbotene Händel mischen, und dem Volke Ansprüche eingeben möchten, die bedenklich wären. Ihre

Verbannung ward also beschlossen; sie nahmen ihren Flug zu ihrer Heimat, und kehrten zurück zu den Himmlischen.

Nun ging Alles weit besser: die Mächtigen fühlten sich mächtiger, und die Fröhlichen fröhlicher; denn keine Sittenrichter schienen ihre Freiheit fernerhin einzuschränken. — Aber diese Freude währte nicht lange. Der Schwächere fühlte bald den Druck des Mächtigeren; Argliſt ersetzte bald den Mangel der Gewalt, und machte sich mit ihren unsichtbaren Pfeilen fürchterlich. Durch den Untergang des nützlichen Geringen versiegte bald die Quelle des Ueberflusses für den schwelgenden Großen. Liſt gegen Liſt, Gewalt gegen Gewalt, Schwerter gegen Schwerter gekehrt, würden endlich das Geschlecht der Menschen zu Grunde gerichtet haben, wenn nicht Jupiter sich ihrer erbarmet hätte. Geh! redete er seine weise Tochter Minerva an: und nimm aus meinem unzugänglichen Vorrathshause Verstand und Weisheit für diese Unglücklichen. Sie können anders nicht mehr erhalten werden, als wenn ich ihnen diesen Schatz öffne. Prometheus hat in der Eile nur so viel entwenden können, als genug war um die Menschen verschlagen zu machen; jetzt sind die Scham und die Gerechtigkeit, die ich ihnen zur Hülfe sandte, zum Himmel zurückgekehrt: und wenn du ihnen nicht Weisheit bringst, sind sie verloren.

Minerva, dem Befehl des Vaters der Götter und der Menschen gehorsam, schickte sich an, sich mit dem Lichte der Weisheit auf die Erde herabzulassen, und den Sterblichen die göttlichen Gaben der Wissenschaften auszutheilen. Ihrer ernsten Hoheit sich bewußt, und mit der Schwachheit der Sterblichen bekannt, sandte sie ihre jugendlicheren Schwestern, die

Muſen, voran, um ſich durch die anmuthigen und abſichtloſen Spiele dieſer Unſchuldigen den Zugang zu bereiten. Dieſes Mittel gelang ihr. Zwar trieben einige Muſen ihre Gefälligkeit zu weit, und wurden Buhlerinnen der Mächtigen. Aber die Uebrigen, die ihre himmliſche Unſchuld behielten, hauchten doch ſpielend manchen Funken der Weisheit in die Buſen der Menſchen. Allgemach lebte in ihnen der ätheriſche Theil wieder auf, wodurch ſie mit den Himmliſchen verwandt ſind, und ſie begannen nach den Gaben der Minerva dankbare Hände auszuſtrecken. Nunmehr lernten ſie: daß Schwelgerei Thorheit, und Verheerung Unſinn ſei; daß die Menſchen Ein Geſchlecht ausmachen, und daß aus dem Wohl der Einzelnen das Wohl des Ganzen entſpringe. Seitdem hofft man: je mehr ſie von den Funken des heiligen Lichtes auffangen werden, deſto mehr werden ſie ſich mit Scham und Gerechtigkeit wieder ausſöhnen; und dann wird die Seligkeit des Saturniſchen Zeitalters auf die Erde zurückkehren.

J. A. Eberhard.

Sieben und zwanzigſtes Stück.

Das Zaubermahl.

Im Queens-College zu Orford ſaß ein Fellow, Richard Blount mit Namen, beide Arme über einen Tiſch gebreitet, der mit Kosmogonieen, älteſten Völkergeſchichten, ägyptiſchen Weisheitſyſtemen bedeckt war, und las, in einer ſüßen Stunde der Erholung, das Buch eines Londoner Schwärmers über den dritten Himmel. — Er war aus der Hülle ſeines irdiſchen Körpers rein heraus in einen ätheriſchen gefahren, ſchoß mit der Geſchwindigkeit eines Lichtſtrahls von Planeten zu Planeten umher, trümmerte bald eine Welt in ein wüſtes ſchreckliches Chaos zuſammen, bald erbaute er ſie wieder mit unausſprechlicher Weisheit, und nahm dann über ſein Werk, mit inniger Wolluſt, die Lobſprüche der Himmliſchen an, die ſich mit ihm auf eine unerklärbare Art, nicht durch Worte, ſondern vermittelſt deutlich abgeänderter Gerüche, beſprachen.

Mitten in dieſem Entzücken trat ſein Mitfellow Mowbray

zu ihm herein: ein Mann von eingeſchränkter Sphäre, der immer mit allen ſeinen Ideen bei ſeiner jetzigen wirklichen Lage zu Hauſe war, und der von der Natur weiter nichts erhalten hatte, als ein wenig geſunde Vernunft, und ein wenig leichtfertigen Witz. — Hätte ihn Blount durch einen Wunderglauben, den er nicht hatte, bis in den äußerſten Fixſtern verbannen können: ich wüßte nicht, was er gethan haben möchte; ſo aber empfing er ihn mit einem leiſen Willkommen, und einer Miene, als ob er Kopfſchmerz hätte.

Mowbray eilte zum Tiſch, warf hier ein paar Urkunden des Menſchengeſchlechts, dort ein paar Theorieen der Erde bei Seite, und machte ſich Platz für den Cornelius a Lapide über den Jeſaias. — Freund! fing er dann an, da hat ſich in dieſen trocknen Commentar eine Geſchichte verirrt: eine Geſchichte, die ſo ganz für Sie gemacht, ſo vollkommen Ihres Geſchmacks iſt, daß ich unmöglich umhin konnte, ſie Ihnen mitzutheilen. — Werfen Sie da Ihre Lectüre nur aus der Hand; denn Sie mögen nun ſo beſchäftigt und ſo verdrießlich thun, als Sie wollen: — Sie müſſen mich anhören.

Wenn ich muß, ſagte Blount, nun ſo muß ich; aber wahrlich, ich bin begieriger auf das Ende, als auf den Anfang. — Was betrifft Ihre Geſchichte?

Einen Schmaus, lieber Blount; aber einen der größten und prächtigſten, die in Europa erhört worden. — Ein ganz gemeiner holländiſcher Edelmann gab ihn, und gab ihn, was das Sonderbarſte iſt, ohne dazu das Geringſte weder in der Küche, noch im Keller, noch im Beutel zu haben. — Die Gäſte waren alle die vornehmſten Familien aus der Gegend. Denn es waren da, außer dem Gouverneur von Utrecht, der eben der

Gewährsmann unſers Cornelius iſt, und außer den Häuptern der Stadt, und außer dem ganzen umliegenden Adel —

Gott ſei bei uns! ſchrie Blount: Sie wollen, glaub' ich, bis in die Nacht erzählen; Sie wollen mich zu Tode erzählen. Wenn Sie mit den Gäſten fertig ſind, ſo kommen ſie ganz gewiß zu den Gerichten.

Der Gerichte, Freund, war eine unbeſchreibliche Menge. Denn, daß ich der vornehmſten aus unſern Gegenden nicht erwähne, der Faſanen, der Ortolanen, der friſch von den Klippen gebrochenen Auſtern; ſo waren da indianiſche Vogelneſter, eben erſt ausgenommen, Schildkröten, gebraten, gekocht und geröſtet, chineſiſche Aſſaße, von was für Art Sie nur wollten; und Piſange, Blount! — Piſange! — Er küßte die Spitzen ſeiner Finger, und betheuerte, daß er den ganzen Mund voll Waſſer hätte.

Blount wollte vom Stuhl herunter. Ehe Sie mit allen den Gäſten fertig werden, und allen den Gerichten, ſchrie er, und allen den Weinen —

Ja die Weine, Blount; — beim Himmel! die hätt' ich vergeſſen können. Sie erinnern mich noch. — Er zog den ungeduldigen, ſchon in die Höhe ſpringenden Fellow ganz ſanft wieder auf ſeinen Sitz nieder. — Die Weine, können Sie Sich vorſtellen, waren vortrefflich. Oben ſtand das Büfet über und über voll Capweins, Madera, Weins aus Georgien, aus Cypern, feiner Liqueure; und d'runter herum ſtanden in einem großen großen Cirkel noch ſo viel ſpaniſche, deutſche, franzöſiſche, portugieſiſche, ungariſche, italiäniſche Weine —

Aber was wird's denn nun endlich? Was kommt denn nun aus dem allen heraus? —

Was Sie Sich vorſtellen können: daß die Gäſte ſich's ganz vortrefflich ſchmecken laſſen, und eſſen und trinken, wie die Epikuräer.

Und das iſt's Alles? —

Das iſt der Anfang, mein guter Blount. Denn nun die Gäſte ſatt ſind, ſtehen ſie auf, murmeln gegen den Wirth ein paar Worte zum Abſchied, und gehen ihrer Wege.

Daß Sie mit ihnen gingen! Sie haben's ausdrücklich darauf angelegt, mich zu ärgern.

Nicht doch! nicht doch! Ich komme jetzt eben zur Sache. — Der Eine, der zu Fuße wandert, bekommt auf freier Straße den Schwindel, und die Vorübergehenden ſchleppen ihn fort; ein Andrer, der in der Sänfte ſitzt, fällt mit dem Kopf in die Scheiben, und zerſchlägt ſich das ganze Geſicht; ein Dritter, der ſich fahren läßt, ſinkt vom Sitz auf den Boden, und wird ſinnlos aus der Kutſche gehoben. — Kurz, die ſämmtlichen Gäſte liegen in Ohnmacht; und die Aerzte der Stadt rennen, wie wahnſinnig, mit den Köpfen gegen einander, um ſie wieder zu ſich zu bringen. — Was meinen Sie nun aber, was an dieſem Unglücke Schuld war?

Ich kann's ja denken! Die feinen Liqueure.

Auch! Aber doch die nicht allein. — Die Gerichte hatten ſämmtlich aus Schaum, die Getränke ſämmtlich aus Luft beſtanden; die Zunge hatte zwar viel zu ſchmecken, aber der Magen nichts zu verdauen bekommen. — Doch dies allein hätt's ihm noch nicht gethan; aber der verſchluckte Wind war auch ein ſo hämiſcher giftiger Wind, daß er das Bischen Nahrungsſaft, das etwa von vorigen Mahlzeiten noch übrig war, bis auf den Schlick aus den Gedärmen mit wegnahm. — Durch ſtrenge

Diät kam indeſſen noch mancher wieder zu ſich; aber auch mancher, der ſich zu unmäßig mit Wind überfüllt hatte, mußte an der Auszehrung ſterben. — Und was meinen Sie nun wohl, wer dies Kunſtſtückchen gemacht hatte?

Vermuthlich doch Ihr Cornelius, oder Sie Selbſt! Wer denn ſonſt? —

Allzuviel Ehre für uns! Das hatte ein ganz ausnehmendes Genie gethan; ein Weſen von unvergleichlich viel Thatkraft. Sie können's errathen. — Aus leidigem Hochmuth wollte unſer Edelmann auch einmal ſchmauſen; Küche und Keller, wie geſagt, waren leer, und der Beutel dazu: was blieb ihm alſo übrig, als einen Bund mit dem Böſen zu machen?

Aber nun bitt' ich Sie, ſagte Blount, indem er die flachgefalteten Hände gegen die Erde, und die Augen gen Himmel kehrte: auf was verfallen Sie noch? Kann ein Mann von Vernunft an einem ſo abgeſchmackten, armſeligen Mährchen Vergnügen finden? —

Mowbray, ohne zu antworten, riß von den Büchern, die auf dem Tiſche lagen, eins nach dem andern zu ſich, und las: Von der Entſtehung des Weltgebäudes; Betrachtungen über die Freuden des dritten Himmels; Aegyptiſche — Hier ſprang er auf, als ob ihm ein plötzliches Schrecken durch alle Glieder führe, und riß den armen unwilligen Fellow mit ſich, der, was er noch nie gethan hatte, ihn fortwies.

Wie! ſagte Mowbray: Sie ſchelten mein Mährchen abgeſchmackt, und ſitzen da offenbar an einer Tafel, die niemand anders als unſer Genie kann gedeckt haben? Iſt's denn nicht lauter Luft-, lauter Schaumgericht, was Sie da haben? Iſt's denn nicht lauter Zauber- und Gaukelwerk, wenn da ein Em-

bryo, mit ſeinen freilich ſchon vorhandenen, aber noch unentwickelten Sinnen, die ganze Geſchichte des Lebens ausſpäht? oder wenn ein ſtolzer Geweihter, dem deutliches Wiſſen ein Abſcheu iſt, mit keckem Fuß des Genies eine Hieroglyphe zerſtampft, daß der ſüße Kern aller Erkenntniß hervorſpringt? oder wenn gar ein Dritter, der mir den Schöpfer ſpielt —

Aber Blount ſaß ſtöckiſch im Winkel, als ob kein Mowbray mehr bei ihm wäre, und las Betrachtungen über den dritten Himmel. Es war die Stelle von der Wolluſt der Seligen, wenn ſie, hoch vom Sirius herab, die Organiſation einer irdiſchen Milbe betrachten.

Gut, gut! ſagte Mowbray: Sie wollen, ſeh' ich, allein ſeyn, und ich will Sie denn laſſen. Es ſchmeckt Ihnen, wie ich merke, vortrefflich; aber! aber! — Er ſah ihn nachdenklich an, und erhob einen warnenden Finger. — Nehmen Sie Sich vor dem Hunger in Acht! Nehmen Sie Sich vor der Auszehrung in Acht! Der Unglaube, Freund, iſt die Auszehrung der Seele; und der Wind, den Sie da in Sich ſchlucken, nimmt in der Stunde der Verdauung auch das Vorhandene mit ſich. Gewiß wären Sie nicht der erſte, der aus einem begeiſterten Schwärmer ein entſchloßner Freigeiſt geworden.

Acht und zwanzigſtes Stück.

Ueber den Tod.

Zwei Unterredungen.

Nicht weit von Beſançon lebte auf einem kleinen Landgute ein alter wackerer Brigadier, das wahre Muſter eines liebenswürdigen Greiſes. Sein Name war Merville, und er hatte ſchon über ſiebzig Jahre. Da er in ſeiner Jugend unter den Armeen Ludwigs des Vierzehnten diente, träumte er auch den Traum des franzöſiſchen Adels, daß für die Ehre des Königs und für die Wohlfahrt des Vaterlands ſterben, Eins ſei; aber kaum war er durch ſeinen Heldenmuth bis zum Range eines Brigadiers geſtiegen, als er plötzlich zu ſeinem Schrecken inne ward, daß er nichts als ein Werkzeug zur Unterdrückung der Nation wäre. Von dieſem Augenblick an ſuchte er unter dem Vorwande der Untüchtigkeit ſeinen Abſchied, ſchlug das Gnadengehalt aus, das ihm der König zur Vergeltung ſeiner Tapferkeit anbot, und ſchämte ſich ſeiner Wunden, wie man ſich der Thorheiten ſeiner Jugend ſchämt. Er baute nun ſelbſt das

kleine Erbgut ſeiner Familie, und widmete alle die Stunden, die ihm die Sorge für ſein Hausweſen frei ließ, der Philoſophie und den Muſen. Da ihm ſein Vermögen keinen großen Aufwand erlaubte, ſo hielt er nur wenig Umgang; er hatte nie über zwei bis drei, aber auserleſene, Freunde. Unter dieſen war in ſeinen letzten Jahren ein Mitglied des Parlements von Beſançon, Namens Chevreau, ein Mann, den er vorzüglich liebte, und der es vorzüglich werth war.

Chevreau war einer der Menſchen, die von der Natur die beneidenswürdigſte Anlage zu allem erhalten haben, was edel und gut iſt. Er hatte nichts von dem Flatterhaften, das man den Jünglingen ſeiner Nation zum Vorwurf macht; er war mehr feurig als hitzig, mehr nachſinnend als fröhlich, mehr gut als weich; er nahm nicht leicht Eindrücke an, aber die er einmal annahm, gingen tief und hafteten lange. Er war immer das, was er war, von ſeiner ganzen Seele. Und da ihm das größte Glück widerfahren war, wofür ein Menſch der Vorſehung nur danken kann, von edlen Eltern erzeugt zu ſeyn und eine edle Erziehung zu finden, ſo war er mit dieſen Eigenſchaften ſeines Charakters ein Mann von unerſchütterter Rechtſchaffenheit, ein unbeweglichſtandhafter Patriot, und der ganzen innigſten Freundſchaft eines Merville würdig geworden.

Er hatte nur einmal geliebt, aber, wie es von ſeinem Geſchmack zu erwarten war, das ſchönſte und geiſtreichſte Frauenzimmer von Beſançon. Sie hieß Thereſe, und war die Tochter des Präſidenten von eben dem Gerichtsſtuhle, wobei nachher Chevreau Beiſitzer ward. Die Hinderniſſe, die ſich ſeiner Verbindung mit ihr ganze Jahre hindurch entgegenſetzten, ſchienen unüberwindlich; aber was in ſchlaffern Seelen die Liebe

unterdrückt haben würde, gründete ſie in der ſeinigen deſto feſter. Thereſe ſelbſt war ſeit dem erſten Augenblick ihrer nähern Bekanntſchaft für ihn entſchieden; nur war ſie zum Unglücke reich, und ihre Eltern hofften eine Million Livres mit einer andern, oder wenn das nicht wäre, mit dem höchſten Range im Königreiche zu verbinden. Sie ſtand wegen ihrer Liebe zu Chevreau unſägliche Bedrückungen aus; aber ſie erklärte ſich ſtandhaft, daß keine Ueberredung und keine Gewalt in der Welt ſie bewegen ſollte, anders als zwiſchen Chevreau und einem Kloſter zu wählen. Da ihre Eltern durch dieſe feſte Beharrlichkeit gezwungen waren, mehrere der vornehmſten Bewerber zurückzuweiſen, und da noch überdies das Beiſpiel einer entfernten Verwandtinn dazu kam, die kaum einige Monate Marquiſinn war, als ſie ſchon ihr Vermögen auf den Toiletten der Maitreſſen und vor den Buſen der Operiſtinnen ſchimmern ſah, ſo bewegte dieſes die Eltern der Thereſe, daß ſie endlich dem Chevreau den Zutritt verſtatteten und ihre Einwilligung zu der Heirath gaben. Beide Liebende, die ſich die Güte ihrer Seelen durch ihre Standhaftigkeit in der Prüfung ſo ſehr bewieſen hatten, empfanden nun in dem Entzücken ihrer Umarmungen, was Unglück werth iſt.

Thereſe ward ſchwanger, und Chevreau's Einbildungskraft hatte ſich nun ſchon mehrere Monate mit nichts als dem ſüßen Gedanken beſchäftigt, wie unendlich ſein Glück durch den Beſitz eines Kindes würde vermehrt werden, als endlich der ſo ängſtlich und doch ſo ungeduldig erwartete Augenblick erſchien, wo Thereſe entbunden ward. Seine Freude war unbeſchreiblich; aber es war die ernſte wehmüthige Freude des gefühlvollſten Menſchen, der mit ſeinem Glücke zugleich die ganze Größe ſeiner Pflichten empfand,

und in seinem Innersten schwur, daß sie ihm heilig seyn sollten. Theresen's Entbindung war glücklich gewesen; aber nachherige Zufälle, die sich von Tage zu Tage verschlimmerten, machten bald für ihr Leben fürchten. Chevreau kam in aller der Zeit, die ihm nur immer seine nothwendigsten Geschäfte übrig ließen, keinen Augenblick von ihrem Lager, und war Zeuge aller der unaussprechlichen Leiden, womit ihr so junges Leben dem Tode entgegenkämpfte. Endlich erlag die Natur; sie erzwang noch auf ihren bleichen Wangen ein trauriges Lächeln, führte mit ihren zitternden, schon ersterbenden Händen Chevreau's Hand an ihr Herz, und stammelte mit ihrem letzten Odem die Worte: Vergiß unsrer Liebe nicht, Chevreau!

Wenn je das Wort eines Sterbenden ein treues Gedächtniß fand, so war es dieses Wort der Therese. — Chevreau besorgte alles, was zu ihrem Begräbniß gehörte, mit der ruhigsten Gleichmüthigkeit; er betrachtete Stunden lang ihren Leichnam, ohne daß ihm nur eine Thräne entfiel: und dann ging er allein, und machte sich Vorwürfe, daß er so fühllos wäre. Erst den Tag nach der Versenkung ihres Leichnams, da er an einem Orte, wo er sich nichts vermuthend war, eine Perlenschnur fand, die er einst Theresen zu ihrem Geburtstage schenkte, erwachte gleichsam sein Herz aus dem bisherigen Todesschlaf aller Empfindungen; er fiel hin, und vergoß einen Strom von Thränen. Der Anblick des Kindes, das die unschuldige Ursache ihres Todes war, riß ihm seine Wunde täglich von neuem auf, und war doch das einzige Labsal für seinen Schmerz. Es trug schon die sanften und liebenswürdigen Züge Theresen's, die sich auf seinem zarten Gesichte immer mehr zu entwickeln schienen. Chevreau betrachtete es nie ohne die tiefste Rührung,

worin sich der herbste Schmerz mit der süßesten Wollust vereinigte; er liebte es mit einer doppelten Liebe.

In einigen Jahren war der kleine Charlot (denn so hieß der Knabe) das angenehmste Kind von der Welt, und der Neid aller Mütter von Besançon. Die Schönheit seiner kindlichen Bildung ward noch unendlich durch die offne Fröhlichkeit vermehrt, die aus allen seinen Gesichtszügen hervorsah. Chevreau wandte an seine Bildung allen möglichen Fleiß, und genoß der Wollust, die gewöhnlichen vornehmen Vätern so fremd ist, daß er selbst den Fortgang seines Kindes von einer Stufe der Vollkommenheit zur andern bemerkte. Eben fing jetzt Charlot an, die kleinen Ideen und Begierden seiner unschuldigen Seele etwas freier zu entwickeln, und zeigte schon die schönste Morgenröthe eines künftigen heitern Verstandes und edelmüthigen Herzens; als er von den Blattern, diesen großen Verwüstern des menschlichen Geschlechts, befallen ward, und nach unaussprechlich viel Angst und Schmerzen dahinstarb. Chevreau war von der ganzen Krankheit und dem Tode des kleinen Unschuldigen, der ihn so oft mit ausgestreckten Händen um Hülfe anflehte, die er nicht geben konnte, eben so Zeuge, wie er's von der Krankheit und dem Tode Theresen's gewesen war.

Dieser zweite Streich war für Chevreau schrecklicher, als der erste, dessen ganzen Schmerz er wieder erneuerte. Da er nun die beiden Wesen verloren hatte, die seinem Herzen das Theuerste waren, so war ihm fernerhin nichts mehr theuer; auch seine Freunde nicht, auch er selbst nicht. Denn der Mensch, der einmal unglücklich genug ist, daß er nichts mehr außer sich liebt, der kann auch sich selbst nicht mehr lieben. Alle das Feuer seines Charakters, das sich sonst gegen Theresen und

Charlot, diese vornehmsten Gegenstände seiner Liebe, gewandt hatte, trat nun in sein Innerstes zurück, und brütete über jenen finstern Betrachtungen, womit sich der Mensch an der Vorsehung gleichsam zu rächen sucht, wenn er sich Unrecht gethan glaubt. Bei seinem festen Trübsinne hatte er Einbildungskraft und Scharfsinn genug, um bald die Welt um sich her zu einem Schauplatze des Elendes auszubilden; und so lebte er nun in Gottes Schöpfung mit eben dem Herzen, womit ein freidenkender Menschenfreund in den Staaten eines Despoten lebt.

Die einzige Stimme, die noch einigermaßen an sein Herz drang, war Mervillen's Stimme. Der ehrwürdige Greis erkannte sehr bald aus Chevreau's Reden seinen ganzen Zustand; aber er schonte seiner, und brachte mit Fleiß die Rede nie auf den Verlust, den sein Freund erlitten hatte. Er that nichts, als daß er bald diesen, bald jenen Versuch machte, seine erstorbene Empfindlichkeit für irgend einen andern Gegenstand zu reizen, und wie von ungefähr Ideen hinzustreuen, die eine heilsame Revolution bei ihm bewirken könnten. Endlich, da Chevreau immer finsterer und immer trüber ward, hielt Merville seine Schonung für Grausamkeit; er beschloß, die Wunden seines Freundes zu reinigen und zu heilen, bevor sich das Gift ihres Eiters in die innersten Gefäße des Lebens schliche und seiner Ruhe den Tod brächte. Die Gelegenheit bot sich dar, als einst Chevreau, mehr aus Höflichkeit, um seine öftern Besuche zu erwiedern, als aus Antrieb des Herzens, auf seinem Landgute einsprach.

Es ist etwas in Ihrer Seele nicht recht, sagte der Greis, indem er beide Hände voll der zärtlichsten Freundlichkeit auf seine Schultern legte; und Sie thun übel, Chevreau, daß Sie

Sich ſo ganz in Sich Selbſt verſchließen. Oeffnen Sie Ihr Herz einem Freunde; und wenn ich's durch die aufrichtigſte Liebe gegen Sie werth bin, öffnen Sie's mir! — Sie nannten mich ſo oft Ihren Vater; und ich habe ja auch in der Welt gelebt, und bin unglücklich geweſen.

Sind Sie? antwortete Chevreau, mit dem Ton eines Menſchen, dem ſein eignes Unglück zu ſchwer fällt, als daß es ihm für fremdes Gefühl ließe.

Ich habe meine Gattinn und meine Kinder ſterben ſehen; und was nur je ein menſchliches Herz empfand, das hat auch meines empfunden. Ich weiß, was das heißt, mit einem einzigen Streiche alle ſeine innigſten Bande zerriſſen, alle die liebſten Hoffnungen ſeiner Seele vernichtet zu ſehen. Und dennoch, Chevreau — dennoch war eine andre Zeit meines Lebens noch ſchrecklicher, wo Freunde an mir Verräther wurden, die mein ganzes Vertrauen hatten. Ich verzweifelte an der menſchlichen Natur, an der Tugend. Ich glaubte, unter den Weſen, die mir ähnlich ſahen, wie unter Raſenden oder Verbrechern zu leben; und nur ein Mann, wie Sie, kann mich faſſen, wenn ich ihm ſage, daß ich elend war. — O mein Freund! Wenn Sie dieſen ſchrecklichen Zuſtand, wie ich, aus Empfindung kennten! —

Und wie, wenn ich einen noch ſchrecklichern kennte? — Der menſchlichen Geſellſchaft entflieht man, denn es giebt ja Einöden und Wüſten; aber Merville — — Er ſchwieg, und ſah mit einem Seufzer gen Himmel.

Aber, Chevreau? —

Warum ſoll ich das ſagen, was ſchon Elend genug iſt zu denken? — Er ſchwieg noch einmal, und ſetzte dann mit einer

Erſchütterung der Seele hinzu, die ſich ſeinem ganzen Körper mittheilte: Wie entflieht man vor Gott? — In eben dem Augenblick ſtand er auf, und nahm den Weg nach dem Garten, um ſich von einer Unterredung, die ihm zu peinlich ward, loszureißen. Der Greis folgte ihm auf dem Fuße.

Sie ſind in meinen Händen, und Sie ſollen mir nicht entrinnen, Chevreau. — Kommen Sie und öffnen Sie mir ganz Ihre Seele! Reden Sie mit mir, wie Sie mit Ihren eigenen Gedanken reden! — Sie ſind unzufrieden mit Gott?

Entſetzlich, wenn ich es wäre, Merville!

Und noch entſetzlicher, wenn Sie Recht hätten! — Aber nein, Chevreau! — indem er einen feſten und zuverſichtlichen Ton nahm — Sie ſind's nicht; denn Sie können's nicht ſeyn. Unzufrieden mit Gott, hieße unzufrieden mit allem ſeyn, was vollkommen und gut iſt; und wie kann das eine denkende Seele? — Verſtehen Sie Sich Selbſt, liebſter Freund! Sie ſind nur unzufrieden mit Ihrer Vorſtellung von Gott. Und nun ſehen Sie, wie viel Sie durch dieſe einzige Berichtigung ſchon gewinnen! — Läge die Urſache in Gott, in dieſem unendlich über Sie erhabenen, allmächtigen Weſen: wie wollten Sie helfen, Chevreau? wie die Einrichtung der Welt ändern, oder die Gewalt des Stromes hemmen, der Sie unwiderſtehlich mit fortreißt? — Liegt aber die Urſache bloß in Ihrer Vorſtellung von Gott: nun wohlan! da iſt Hülfe. — Laſſen Sie uns die irrige Vorſtellung ändern, und ſtatt des falſchen Geſichtspunctes den wahren ſuchen!

Sie waren in die Mitte des Gartens gekommen, wo die Anhöhe, auf der das Haus des Merville lag, einen jähen Abſchuß in's Thal machte. Hier zog der Greis ſeinen Freund,

unter dem Schatten breiter Kaſtanienbäume, auf eine Raſenbank nieder, hielt die Hand gegen die entzückendſchöne Gegend ausgeſtreckt, die, ſo weit nur das Auge trug, mit Heerden und Aernten und Weinbeerhügeln bedeckt war, und ſagte dann mit dem zuverſichtlichen Tone der Ueberzeugung: Klagen Sie die Vorſehung an, und ich will ſie rechtfertigen!

Wie, Merville? Soll ſich der Wurm gegen den Unendlichen, das Geſchöpf eines Tages gegen den ewigen Schöpfer empören? — O laſſen Sie mich anbeten und ſchweigen! Gott iſt da, wo ich rede.

Er iſt auch da, wo Sie denken, Chevreau.

Und wenn ich nun rede? — Können Sie alle die Zweifel löſen, alle die Unruhen, die Einwürfe heben — —

Alle, mein Freund? — Ich ſteh' am Rande des Grabes, und die Stunden, die mir noch übrig ſind, möchten nicht zureichen. Wann iſt der Witz des Menſchen erfinderiſcher, oder wann iſt ſeine Zunge beredter geweſen, als wenn es darauf ankam, ſeinen Gott zu richten? — Aber wenn irgend ein vorzüglicher Kummer, irgend ein einzelner Zweifel Sie ängſtigt — —

Nun dann, Merville! Sie öffnen, auch wider Willen, mein Herz; ich will reden. — Glauben Sie mir! Nicht der Tod der Meinigen iſt das, was mich noch unglücklich macht: ſie ſind dahin, und ich habe meinen Schmerz überwunden. — Aber ausgegangen bin ich von dem Gedanken ihres Todes, und habe einen Blick auf die Menſchheit, einen Blick auf die Natur geworfen. — O liebſter Freund! Um ruhig zu ſeyn, muß der Menſch nicht denken; er muß nur träumen. Es iſt nirgend Ruhe für ihn, als in der Vergeſſenheit ſeines Elends. — — Ich gehe jedem Leben nach, jeder Kraft, die ſich in der

Natur regt: und ſie hört auf in Zerſtörung; ich merke auf jeden Jubel, jedes Gelächter der Freude: und es wird zur Stimme der Wehklage; ich ſehe auf jedes Lächeln, jede Miene der Wolluſt: und indem ich ſehe, wird ſie Zuckung der Todesangſt. — Alles, alles in der Natur iſt nur angelegt auf Verderben, Zerſtörung, Vernichtung. Der Engel der Schöpfung geht nur voran, und erweckt Leben, damit der Engel des Todes, der hinter ihm drein geht, zu würgen finde. Hoffnungen von Glückſeligkeit, die ſtets tief in der Zukunft iſt, machen uns das Leben nur ſchätzbar, damit der Schauder vor der Vernichtung uns deſto ſchrecklicher faſſe. — Und wenn ich nun den ganzen namenloſen Jammer betrachte, das bange Händeringen aller Sterbenden, Verlaßnen, Verwaiſten; wenn ich zu jeder Spanne Land ſage, auf die mein Fuß tritt: du biſt Grabſtätte von Tauſenden, die ſich krümmten, zu leben rangen, und ſtarben! zu jedem Staube ſage, der vor mir auffliegt: du warſt Nerve eines empfindenden Weſens, und erzitterteſt vor dem Tode! wenn ich in der Natur lebe, wie in einem weiten allgemeinen Behältniß von Leichnamen und Todtengebeinen: wie können Sie wollen, daß ich noch Freude habe? noch lächle? — Ich habe an meinen edelſten Begriffen gelitten; ich vermiſſe in mir den allbelebenden Gedanken einer unendlichen Güte, und nichts iſt mir übrig geblieben, als die ſchreckende Idee einer Allmacht. — Sie ſtreckten Ihre Hand, Merville, gegen dieſe blühenden Thäler aus, als ob ihr Anblick ſchon Widerlegung wäre; aber auch dieſe Schönheit, dies Leben, das ſich hier regt: — aus Verweſung iſt es hervorgegangen, und in Verweſung wird es zurückſinken. — Für mich iſt nun keine Freude, kein Reiz mehr in der Natur.

Wie unglücklich ſind Sie! — Aber warum war denn vormals dieſe Natur, die Ihnen jetzt ſo öde ſcheint, der Gegenſtand ihres Entzückens? — Erinnern Sie Sich, wie Sie einſt hier an der Seite Ihrer Thereſe ſaßen? Wie Sie da nichts als Leben, nichts als Wonne und Herrlichkeit vor ſich ſahen? wie da alle Bilder des Todes, alle Gedanken von Elend, aus Ihrer Seele verbannt waren?

Ich erinnere mich's, Merville. Es waren die Tage meiner Glückſeligkeit, dieſe ſo ſchnell vorübergeeilten Tage. — Eine Phantaſie, zu lauter Freude geſtimmt; — o, wie leicht kann ſich die aus einer Wüſte ein Elyſium ſchaffen!

Kann das wirklich die Phantaſie? — Nun, dann kann ſie mehr, dieſe Zauberinn; dann kann ſie mit eben der Wunderkraft auch aus einem Elyſium eine Wüſte ſchaffen. — Wollen Sie ihrer Eingebung trauen? Wollen Sie einer Führerinn folgen, die immer in der Richtung fortgeht, welche ihr der Anſtoß unſerer Empfindungen gab, und ſich dann, mit ihrem einſeitigen Fluge, ſo weit von der Wahrheit verirrt? — Mäßigen Sie durch Vernunft dieſe Ausſchweifungen! Werfen Sie, nach jenen parteiiſchen, noch einen dritten unparteiiſchen Blick auf die Schöpfung: und Ihr Herz wird wieder zur Ruhe kommen; Ihr finſterer Kummer wird ſanfte Schwermuth; Ihr Widerſtreben gegen ein feindſeliges Schickſal ruhige Ergebung in den Willen des Allgütigen werden. — — Sollt' ich läugnen, daß Elend in der Natur iſt? Sollt' ich läugnen, daß der Gedanke des Todes fürchterlich ſei? Ich würde meinem innerſten Gefühl widerſprechen. Ich fühle das Loos meiner Endlichkeit, wie ein andrer, und der Schauder des Todes verſchont mich nicht, ſo wenig als der Engel des Todes. Oft vielleicht er-

greift er den ſchwachen furchtſamen Greis noch gewaltiger als den Jüngling. — Aber wollten nun auch Sie läugnen, daß das Leben Freuden hat? überſchwängliche Freuden? Sie, der Sie ihrer Selbſt aus der wohlthätigen Hand des Schöpfers erhielten: wollten Sie undankbar ſeyn, und es läugnen?

Nein, Merville! Nein, ich will es nicht läugnen.

Und es hat alſo ſeine Freuden?

Seine kurzen, ſeine geträumten Freuden.

Wie ungerecht, Chevreau! Sind ſie kürzer, ſind ſie geträumter, als unſer Elend? — War die Thräne der Wolluſt, die hier in Ihren Augen ſchimmerte, als Sie Sich an Thereſen's Seite und glücklich ſahen; war ſie weniger wirklich, als dieſe Thräne der Wehmuth, die jetzt in eben dieſen Augen zittert? Oder wird nicht bald auch dieſe Thräne verſiegen? — Das Daſein *hat* ſeine Freuden, ſeine wirklichen, mannichfaltigen Freuden; und worauf wird es nun ankommen, als auf die Frage: ob die Freude, des Elends; ob das Leben, des Todes werth ſei? — Wenn Sie das jetzt nicht finden, mein Freund —

Wie *kann* ich es finden? — Das Elend des Menſchen liegt vor mir da, in ſeiner ganzen unendlichen Größe, in ſeiner ganzen namenloſen Mannichfaltigkeit: aber Gott! wie wenig hat er der Freuden! — Und die er noch hat, wie geringe ſind ſie! wie unvollkommen!

So denkt der Menſch in der Stunde des Unmuths, des Kummers! — Ich könnte ſagen, daß vielleicht das Leben von Tauſenden unendlich glücklicher iſt, als das Ihrige; aber nein! ich bleibe bei Ihrem eignen Leben. — Sie glauben alſo, Sie hatten der Freuden ſo wenig?

Wie darf ich glauben, wovon ich gewiß bin?

Sie betrügen Sich, Chevreau.

Das heißt, meine Empfindung betrügt mich. — Und welcher andere Richter, wenn es auf Glück oder Unglück, auf Schmerz oder Vergnügen ankommt, soll denn gültig seyn, als unsre Empfindung?

Aber eben diese Empfindung — —

Ist in dem Innersten meines Herzens, und kein Vernunftschluß wird sie mir da herausreißen.

Auch denk' ich auf keine Vernunftschlüsse. Ohne Zweifel ist jede Empfindung die gültigste Richterinn ihrer selbst; aber nicht soll sie über das Vergangene, nicht über das Zukünftige richten. — — Liebster Chevreau! Die jetzige Wolke, die über Ihrem Haupte hängt, wirft nach allen Seiten hin einen grauenvollen Schatten über Ihr Leben; einen Schatten, der Alles entstellt, Alles verfinstert. — Wenn Sie in die Vergangenheit blicken, so ist nichts, das so leicht im Gedächtniß hervorspränge, nichts, das so voll, so ganz, so lebendig vor Ihnen dastünde, als die Bilder Ihrer unglücklichen Stunden; und die Zukunft — was ist die Zukunft für Sie? Der gegenwärtige Punct, zu einem Leben erweitert. Sie geben Ihrem Schmerz Unvergänglichkeit, und glauben, weil Ihr Verlust ewig dauern wird, so müsse auch diese seine Folge gleich ewig dauern. — Bei einer so unglücklichen Fassung, da alles Uebel, das Sie betroffen, so gedrängt, so schwarz, so fürchterlich vor Ihnen steht, da die Bilder der genossenen Freuden so sparsam und trübe hervorschimmern, wie einzelne Sterne an einem umwölkten Himmel: wie können Sie Sich da auf den Ausspruch Ihrer Empfindung verlassen? wie entscheiden, ob die Freuden das Elend

erſetzen? das Leben des Todes werth ſei? — O Chevreau! Wenn ich nur nicht fürchten müßte, Sie zu tief zu verwunden — —

Mich zu tief zu verwunden?

Nun ſo hören Sie denn! Ich wünſchte, ich könnte mit der Stimme der Allmacht zu Ihnen ſagen: „Chevreau, mich gereut meines Rathſchluſſes. Ich will dein Leben machen, wie das Leben von Tauſenden iſt. Sieh hier deine Gattinn wieder, deine Thereſe! Sieh auf ihren Armen den Liebling wieder, deſſen Leben ihr Tod war!“ — Und wenn Sie dann, außer Sich vor Entzücken, an ihren Buſen ſänken; wenn Sie mit dem ganzen Wonnegefühl eines Vaters den Engel in Menſchengeſtalt an Ihre Lippen hüben: dann wollt' ich nach den erſten Stürmen der Freude ein ruhigeres Lächeln erwarten, wollte Sie bei der Hand faſſen und wollte ſagen: „Chevreau, weſſen iſt mehr in der Natur, der Freude oder des Elends?“ Und wie bald würde ſich Ihre ganze Vergangenheit zu lauter Wonne erheitern! In wie leichten, kaum ſichtbaren Nebel würden dieſe Wolken zerfließen, die jetzt mit einer ſo ſchrecklichen Nacht Ihr Leben decken! — Aber wäre denn dadurch dies Leben, oder wäre bloß die Anſicht, die Vorſtellung davon, verändert? Bliebe nicht Ihre Vergangenheit, wie ſie war? und könnten Sie oder irgend ein Sterblicher voraus wiſſen, wie Ihre Zukunft ſeyn würde? — „Chevreau, wollt' ich noch einmal ſagen: iſt dieſe Empfindung der Wolluſt werth, daß man auch Elend ertrage?“ Und wie leicht, wie geringe würde dies Elend werden! Wie ſchnell würde die Waagſchale, die es jetzt mit ſo überwiegender Laſt zu Boden drückt, in die Höhe ſteigen! — — Ich betrübe Sie, Freund; verzeihen Sie mir!

Aber da ich nun jenes nicht ſagen kann, mit der Stimme der Allmacht; verſuchen Sie, wie viel Gewalt Ihre Vernunft hat! Stehen Sie bei dem gegenwärtigen Augenblick ſtille, und theilen Ihr Leben! Ihre Zukunft wird ſo nicht ſeyn, wie Ihr jetziger Schmerz ſie darſtellt: aber auch jede Freude, jede Seligkeit, die ich hineindichtete, würde Sie kränken, würde Ihnen Beleidigung Ihrer Liebe, der ehelichen und der väterlichen, dünken. Sehen Sie alſo bloß in's Vergangene! Beſtreben Sie Sich nach Unparteilichkeit in der Schätzung! Unterſuchen Sie, weſſen da mehr war, des Vergnügens oder des Kummers? —

Welch ein Geſpräch, worein Sie mich zogen! — O Merville! Wie ſehr iſt immer das, was ich antworten ſoll, meiner ganzen Seele zuwider! Ich verabſcheue den Undank; und ſoll ich nun ſelbſt ein Undankbarer werden? nur einer ſcheinen? — Nein, mein Freund! Nein, ich will ſagen, daß ich der Freuden viel hatte.

Nur ſagen, wenn Sie's nicht denken? —

Ich will's ſagen, weil ich's auch denke. — Und gewiß! Der Gott, der mir dieſen Odem gab, er gab mir auch der Freuden nicht wenig. — Sie ſehen, wie gern ich's bekenne.

Sie müſſen es auch bekennen. Denn, hatten Sie keine Freuden; woher der Kummer über Ihren Verluſt? Oder waren dieſer Freuden ſo wenig; woher das Uebermaaß Ihres Kummers? — Wenn Sie nun aber jene Schätzung Ihres Lebens vornehmen, mein Freund; nach welchen Begriffen wollen Sie ſchätzen? Bloß nach Glück und nach Unglück? nach Lachen und Thränen? nach erfüllten und vereitelten Hoffnungen? nach Träumen und Wirklichkeiten? —

Wie anders, wenn ich ſie vornehme? —

Sagen Sie lieber: wie falscher? — Eben das ist der Fehler, der uns so ungerecht gegen den Himmel macht: daß wir immer mit unsern Begriffen Gränzen ziehen, die nicht in der Natur sind, immer trennen und sondern, wo in der Wirklichkeit sich Alles vermischt, Alles vereinigt. — Schmerz ist oft mehr Wollust als Schmerz; Schrecken hat seine süßen Schauder; Unglück wird angenehm in der Erinnerung; Gefühl der Schwäche treibt den Freund in die Arme des Freundes; Traurigkeit erweicht zu jeder feinern Empfindung das Herz; Noth giebt Gefühl unsrer Kraft, unsers Werthes; Träume von Glückseligkeiten sind wahr in der Empfindung. — So, Chevreau, so das Leben berechnet — — Aber wie kann ich das jetzt, bei einer Fassung wie die Ihrige, fordern? — Hören Sie also mich, der ich unglücklich war! mich, der ich Alles verlor was auch Sie verloren, und ein Herz hatte das fühlen konnte! Der Tumult der Leidenschaften schweigt jetzt in meiner Brust; nichts kann mich mehr parteiisch gegen den Himmel machen, nicht übermäßige Freude, nicht übermäßiger Kummer; der Zustand meiner Seele ist Ruhe. Mit dieser Ruhe seh' ich zurück in mein Leben, und was ich da finde, macht mich zufrieden mit Gott. Der heitern Stunden waren mehr, als der trüben; des Guten unzählig mehr, als des Bösen. — In eben dem Lichte erscheint mir das Leben von Tausenden, insoweit ich es schätzen kann; in eben dem Lichte das Leben des Thiers und des Wurms, weil sie eben der Gott schuf, der auch mich in's Dasein rief; und — nun, Chevreau! wie soll ich Ihnen für die Vermehrung danken, die Sie meiner Glückseligkeit gaben? für den herrlichen Glanz, den Sie rund um mich her auf die Welt ergossen? — Jede Spanne Land also, auf die ich trete, ist

Grabstätte von Tausenden? Willkommner Gedanke! Diese Tausende waren da, genossen des Lebens, fühlten sich glücklich. Jeder Staub, der vor mir auffliegt, war empfindende Nerve? Süße Idee, und wenn du ein Traum wärst! Diese Nerve ward zum Vergnügen gespannt. Sie hat öfter der Wollust, als dem Schmerze gezittert. — Ich sehe nun nichts mehr zu zweifeln, nichts mehr zu fragen, als dieses Einzige: warum währt diese Freude nicht ewig? warum muß Tod in der Natur seyn?

Ich weiß, was Sie antworten werden. Wenn Leben seyn muß, werden Sie sagen — —

Nun ja! dann muß nothwendig auch Tod seyn. Tod ist die Bedingung des Lebens; gegründet mit allen seinen Schrecknissen, mit allem ihm vorangehenden Elende, in eben der Natur, worin auch unsere Freuden sich gründen. — Aber ob Leben seyn müsse? Das, Chevreau, das können Sie nun nicht mehr fragen.

Auch nicht fragen, warum dieses Leben seyn müsse, kein anderes? warum eben diese Natur seyn müsse, die uns zu Theil geworden? diese zerstörbare, hinfällige, so unendlichem Jammer ausgesetzte Natur?

Was soll ich antworten, wenn Sie das fragen? — Soll ich Sie auf das ganze System der Schöpfung verweisen? auf den unzertrennlichen Zusammenhang aller Glieder dieser Kette, wo keins ohne das andere seyn kann? — Nein, Chevreau! diese Betrachtungen führen zu weit und in zu heiliges Dunkel. Lassen Sie mich Ihrer Frage eine andere entgegensetzen: Sie wünschen doch Freuden? Sie begehren doch Glückseligkeiten?

Wie jeder, der denkt und empfindet.

Und was für Glückſeligkeiten? die Sie kennen, oder die Sie nicht kennen? von denen Sie einen Begriff haben, oder von denen Sie keinen haben?

Ohne Zweifel die, von denen ich einen Begriff habe.

Nun ſo ſehen Sie denn! ſehen Sie, in welche Widerſprüche Sie Sich verwickeln! in welche Widerſprüche ſich jeder verwickelt, der anfängt mit Gott zu rechten! — Unſere Freuden wollen wir haben, gerade dieſe unſere eigenen Freuden, gebunden an dieſe unſere eigne Natur, uns werth geworden durch dieſe unſere eigne Empfindung; aber dieſe unſere Natur nicht, mit der ſie doch nothwendig verknüpft ſind. — Sollten wir nicht erröthen, Chevreau, wenn wir die Thorheit der Anklagen erwägen, womit wir die ewige Weisheit vor unſern Richterſtuhl ziehen? — Kein Wort mehr von dieſem Einwurfe! Er iſt zu ungründlich, zu nichtig. — — Das Leben hat alſo ſeine Freuden, ſeine großen überſchwänglichen Freuden: wir Undankbaren vergeſſen den größten Theil derſelben bei der Berechnung; eben die Natur, die uns dieſe gewährt, bringt den Tod unzertrennlich mit ſich. Es wäre Unſinn, mit der Vorſehung zu hadern, daß ſie uns dieſe Natur gab und keine andere, daß ſie den Menſchen zum Menſchen ſchuf, nicht zum unſterblichen Engel; die Bitterkeiten des Todes — o wie komt' ich bis jetzt dieſen größten Gedanken vergeſſen! — ſie werden uns durch Ausſichten auf ein beſſeres Leben verſüßt, durch Hoffnungen einer Ewigkeit, wovon uns alles verſichert, die Erkenntniß unſer ſelbſt, die Erkenntniß der Welt und des Schöpfers. Und wenn nun das alles ſo iſt, wie es iſt; wie kann der Menſch noch den Himmel anklagen, und in dem Plan ſeines Lebens nur Spuren

einer feindſeligen Macht, nicht einer allwaltenden Güte finden? — — Doch immer, Chevreau, immer erſcheint uns noch der Tod als ein bloßes Uebel, obgleich als ein nothwendiges Uebel. Sollt' er nicht mehr ſeyn, als das? Sollt' er nicht auch Vater des Guten ſeyn? Urheber von Glückſeligkeiten, die ohne ihn nicht Statt finden würden?

Urheber von Glückſeligkeiten? der Tod? —

Wie es alle Uebel in der Natur ſind. — Sie ſehen dort über den Hügeln zur Rechten fürchterliche Gewitterwolken. In dem Schooß dieſer Wolken ſchläft Zerſtörung bei Fruchtbarkeit, Heil bei Verderben. — Und wenn wir Acht gäben, Chevreau; — ſollte ſich nicht eben das auch bei dieſem ſchrecklichſten Uebel, dem Tode, finden? — Doch der trübere Himmel, und dieſer jähe Sturm, der den Staub durch's Thal treibt: ſie verkündigen uns die Herannäherung des Gewitters. Laſſen Sie uns den Schutz unſrer Wohnung ſuchen! Laſſen Sie uns dort unter dem Brüllen des Donners und unter fürchterlich herabſtrömenden Regengüſſen unſere Betrachtungen über den Tod, unſere Betrachtungen über den Gott vollenden, der in Stürmen und Ungewittern eben ſo anbetungswürdig iſt, als in dem lieblichſten Wehen der Morgenluft, wenn die glühende Sonne über den frohen Hügeln heraufſteigt.

Der Greis und sein Freund hatten kaum ihre Wohnung erreicht, als sich der Himmel umzog, und Blitze auf Blitze fielen. Chevreau, voll der innigsten Theilnahme, welche die lachende Natur nicht hatte erwecken können, stand schweigend am Fenster, und sah in das öde nächtliche Dunkel und in den wüthenden Sturm hinaus, der die ältesten Stämme entwurzelte, und die Wipfel jüngerer Bäume bis zum Boden hinabbeugte. Indeß ging Merville ruhig unter diesem Kampf der Elemente umher, und dachte den fernern Gründen nach, womit er die Vorsehung rechtfertigen wollte.

Die glückliche Therese! sagte er endlich. Wie viel großes und kleines Ungemach hat sie durch ihren Tod überwunden! Ungehört und ungefürchtet fahren jetzt diese Wolken über ihr Haupt hin. — Erinnern Sie Sich, als sie hier zum ersten Mal den Freund ihres Geliebten sah, wie theuer sie diese Freude erkaufen mußte? wie unbeweglich das Gewitter zwischen den Bergen feststand, und wie viel schmetternder noch, als heute, die Schläge waren?

Ich erinnere mich's, Merville. Es war das Loos ihres Lebens, jede Freude erkaufen zu müssen. Sie hatte wohl auch Freude, als Charlot geboren war. — Das Bild ihres Todes trat vor ihn, und seine Lippen bebten vor Wehmuth.

Um so gegönnter sei ihr die Ruhe! Sie war für diese Welt nicht allein geboren. Und wer kann wissen, Chevreau, welche Erhöhung den Freuden der künftigen Welt die Leiden der jetzigen geben? — Noch seh' ich sie vor mir, die Holde,

die Gute, wie bei jedem heftigern Schlage das Knie unter ihr sank, wie nach jedem stärkern Erguß des Feuers ihr schwimmendes frommes Auge gen Himmel blickte, gleichsam um seinen Zorn, den man die Kindheit in diesen Naturerscheinungen fürchten lehrt, zu besänftigen. Noch hör' ich sie, als endlich der Donner schwächer rollte, wie sie, nach tiefgeholtem Seufzer, die Einwohner des entferntesten Nordens beneidete, und aus vollem Herzen den Wunsch that, mit ihrem Geliebten an den Küsten Grönlands oder Lapplands zu leben. Sie glaubte diese Küsten von den Schrecknissen der Ungewitter freier, als sie wirklich es sind. — Wissen Sie noch, wie Sie ihr diesen Wunsch beantworteten, Chevreau?

Mit einem Lächeln des Mitleids.

Und wie es Thereſe erwiederte?

Mit einem ſtummen vor ſich Niederſehen, mit einer flüchtigen Schamröthe. — O, ihr Geiſt war eben ſo ſchnell und durchblickend, als ihre Empfindung zärtlich und fein war.

Das iſt ſo gern bei einander. — Aber laſſen Sie uns doch näher erforſchen, was damals in der Seele Ihrer Geliebten vorgehen, was dieſe Verwirrung und dieſe Schamröthe verurſachen mochte. Wir verweilen uns bei ihrem ſüßen Andenken um deſto länger. — „Thereſe! hör' ich ſie innerlich mit ſich ſelbſt rechten: haſt du bedacht, was du wünſchteſt? Haſt du bedacht, wie viele Vortheile du aufopfern müßteſt, um einem einzigen Ungemach zu entfliehen? — Setze dich in Gedanken an jene Küſten! — Wenn dort ſich keine Donnerwolken verſammeln, und keine Feuerſtröme vom Himmel ſtürzen, ſo erhebt auch kein ſchattichter Wald ſeine Wipfel; kein Schlag der Nachtigall wird in ſchauervollen Büſchen gehört; keine Saaten

wallen über das Feld hin, und keine Reben ſchmücken die Hügel; kein Jauchzen der Schnitter, und kein Lied der Winzer ertönt; keine Blume haucht Wohlgerüche, und keine Frucht beut Erfriſchung: todt, unfruchtbar, öde, in ewige Trauer gehüllt, erſcheint ringsum die Natur. Und du, mit dieſer Empfindlichkeit deiner Seele; du, ſo reizbar und ſo erkenntlich für jede Schönheit, jede Wohlthat der Schöpfung: du wollteſt das Alles dahingeben, wollteſt in jenen traurigſten aller Einöden ſchmachten, um nur nicht dann und wann vor einem zu lauten Schall, einem zu jähen Licht zu erſchrecken? Du wollteſt das noch unendlich Größere dahingeben, was du an deinem Geiſte, deinem Herzen verlieren müßteſt? — Betrachte jene Hütten voll Ekels! Lies in den groben leeren Geſichtszügen ihrer Bewohner das Seelen- und Fühlloſe, das mit ihrem ungünſtigen Himmel ſo natürlich verknüpft iſt! Ueberlege die ganze Unmöglichkeit, daß bei ihrer tiefen unabhelflichen Armuth ſie je dieſe höhere Bildung erreichen, aus welcher deine liebſten, deine ſüßeſten Freuden quillen! — Thereſe! und du wollteſt auch dieſe verlieren? wollteſt die holden Spiele der Phantaſie, die ſchönen Zauberwerke der Künſte, die unſchätzbaren Kenntniſſe, die deinen Verſtand erheben, die wonnevollen Empfindungen, die dein Herz veredeln; wollteſt ſie alle, alle entbehren, um nur ja nicht auf Augenblicke betäubt oder geblendet zu werden? — Erröthe über das Unbeſonnene deiner Wünſche! Fliehe dem erſten dem beſten Schiffe zu, und kehre in dein verlaſſenes Paradies, in das Land der Ungewitter, aber auch des Segens, der Bildung, zurück!“

Merville! Sie ſpinnen ſehr weit einen Gedanken aus, den Sie, wie ich, nur belächeln, nicht widerlegen ſollten. Eine

augenblickliche Angſt ſtieß ihn hervor, und ein augenblickliches Nachdenken nahm ihn zurück.

Sollt' ich denn auch den Ihrigen nur belächeln?

Den meinigen? — Welcher war der?

Daß kein Tod in der Natur ſeyn ſollte. — Chevreau! Wie viel grauſamer und zerſtörender war dieſer Wunſch, als der Wunſch Ihrer Thereſe!

Zerſtörender? Und er traf die Zerſtörung?

Eben weil er ſie traf. Sie bannen mit ihm die Geſchlechter aller Lebendigen, bannen vor allen das Geſchlecht des Menſchen, unter den traurigſten, kälteſten, freudenloſeſten Himmel.

Ich? —

Denn mit dieſem verglichen, iſt jenes wahrlich noch ein lachender, freundlicher Himmel, der ſich über den eisbedeckten Küſten am Nordpol hinwölbt.

Ich begreife Sie nicht. —

An jenen Küſten gedeiht doch noch Leben; aber in Ihrer neuen, ſchrecklichen Schöpfung — —

Schrecklich, Merville?

Nicht anders. — Jede Beſſerung an der Einrichtung dieſer Welt wäre ſchrecklich, wenn ſie nicht zum Glück Unmöglichkeit wäre. Aber was weiß von dieſer Unmöglichkeit, die bloß durch Vernunft erkannt wird, die Phantaſie? Immer nur mit den äußeren Geſtalten der Dinge ſpielend, und um den innern unauflöslichen Zuſammenhang unbekümmert, macht dieſe Schwärmerinn Trennungen, wie ſie Verbindungen macht; baut neue Welten auf ein Gerathewohl hin, das nie geräth, und ſtellt dann ihr nichtiges, haltungsloſes Gebilde, als das beſſere, vortrefflichere Werk, neben einer unendlichweiſen Schö-

pfung auf, in welcher Alles in Allem ſo tief gegründet, Alles ſo feſt und unzertrennbar verwebt iſt. — In den äußerſten Norden trägt ſie die Vortheile gemäßigter Erdgürtel hinein, denkt etwa nur höhere Grade der Kälte, nur längere Dauer des Winters, aber nicht den Verluſt aller Reize des Frühlings, aller Wohlthaten des Herbſtes, nicht das Verſchwinden alles des unſäglichen Guten, das aus der feinern höhern Bildung hervorkommt. So die Phantaſie unſerer Thereſe; und die Ihrige, Chevreau? — Gewiß läßt auch ſie die menſchliche Natur unzertrümmert, läßt die theuerſten, innigſten Bande der Geſellſchaft unzerriſſen, läßt die ſüßeſten, ſeligſten Freuden des Daſeins unvermindert: da doch jene unmöglich ſich knüpfen, dieſe unmöglich hervorblühen können, wenn ihre weſentlichſte Bedingung entfernt, wenn aus der Natur der Tod verbannt iſt, dieſer erſte, dieſer größte Wohlthäter des Lebens.

Der Tod? —

Der uns Allen und der auch Ihnen, vor tauſend andern, wohl that.

Auch mir? —

In Ihren redlichen Eltern, in Ihrer zärtlichen Gattinn, in Ihrem liebenswürdigen Kinde.

Dann verachten Sie mich! Denn ich kalter, fühlloſer Undankbarer — — Aber was will ich? Ich trage ja ſeine Wohlthaten in dieſem Herzen.

Nein, Chevreau! Das Herz wird ſie ewig verwerfen. Dieſe Wohlthaten können begriffen, aber können unmöglich empfunden werden.

Begriffen alſo! Und wie?

Ich ſchaffe mir eine Erde, auf der kein Tod iſt, und ſetze

auf dieſe Erde den Menſchen. — Den Menſchen, ſag' ich? Hab' ich noch einen Menſchen? Wer iſt er und wie denk' ich mir ihn? 'Er iſt nicht Kind, nicht Knabe, nicht Jüngling, nicht Mann, nicht Greis; nicht des einen und nicht des andern Geſchlechts; nicht von dieſem Körper, von dieſen Seelenkräften, von dieſen Willenstrieben; er iſt — — ein Gebilde, das in der Luft flattert, eine weſenloſe Geſtalt, eine hirnleere Larve. — Doch ſei es! Auch meine Phantaſie weiß zu träumen. Auch ſie weiß mit Schattenbildern, wie mit Wirklichkeiten, zu ſpielen; und ſo bleib' er denn, dieſer Menſch! Aber ihm bloß das Daſein zu geben, iſt wenig, iſt kaum das halbe Werk eines Schöpfers; ich muß dieſem Daſein auch Süßigkeiten, auch Freuden geben. Und welche alſo theil' ich ihm zu, damit er ſeinen Schöpfer nicht haſſe, nicht freiwillig — aber leider umſonſt! — dem Tode rufe, ihn zu vernichten? — Die mich beglückt, mich an's Daſein gekettet haben, ſind für dieſen Menſchen undenkbar. — Ich ſehe zurück in mein Leben. Welche Wonne fühlt' ich Knabe in der Anhänglichkeit an meinen redlichen Vater, an meine ſorgſame Mutter! Bis wie tief in mein Daſein hinein genoß ich Jahr vor Jahr der Zufriedenheit, eine liebende einzige Schweſter an dieſe Bruſt zu drücken, beſuchenden edlen Brüdern entgegenzueilen, in frohen Abendgeſprächen meine Kindheit mit ihnen zurückzurufen! — Das Geſchöpf meiner Einbildung — weh' ihm! es ſteht allein in der Welt; es hört ſich nie bei den theuren Namen des Sohnes, des Bruders rufen; es iſt losgeriſſen von der Natur in ihren erſten, in ihren heiligſten Banden. Und die Liebe — was für Bande kann ihm die Liebe knüpfen? — Ich, als Jüngling, als Gatte, als Vater, welche Seligkeiten fühlt' ich bei dem Lächeln meiner Geliebten, bei den Umarmungen meines Wei-

bes, bei den Liebkosungen meiner Kinder! — Sie sind mir entrissen, und ich bejammerte sie; aber auch noch ihr Andenken ist Wollust; auch noch dies Andenken ließe der Greis mit allen Schätzen der Erde sich nicht aus dem Herzen kaufen. — Der immer dauernde, der unsterbliche Mensch; — er ist auch hier ein Verlassener; ihm lächelt nie eine Geliebte; an seinen Hals hängt sich nie eine Gattinn; um seine Kniee spielen nie die muntern Söhne, die holden Töchter. Er ist ein mürrischer düsterer Einsiedler, ein rauher, fühlloser Wilder. — Soll ich Beweis führen, Chevreau?

Ich sehe in Ihrem Gange Ihr Ziel. Sie fürchten Ueberfüllung der Erde.

Muß ich das nicht?

Sie helfen durch einmalige Bevölkerung ohne Zeugung, durch stillstehendes Seyn ohne Zuwachs.

Kann ich denn anders? — Ich zerstöre damit die ganze Natur des Menschen und aller ihn umgebenden Dinge; aber wissen Sie bessere Hülfe?

Ich? — Ich bin nicht Schöpfer, und kann Welten weder entwerfen, noch bauen.

So sind Sie Mensch, und können Mögliches vom Unmöglichen unterscheiden. — Antwort, nur auf die einzige Frage: Sollen in der Welt, die Sie wünschen, die Vortheile der jetzigen bleiben? Wollen Sie die theuren, seligen Bande erhalten wissen, wodurch Sie mit Ihren Eltern, Ihrer Therese, Ihrem Charlot zusammenhingen? Oder denken Sie nicht, wie Therese dachte, die den Ungewittern entfliehen wollte, aber im Arm des Geliebten? Sollen jene Bande lieber nie seyn, nur damit sie nie können zerrissen werden?

O Merville!

Sobald ſie ſind, iſt ihre Hinfälligkeit unerlaßlich. Sie hatten in dieſer Hinfälligkeit ihren Urſprung.

Aber ſo frühe, ſo grauſam, ſo ſchrecklich zerriſſen zu werden! —

Sie werden es ſpät, ſanft, leicht, wo die Natur ungehindert fortwirkt. Ein hohes Alter und eine unmerkliche Auflöſung liegen im Grundentwurf unſers Lebens; und wenn tauſend und aber tauſend Urſachen dieſen Entwurf, vielleicht ſchon hoch hinauf in unſern Vätern, zerrütteten, ſo gehören zwar auch dieſe Urſachen zum Lauf der Natur, und können Anlaß zu neuen Klagen geben; aber man verſuche es in Gedanken, ſie wegzunehmen, und es werden gleich traurige Folgen entſtehen, als durch Wegnahme des Todes ſelbſt. — Doch zurück, Chevreau, zu der urſprünglichen Klage, die nicht den frühzeitigen, nicht den ſchrecklichen Tod, ſondern den Tod überhaupt traf! Auf der Höhe des Allgemeinen, zu der Sie ſelbſt mich hinaufzogen, iſt Licht; in der Tiefe des mehr Beſondern, herrſcht Dunkel; und im Abgrunde des Einzelnen, Nacht. Die Seele verliert ſich hier in der zahlloſen Menge des Verſchlungnen, und in der unendlichen Mannichfaltigkeit der Verſchlingung. Nur in der Nothwendigkeit, Güte, Weisheit allgemeiner Geſetze, ſehen wir heller. — An dem Geſetz des Todes, erkannten wir, hängt das Geſetz der Erzeugung; an der fortdauernden allmählichen Verminderung des Geſchlechts, die Möglichkeit ſeiner fortdauernden allmählichen Vermehrung. Und ſo iſt denn der Tod, wofür ich ihn gab: der erſte, der größte Wohlthäter des Lebens. Denn nur durch ihn iſt die Liebe da, die Schöpferinn unſerer ſüßeſten Freuden und unſerer edelſten Vorzüge; nur durch ihn ſind die einzelnen theuren Bande

häuslicher Gesellschaften da, und das große der bürgerlichen Gesellschaft, die alle jene einzelnen Bande zusammenfaßt, und sie in Einen Knoten verschlingt; nur durch ihn ist jeder Vorzug des Geistes und Herzens da, der uns über den einsamen Wilden emporhebt, jede Verfeinerung und Veredlung durch Umgang, Wissenschaft, Kunst, jede sanfte, jede menschliche Tugend. — Erkennen Sie jetzt, wie wahrhaft schrecklich das Bessern an der Natur seyn würde, wenn es in unsern Kräften stände? Erkennen Sie das Verwerfliche und Strafbare des Stolzes, womit wir unsere so beschränkte, so ärmliche Einsicht gegen die unendliche Weisheit des Schöpfers setzen? Wir gehen aus mit dem redlichen Vorsatze zu bauen, und wir werden die fürchterlichsten Zerstörer; wir wollen das Leben unserer Geliebten retten, und wir nehmen ihm Alles, was des Rettens werth ist, bewaffnen uns mit einer Wuth, wie sie noch nie der Haß gehegt hat, und verfolgen es bis in seine ersten Keime, bis in das große Gesetz hinauf, wodurch wir Alle das Dasein und jede Freude des Daseins haben. — Ich schweige von der Unendlichkeit anderer Widersprüche, die sich mir darstellt, und frage Sie: ob wir nicht, wie unsere edle Freundinn, erröthen, in das Paradies, das wir verließen, zurückkehren, und um der zahllosen Freuden willen, die es uns darbeut, die Schrecken der Ungewitter ertragen wollen?

Chevreau, ohne zu antworten, sah mit starrem Blick auf den Boden; seine Vernunft schien gewonnen, aber seine Stirn blieb unerheitert. Merville erkannte, daß sich seine Freundschaft in dem Mittel, ihm zu helfen, vergriffen hatte; er erkannte, daß ein wundes Herz nicht durch Schlüsse, sondern durch Eindrücke, nicht durch Betrachtungen, sondern durch Empfindungen

geheilt wird; und ſchon trug er ſich mit einem Entwurfe, den Tiefſinn des Unglücklichen auf eine andere, wirkſamere Art zu zerſtreuen. — Indeſſen hatte ſich das Gewitter verzogen, die Wolken ſich abgeregnet; Chevreau, eines Geſpräches müde, das ſeine Wunden auf's ſchmerzlichſte wieder aufgeriſſen hatte, eilte voll Ungeduld nach der Stadt, und der Greis hatte kaum noch Zeit ihm zu ſagen, daß er an dem erſten geſchäftsfreien Tage kommen und ihm eine Bitte vortragen werde, an deren Bewilligung ſeine ganze Zufriedenheit hange. Die Antwort, die er erhielt, war ein leiſer Händedruck, und ein trübes, kaum merkbares Lächeln.

Mervillen's Entwurf war auf Chevreau's Reichthum und auf ſeinen Hang zum Wohlthun gegründet. Wie glücklich, ſagte er zu ſich ſelbſt, könnte mein Freund durch die Großmuth werden, womit er der Thränen ſo viele trocknet, wenn nicht alle ſeine Wohlthaten durch die Hände von Mittelsperſonen gingen, und er den Dank der Geretteten ſelbſt, nicht bloß den Wiederhall dieſes Dankes hörte; wenn er mit eignem Auge auf den bleichen Wangen und unter den naſſen Blicken der Unglücklichen das erſte Lächeln ſich wieder bilden ſähe! Zu ekle Sinne bringen den einen Reichen, zu großmüthige Grundſätze den andern, um den ſchönſten Lohn ihrer Wohlthätigkeit. Die Herzensgüte meines Freundes kann Mittel werden, ihm die Liebe zum Leben zurückzugeben; aber er muß den Gegenſtand ſeiner Wohlthätigkeit ſehen, muß gerührt von ihm werden, muß ihn anfangen zu lieben: und damit nicht falſche Scham ihn zurückſcheuche, noch Verdacht von erkünſtelter Rührung ihm die Freude vergälle, muß der erſte Gegenſtand ſeiner Milde ein Kind ſeyn, ganz Unſchuld, ganz unverdorbene Natur, eines Va-

ters bedürftig, und vorbereitet, in Chevreau den zärtlichsten, liebreichsten zu finden.

Sie haben mich oft, sagte Merville, als er bei Chevreau den versprochenen Gegenbesuch machte, einen Jugendfreund nennen hören, den ich zärtlicher, als selbst meine Brüder, liebte, und der in der unglücklichen Schlacht bei Malplaquet fiel. — Er hatte mich sterbend zum Vormunde seines einzigen Sohnes ernannt, von dem Sie aus meiner Erzählung wissen; wie ich ihn als meinen eigenen behandelte, ihn unterstützte, versorgte, vermählte; und so urtheilen Sie denn, was ich fühlen mußte, als ich vor wenig Wochen aus der Hand seiner untröstlichen Gattinn diese Zeilen empfing: die letzten, die der Unglückliche schreiben konnte. — Auch Er gefallen? fragte hier Chevreau nicht ohne Rührung. — Lesen Sie! erwiederte Merville, und wandte sich seitwärts, um eine herabrollende Thräne zu trocknen. Ich soll seinem Sohne seyn, will er, was ich einst ihm war; aber, Chevreau — welche Verpflichtungen kann ich zitternder, ohnmächtiger Greis noch eingehen, der ich schon so nahe am Grabe stehe? Käm' es auf nichts an, als auf großmüthige Unterstützung eines Verwaisten, der vielleicht nur zu bald auch seine kränkelnde Mutter verliert, so wüßt' ich den Edlen, an den ich einzig mich wenden würde — Chevreau ergriff die Hand des Greises mit Wärme; — aber es kommt hier auf mehr, auf unendlich mehr an: auf einen väterlich denkenden Freund, an den das Herz des Unmündigen sich mit ehrerbietiger Liebe anschließen könne, der es nicht verschmähe, ihm einen Theil seiner Zeit zu schenken, um über seine Bildung, seine Sitten, sein Glück mit aufmerksamer Güte zu wachen. — Chevreau! Sie sehen meine Rührung und meinen Kummer. Ich

habe niemanden, auf deſſen Herz ich dieſe Laſt von dem meinigen abwälzen könnte, als Sie. Junger, reicher, tugendhafter Mann! Wenn Ihnen die Ruhe meiner letzten Tage lieb iſt; wenn Sie wollen, daß Merville zufrieden ſterbe — — Aber ich Unbeſonnener! wie kann ich Ihre Großmuth auffordern, noch eh' ich Sie wiſſen laſſe, für wen? — Mit dieſen Worten entfernte der Greis ſich ſchnell, und ließ Chevreau in dem unangenehmſten Kampfe zurück zwiſchen ſeiner Geſinnung als Freund, und zwiſchen ſeinem Widerwillen gegen jede neue Verbindung mit Menſchen; einem Widerwillen, den er vor ſich ſelbſt mit ſeinem Unvermögen zu entſchuldigen ſuchte.

Nur zu bald für Chevreau kehrte der Greis zurück, und hielt an ſeiner Hand einen muntern, liebenswürdigen Knaben in Trauerkleidern. — Sieh hier, ſagte er, Charlot, den edlen Mann, den ich dir zum zweiten Vater beſtimme, den du bitten ſollſt, daß er es werde, dem du verſprechen ſollſt, ihn innigſt zu lieben und zu verehren, ihm ſeine Vaterſorgen mit dem freudigſten Gehorſam, mit der zärtlichſten Aufmerkſamkeit zu erwiedern. — Chevreau, von dem Namen Charlot ergriffen, warf ſich in einen Stuhl; und der Knabe, der ſchon mit der freundlichſten Offenheit ihm näher getreten war, kehrte ſchüchtern zu Merville zurück. Aber auf das erſte freundliche Zureden des Greiſes wandte er ſich ſogleich wieder zu Chevreau, der jetzt in Thränen ausgebrochen war, bat ihn mit der gerührteſten Zärtlichkeit, nicht zu weinen, ließ ſich auf ſeinen Schooß von ihm heben, und ſchlang die kleinen Arme feſt um ſeinen Hals, indem er ſelbſt unwillkürlich zu ſchluchzen anfing. — Von dieſem Augenblicke an war ſtillſchweigend ein zärtlicher Bund zwiſchen dem Manne und dem Kinde errichtet.

Es war natürlich, daß die Bekanntſchaft mit dem Kinde die mit der Mutter nach ſich zog, die ſich von ihrer Krankheit, oder eigentlicher von ihrem Grame, langſam erholte. Es war gleich natürlich, daß zwei Perſonen, die beide das zärtlichſte Andenken an den Gegenſtand ihrer Liebe im Herzen trugen, ſich gegenſeitig hochachteten, ſich bald vertraulicher mittheilten, ihre Seufzer und ihre Thränen mit einander vermiſchten. — Welche Folgen dies endlich haben mußte, das darf man einem Leſer wohl nicht erſt ſagen, der das Herz des Menſchen kennt, weil ihm ſelbſt ein Herz in der Bruſt ſchlägt.

Neun und zwanzigſtes Stück.

Fragment eines Gaſtmahls.

Die Alten ſchrieben gerne Gaſtmähler, unter denen das berühmteſte und ſchönſte das Platoniſche iſt. Der Gegenſtand, der darin behandelt wird, iſt die Liebe: in jenem weitern Sinne des Worts, da es auch die Freundſchaft, als die edelſte Art der Liebe, mit in ſich begreift. — Wie, wenn einſt ein Neuerer, der einige Funken von Platons Geiſte hätte, uns mit einem Gaſtmahl beſchenkte, worin auf ähnliche Art das dichteriſche Genie behandelt würde? An der Wahl des Stoffs würde es wenigſtens nicht liegen, wenn das Gegenbild zu weit hinter ſeinem Vorbilde bliebe. Die ſchönen Rollen eines Agathon, eines Ariſtophanes, und wie die Theilnehmer des Gaſtmahls alle heißen, möchten ſich finden; dem Genie eine feurige Lobrede zu halten, oder in einer drollichten Dichtung den Grund ſeiner Verſchiedenheiten anzugeben, möchte ſo ſchwierig nicht ſeyn; aber

wer würde so leicht sich an die Rolle eines Sokrates wagen? wer sich zutrauen, daß er mit gleichem Scharfsinne gleiche Phantasie und gleiche Grazie des Ausdrucks verbinden könne?

Ein verstorbener Freund, dessen Papiere so eben vor mir liegen, hat gleichwohl die Idee zu einem solchen Gastmahle gehabt, und hat sich darin weit genauer, als nöthig gewesen wäre, an sein Vorbild halten wollen. Ich vermuthe dieses aus der Rede eines Arztes über das Genie, die sich auf ein paar einzelnen verworfenen Blättern findet, und die sich gerade mit eben der Wendung, wie die des griechischen Arztes, Eryximachus, anfängt. Vielleicht weiß man mir es Dank, wenn ich dieses kleine Bruchstück, so sehr es auch nur erster Entwurf scheint, von dem Untergang rette.

„Auf den ersten Unterredner folgte in der Ordnung, worin die Gäste saßen, der Arzt. Mein Vorgänger, sagte dieser, hat seine Rede vortrefflich angefangen und unsere ganze Erwartung erregt; ob er sie gleich vortrefflich beschlossen, und unsere Erwartung befriediget habe? darüber, meine Herren, urtheilen Sie Selbst!“

„Phantasie ist das Erste, was wir zum Begriff des dichterischen Genie's erfordern; und der Phantasie wird aller Stoff, den sie bearbeitet, von der Erfahrung geliefert. Ueber diese Sätze, von denen er ausging, sind wir ohne Zweifel ganz mit ihm einig. In den Träumen des Blindgebornen, sagte er sehr schön, werden Töne gehört, werden Körper gefühlt; aber Licht und Farben sind darin eher nicht, als bis durch die wohlthätige Hand eines Casamatta sich seine Augen dem Tage öffnen. Folglich, schloß er, ist jede Phantasie — des Dichters, wie des gemeinsten Menschen, — abhängig von der Empfindung;

sie kann nichts, als die Bilder, die ihr diese gab, anders und anders, es sei im Ganzen oder in Theilen, zusammensetzen."

„Diese letztere Behauptung ist es, die ich, nicht sowohl dem Sinne, als dem Ausdrucke nach, in Anspruch nehme. — Sie erwarten wohl nicht, daß Sie bei dieser Gelegenheit den Arzt in mir hören werden; und doch werden Sie dieses wirklich: denn eben aus meiner Wissenschaft, oder wenn Sie wollen, aus einer der Vorbereitungswissenschaften dazu, denke ich die Berichtigung dessen herzunehmen, was ich in jener Behauptung Irriges finde."

„Wenn ich von Zusammensetzung höre, so führt mich meine Einbildung in die Werkstätte eines mechanischen Künstlers, und das ist nicht die des Genies. Dort bleibt der Stoff, der bearbeitet wird, in seinen Elementartheilen ganz derselbige, ganz unverändert; und so läuft freilich die ganze Arbeit nur auf Trennen und auf Zusammensetzen hinaus. Bei Werken des Genies hingegen ist es hiemit durchaus nicht gethan; hier muß etwas weit Anderes, weit Höheres geschehen: etwas, bei dessen Ermangelung man zwar noch immer Erfinder, und ein sehr originaler seyn kann, aber sicher auch ein sehr elender, ein völlig genieloser ist."

„Sie alle, meine Herren, haben von jenem gehirnkranken Sicilianer, dem Fürsten von Palagonien, gehört. Wenn irgend Gedanken neu waren, so waren es die dieses Prinzen; aber wie ungeheuer, wie lächerlich, wie zurückstoßend in ihrer Neuheit! — Und dies woher? — Weil eben dieser Prinz der größte und kühnste Zusammensetzer war, den es noch jemals gab. Der Löwe mußte ihm seinen Kopf, der Schwan seinen Hals, die Eidechse ihren Leib, die Ziege ihre Beine hergeben; und dies

Alles setzte dann der unbegreifliche Sonderling zu einer einzigen scheuslichen Chimäre zusammen."

„Aber, werden Sie sagen, hier waren auch alle Theile im Widerspruche: sie waren aus der ganzen Thierwelt ohne Zweck und Wahl zusammengerafft; und was da ihre Verbindung geben konnte, mußte freilich ein eben so widriges als unmögliches, ein der Natur völlig unbekanntes Ungeheuer werden. — Muß denn das immer so seyn? Muß denn jede Zusammensetzung nur fremdartige, unpassende Theile verbinden? — Ich fürchte, so lange sie bloß Zusammensetzung ist, muß sie es in der That: denn einmal gehören die Theile nicht zu Einem, sondern zu verschiedenen Ganzen; und wenn da ihre Verbindung auch nicht immer Ungeheuer, lächerliche oder zurückschreckende Fratzen giebt, so giebt sie doch sicher auch keine schönen übereinstimmenden Werke, keine echten Werke des Genies und der Kunst."

„Erinnern Sie Sich hier des berühmten griechischen Malers Zeuris! Um seine Helene*) zu bilden, versammelte er um seine Staffelei fünf der bezaubernd̃sten Schönheiten von Kroton: nicht, daß er sich eine von ihnen auswählte und die andern zurückschickte, sondern daß er die Reize, die unter sie einzeln vertheilt waren, alle in Eine Göttergestalt zusammenbrächte."

„Denken Sie einmal Selbst, meine Herren, was dieses hat werden können! — Von jener sanften, schlanken Chloe

*) Wenn man will, kann man für Helene auch Juno, und für Kroton, Agrigent setzen: denn die Erzählungen der Alten sind nicht übereinstimmend. Man s. Bayle unter dem Artikel: Zeuris.

nahm also der Maler die schöne Wölbung des Auges mit dem bescheidenen niedergeschlagenen Blick; von dieser kleinen, wollustathmenden Glycerion nahm er die halbgeöffneten, süßeinladenden Lippen; von jener königlichen, ehrfurchtgebietenden Danae borgte er die ernste Stirn und den schönen Rücken der Nase; von dieser muntern, niedlichen Daphne wählte er das feingerundete Kinn und das kleine schalkhafte Grübchen. — Was ihm die fünfte hat geben sollen, um das Gesicht zu vollenden, ob Augenbraunen, oder Wangen, oder Haarlocken, oder irgend sonst etwas: das bestimmen Sie Selbst!"

„Ich frage jede, auch die willigste Phantasie, ob es ihr möglich sei, alle diese Theile in Ein harmonisches Ganze zu fassen, und ob sie glaube, daß durch Verbindung derselben die beabsichtigte idealische Schönheit unter dem Pinsel des Malers hervorkommen werde? — Will man, statt des Gesichts, lieber die ganze Figur nehmen, und Nacken, Brust, Schultern, Arme, Füße von den versammelten fünf Schönheiten zusammenborgen, so ist mir das Eins. — Wahrlich! wenn diese ganze schöne Erzählung vom Zeuris kein Mährchen ist, als wofür ich nicht stehe, so hat etwas weit Anderes geschehen müssen, als die Erzählung besagt; so hat Zeuris die ausgewählten Schönheiten bloß gebrauchen müssen, um seine Phantasie zu begeistern, um sich in dieser Begeisterung ein Ideal zu formen, das von Allen borgte, und doch, bis in's Kleinste hinein, von Allen verschieden war; eine Analogie, die gleichsam alle jene Einzelnheiten in sich auflöste, sie mit sich verschmelzte, sie beibehielt, und ihnen dennoch ein ganz neues, eigenes Wesen verlieh."

„Sie sehen, daß ich Wort halte, und daß ich, mitten in der Wissenschaft des Schönen, den Arzt spiele: denn für Zu-

ſammenſetzung habe ich Ihnen Miſchung untergeſchoben, und aus einer mechaniſchen habe ich Sie in eine chemiſche Werkſtätte geführt."

„Um hiemit noch zufriedener zu ſeyn, als ich hoffe, daß Sie ſchon ſind, ſo wenden Sie jetzt Ihren Blick von dem Maler ab auf den Dichter! — Wie? Jener bewunderte, unnachahmliche Charakter eines Othello wäre im Grunde nichts, als ein Aggregat von einzelnen geſchickt zuſammengefügten Erfahrungen? Aus hie und da geſammelten Zügen der Eiferſucht, theils ſelbſt beobachtet, theils von Andern entlehnt, wäre das ſo herrliche, übereinſtimmende, in ſich ſelbſt ſo vollendete und gerundete Ganze entſtanden, das mit ſo lebendiger Kraft auf uns einwirkt? Nicht auch hier hätte ein Ideal müſſen gebildet, eine Analogie müſſen geſchaffen werden, in welcher ſich alle jene Erfahrungen auflöſt, und ſo durch innige Miſchung ein neues, die Natur übertreffendes, und doch der Natur ſo höchſtähnliches Werk geliefert hätten?"

„Doch auch das ſcheint mir noch irrig, daß ich den Dichter ſeinen Stoff nur immer von außen erhalten, ihn bloß Andere beobachten, und durch Verſchmelzung dieſer Beobachtungen ſein Werk hervorbringen laſſe. Wie, wenn Shakespear die meiſten und die herrlichſten Züge ſeines Othello eben dadurch gefunden hätte, daß er freiwillig ſeine eigene Seele zur Eiferſucht ſtimmte, daß er die Symptome derſelben ſich nicht bloß dachte, ſondern ſie urſprünglich in ſeinem eigenen Innern entſtehen ließ? — Fremde Erfahrungen, vielleicht nur ſehr wenige, aber auffallende, weſentliche, reichhaltige Züge, hätten dann ſeine ſo warme, regſame Phantaſie gleichſam nur angeſchwängert, hätten ihm nur einen Keim zum Ausbilden gegeben, und

er wäre selbst dieser Otbello, dieser traurige Raub der schrecklichsten unter den Leidenschaften geworden: indem er denn doch — was eben die unterscheidende, unbegreifliche Gabe des Genies ist — mitten in dem selbsterregten Sturme der Leidenschaft, alle Besonnenheit, alle Scharfsichtigkeit des Beobachters erhalten hätte."

„Wenn ich eben hier, wie ich kaum zweifle, das Wahre traf, so genügen mir nun, zum Bilde für die Wirkungsart des Genies, auch die chemischen Kräfte nicht mehr; ich springe von ihnen ab auf organische Kräfte. Weg mit dem Gedanken an eine bloße Werkstätte, wo nur todte Stoffe bearbeitet oder verwandelt werden! Das Genie ist mir nun etwas weit Vollkommneres, weit Edleres: es ist mir für die geistigen Erzeugnisse das, was die Mutter des weiblichen Thiers für die körperlichen ist. Die Erfahrung thut weiter nichts, als daß sie einen Keim zur Empfängniß hergiebt, oft einen sehr geringen, unansehnlichen Keim; augenblicklich werden im Innersten des Genies alle Kräfte zum Leben geweckt; ein Ueberfluß mannichfaltiger Elementarstoffe drängt sich hinzu, um den Keim zu schwellen, zu entwickeln, zu nähren, ihn nach und nach, aber unausgesetzt, bis zur endlichen Vollkommenheit fortzubilden. — Auf welche Art dieses geschehe? darüber hängt auch hier, wenn gleich kein so dichtes, wenigstens ein ähnliches Dunkel, wie über der körperlichen Erzeugung; ein Dunkel, das nur derjenige ganz durchblickt, der aller Kräfte Vater, in der unsichtbaren, wie in der sichtbaren Natur ist."

Dreißigſtes Stück.

Das Irrenhaus.

Friedberg war noch ſehr jung, als ihm ſchon ſeine vorzüglichen Fähigkeiten einen Ruf nach der Hauptſtadt erwarben. Sein Vater, ein würdiger Landgeiſtlicher, der ſelbſt der erſte Lehrer dieſes einzigen Sohnes geweſen war, und der nachher an die Bildung deſſelben alles das Seinige verwandt hatte, ließ ſich weder die Weite der Reiſe, noch die Schwachheiten des Alters abſchrecken, ihn zu begleiten. — Ich muß doch ſehen, ſagte er, wo er bleibt, und muß ihm noch einen letzten Beweis der Liebe geben, der ihm mein Andenken theurer mache. Er ſelbſt wird einmal ein deſto liebreicherer Vater werden, je eines liebreichern er ſich zu erinnern hat. Und ſo riß er ſich, mit ihm zugleich, aus den Armen der Mutter.

Sie beſahen, nach ihrer Ankunft, die Merkwürdigkeiten der Stadt, und noch den Tag vor der Rückreiſe des Vaters gingen ſie in die öffentliche Anſtalt für Wahnſinnige und Raſende.

Die mancherlei schreckensvollen Auftritte, die sie hier fanden, wirkten auf den Sohn mit aller Stärke der Neuheit; er hatte noch nie die menschliche Natur in so tiefer Erniedrigung gesehen. Aber mehr als Alles rührte ihn der Anblick eines freundlichen Greises, der ehemals ein Mann von Ansehen und Verdiensten gewesen war, und jetzt in Allem, was er sagte und that, sich völlig als Kind zeigte. — Der Aufseher erzählte ihnen, wie dieser Unglückliche durch die Laster seiner Söhne um Güter und Ehre, und zuletzt auch um seine Vernunft gekommen; und zu jedem Puncte dieser Erzählung winkte der Greis lächelnd, als ob er ihre Wahrheit bestätigen wollte. Vormals, fuhr der Aufseher fort, hatte er Augenblicke, wo er seinen Zustand inne ward; und dann bat er Gott mit einer Wehmuth, die selbst mich Abgehärteten rührte, ihn von der Welt zu nehmen: jetzt hat er nun dieser Augenblicke nicht mehr; der Kummer um seine Vernunft hat sie selbst völlig in ihm ertödtet. Auch dies bestätigte der Greis mit einem freundlichen Winken, und sah dann doch, als ob noch eine dunkle Erinnerung bei ihm übrig wäre, mit einem trüben Auge gen Himmel. —

Der Sohn ging stillschweigend an der Seite des Vaters, bis sie wieder in ihrer Wohnung waren. — Grosser Gott! rief er dann aus, wie entsetzlich ist doch das Schicksal, seine Vernunft zu verlieren! Noch nie, weil ich denken kann, hab' ich diesen Schauder, diese Vernichtung in mir empfunden. — Zu seyn und doch nicht mehr zu seyn! Bei aller Blüthe des Lebens ein bloßer athmender Leichnam zu werden, der bloße umherirrende Schatten einer abgeschiedenen Seele! — Denn was sind diese Unglücklichen anders? Wenn unser Selbst in dem Bewußtsein unser selbst besteht; was ist dann der Verlust

dieſes Bewußtſeins, als Tod, als Vernichtung? — Und ſelbſt das Verfahren mit dieſen Elenden! wie man ſie aus der Zahl der Lebendigen ausſtößt, ſie einkerkert, vergräbt; behandelt, als ob ſie nicht da wären, nicht hörten! Wie man in ihre Gegenwart tritt und ihre Leiden erzählt, indeß ſie ruhig daſitzen und lächeln; nicht anders, als ob man vor das Bild eines Todten träte, der einſt ein edler Mann war, und nun dahin iſt!

Er ſchwieg einige Augenblicke, und ging umher, eh' er fortfuhr: O die Schickſale der Menſchheit! Ich habe mich ſo oft entſetzt, daß ich war, wenn ich erwog was ich-werden könnte.

Und doch, nahm hier der Vater das Wort — ſo ſehr der Zuſtand dieſer Elenden auch mich gerührt hat; — in der Vorſtellung iſt er ſchrecklicher, als in der Empfindung. — Kann der Mangel des Bewußtſeins für den noch Elend ſeyn, der es verlor?

Das nicht. So wenig, als der Tod für den Todten. — Aber wenn es nun noch da iſt, oder zurückkehrt, dieſes Bewußtſein? wenn der Elende Gott mit Thränen um ſeinen Tod bittet; oder, gleich Jenem, auf den dürren Wipfel eines Baums zeigt, deſſen untere Zweige noch grünen, und mit Erſchütterung ausruft: Er ſtirbt von oben!

Mäßige deine Empfindungen! ſagte der Vater. Du denkſt dir das Bewußtſein dieſer Unglücklichen mit aller der Klarheit, aller der Kraft, wie dein eignes; aber deren ſind ihre zu geſchwächten, zerrütteten Seelen wohl nicht mehr fähig. — Und wären ſie ihrer fähig: — der Arzt verzweifelt nur dann, wenn der Kranke nicht mehr fühlt, daß er leidet. Es wäre Hoffnung zum Leben.

Hoffnung! — ah, ich fürchte: wie auf dem Gange zum

Hochgerichte; ein matter, trüber Schimmer von Hoffnung! — Und die Furcht, die ſich ihr anhängt, mein Vater! — Wenn man bedenkt, was das ſagen will: ſeine ganze Kraft ſo gehemmt zu fühlen! nur noch Vernunft zu haben, um ihrem Verſchwinden mit zuzuſehen! um dem Verlöſchen dieſes göttlichen Funkens mit zuzuſehen, der unſere Würde, unſere ganze Seligkeit ausmacht! in dem tödtlichſten aller Gedanken nicht bloß das Ziel ſeines Fortgangs zu denken, auch ſein Zurückſinken von jeder erreichten Stufe bis zur Kindheit, bis unter die Kindheit hinab; Gott! Gott! welch Gefühl muß das ſeyn! — Und wenn nun das vollends einen Mann trifft, der ſich näher an den Gipfel hinangearbeitet hatte; wenn ſo ein Mann nun in die entſetzliche Kluft ſchaut, die ſich unter ihm aufthut; wenn er ſeinen Fuß ſchon ausgleiten fühlt, den Boden ſchon vermißt, der ihn tragen könnte: — o, ich ſeh' ihn! ich ſeh' ihn! — noch hängt er mühſam da an einem zitternden Arme; noch ringt er mit aller Kraft ſeines Weſens, ſich neuen Schwung zu geben; — umſonſt! umſonſt! Sein Gewicht zieht ihn tiefer und immer tiefer, und in ohnmächtiger Verzweiflung giebt er ſich auf, und verſchwindet. — — Sie ſprachen von ſchwächerm, von dunklerm Bewußtſeyn? Und wenn dies auch beim Erwachen derer wäre, die nur Kinder, nur Schwachſinnige wurden; was wird's bei denen ſeyn, deren wildes, tobendes Blut man nur mit Ketten bändigt? Werden auch dieſe, wenn ſie erwachen — —

Er ſchwieg von neuem, und auch der Vater ſaß nachdenkend und traurig; denn er hatte ſchon den Schmerz des Abſchieds im Herzen. Er überdachte die künftige weite Entfernung von ſeinem Sohne, überdachte die Gefahren, die ihn um-

ringen würden, ſein noch ſo jugendliches Alter und das raſche Feuer ſeines Charakters: und alles das, mit den Eindrücken zuſammengenommen, die er gehabt hatte, erfüllte ſein ganzes Herz mit Wehmuth.

Man hat den Tod, fing der Sohn wieder an, das Schrecklichſte unter dem Schrecklichen genannt; was müſſen Wahnſinn und Raſerei ſeyn, wenn dieſe jenen zur Wohlthat machen? — Und im Grunde: was heißt auch Sterben? Wenn es das allgemeine Schickſal Aller iſt, die geboren wurden; wenn es oft nur auf uns, auf die Größe unſerer Seele ankommt, daß es zu unſerm letzten, herrlichſten Ruhme werde; wenn jeder, der den fühlloſen Leichnam ausgeſtreckt ſieht, mit Gedanken ſeines eigenen Todes an ſeine Bruſt ſchlägt, und wir dann, den Augen der Menſchen entnommen, in ewiger Ruhe ſchlummern: o, wie wenig, wie nichts iſt denn das! wie nichts gegen jenen ſchrecklichern Tod, wo in ſo mancher Seele das Mitleiden Verachtung, ſtolzer Spott über den Unglücklichen wird; wo ſich ſo gar nichts thun läßt, das unſer Elend ehrenvoll mache; wo man oft im Grabe wieder lebendig wird, um den Gräuel ſeiner Verweſung zu ſehen!

Deine Bilder werden gräßlich, ſagte der Vater.

Uebertreib' ich ſie aber? — Das Elend der Menſchheit, in ſeinen tauſend und tauſend Geſtalten, ſteht vor mir; aber in keiner ſeh' ich es ſo ſchwarz, ſo furchtbar, ſo meine ganze Natur erſchütternd.

Weil jetzt dieſe eine Geſtalt hervorſpringt; weil ſie beleuchteter iſt. — In Augenblicken lebhafter Theilnahme verbleicht und verſchwindet jedes andere Bild, und immer ſcheint das Eine, das in voller Gluth ſeiner Farben daſteht, das einneh-

mendere oder das grauſenvollere. — Wie, wenn ich ſelbſt dir ein Elend nennen könnte, das weit, weit über dieſes wäre?

O verſchweigen Sie's, bitt' ich.

Du ſchlosſeſt von den Schrecknissen des Todes auf die größern des Wahnſinns, weil dieſer jenen wünſchenswerth macht; ſchließe weiter auf die noch größern des höchſten Elends, wo wieder Wahnſinn als Wohlthat erſcheint. Oder, wenn du glaubſt, daß ich zu viel ſage; wirf einen Blick auf die Laſterhaften, die dem Greis, ihrem Vater, deſſen Schickſal dir ſo an's Herz ging, dieſes Schickſal bereiteten! Wenn ſie nun früher oder ſpäter aus ihrem Taumel erwachen, und allen den Jammer, den ſie bewirkten, die ganze Unmöglichkeit des Erſatzes, die ganze ſchreckliche Zerſtörung ihrer eigenen Kräfte erblicken; wenn ſie, mit Fluch und Schande bedeckt, ſich ſelbſt ein Abſcheu leben, und auch die Ausſicht in die Ewigkeit, die ſonſt der Elenden letzter Troſt iſt, ſich ihnen verfinſtert: — ſprich! wird nicht ihr Erwachen ſchrecklicher ſeyn, als das Erwachen des Raſenden auf ſeinem Strohlager, in ſeinen Ketten? wird nicht jener fortdauernde, zwar ſchreckhafte Traum ihnen Wohlthat dünken, vor deſſen Wiederkehr jene Unglücklichen, als vor ihrem einzigen Uebel, zittern?

Wahr! wahr, mein Vater! — Sie führen mich vor den Eingang der Hölle.

Und doch widerſprach ich dir allzuraſch. Denn auch dieſes Elend iſt Wahnſinn. — Prüfe nur den Grund deiner Pflichten! Sind ſie Geſetze eines eigennützigen Obern, der durch deine Unterdrückung gewinnt? eines ſchadenfrohen Tyrannen, der ſich Gelegenheiten zu Strafen durch ſie bereitet? Oder ſind ſie in dem weſentlichen Zweck deines Daſeins, in der höchſten Beſtimmung deiner Natur gegründet?

Das Letzte; gewiß das Letzte! Sie ſind Bedingungen meines Wohls, die auch der Schöpfer ſelbſt nicht aufheben kann, ohne daß er vorher meine Natur zerſtöre.

Nun dann! So iſt denn die Tugend nichts, als das in Ausübung gebrachte, deutliche, volle Bewußtſein unſer ſelbſt, unſerer Beſtimmungen, Verhältniſſe, Kräfte. Und ihr Entgegengeſetztes, das Laſter? — was wird es ſeyn, als eine fortwährende Abweſenheit dieſes Bewußtſeins? als eine Verfinſterung der Seele, die dann und wann ein lichter ſchrecklicher Augenblick unterbricht? Frage auch nur das Urtheil der Welt! Sie giebt dem Laſter alle Namen des Wahnſinns, von den erſten leichtern Thorheiten an bis zu den letzten wildeſten Ausbrüchen der Wuth; und ihre Behandlung der einen Gattung von Raſenden iſt, wie die Behandlung der andern. Sie verſchließt ſie, feſſelt ſie, züchtiget ſie; oder wenn ſie ſie frei läßt, ſo wandeln die Elenden umher, gleich jenen unſchädlichen, ruhigern Wahnſinnigen, die der feinere, edlere Menſch bejammert, und die der Pöbel verſpottet. — Du ſtehſt in Gedanken, mein Sohn?

O mein Vater! — Sie geben mir für das Laſter einen Geſichtspunct — —

Sieh, das wünſcht' ich. Ich wünſchte, die Eindrücke, die wir gehabt haben, heilſam zu machen. — Daß wir für jene Unglücklichen zitterten, das war ſo fruchtlos für uns, wie für ſie: denn am Ende war unſer ganzer Gewinn, daß wir ein menſchliches Gefühl hatten; aber ſage: welch ein Gefühl! Von jener demüthigenden niederdrückenden Art, die unſere ganze Thätigkeit ungereizt läßt, und die es vielleicht beſſer iſt nie gekannt zu haben. — Hier hingegen, hier ſehen wir uns im Reiche der

Freiheit, und unſere Kräfte finden ihr Spiel: wir können gegen den Tyrannen, das Schickſal, nichts; aber gegen die Sirene, die Sinnlichkeit, Alles. Und ſo laß uns nicht mehr da zittern, wo es ohne allen Gewinn iſt; lieber da, wo es uns Heil bringen kann! — Oder meinſt du nicht, daß uns das Elend des Laſters in eben dem Grade mehr erſchüttern ſollte, in welchem es furchtbarer iſt?

Es iſt vermeidlich, mein Vater! Wir zittern weniger am Tage, als bei der Nacht; weniger vor dem offnen Feinde, als vor dem Meuchelmörder.

Wahr geſagt, völlig wahr! Aber ſetze dieſer Bemerkung eine andere zur Seite: was vor dem Einbruche des Uebels die Schrecken deſſelben mindert, das macht ſie, nach dem Einbruche, größer. — Sich ſelbſt als Urheber ſeines Elends denken! ſelbſt das Ziel ſeines Haſſes, der Gegenſtand ſeiner Verwünſchungen ſeyn! wie grauenvoll, wie entſetzlich iſt das! — Und dieſes eingeſehen; wozu ſoll deine Bemerkung uns führen? Daß wir ſorglos, mit halbgeöffneten Augen hinträumen, des Weges, den wir wandeln, nicht inne werden, und ſo uns muthwillig aller Vortheile des Lichts berauben? Oder daß wir über den grauenvollen Abgründen, neben denen ſich der Pfad des Lebens hinſchlingt, die Augen offen halten, und uns gegen die rings umgebenden Gefahren mit Wachſamkeit, mit Stärke der Seele rüſten? — Komm auf die Bilder zurück, die dich ſo mächtig erſchütterten! Setze dich in Gedanken an die Stelle des Unglücklichen, der ſchon die erſten Anlagen zum Wahnſinn, die erſten Anwandlungen der Wuth, in ſeinen trüben Abweſenheiten, in ſeinen wilden Krämpfen bemerkt! Sieh in dieſem Zuſtande eine Möglichkeit, dich zu retten, und ſage: wird

nicht alle Begehrungskraft deiner ganzen Seele in den einzigen Wunsch zusammenstürzen, diese Möglichkeit zu verwirklichen?

O Gott! —

Auch das Laster, mein Sohn, hat seine Anlagen, hat seine Anwandlungen; und wohl dem Jünglinge, der sie nie in sich gewahr wird, ohne zu schaudern! Sie zeigen sich in der Heftigkeit der Begierden, in dem Ungestüme der Leidenschaften. Jenes deutliche, volle Bewußtsein unser selbst, worin wir die Tugend fanden, will eine besonnene, ruhige Seele. — Wen also schon öfter seine Begierden über die Gränzen der Mäßigung rissen; wer schon mehrmal in der Hitze der Leidenschaft heiliger Pflichten vergaß, der mag erschrecken und wachen! Er ist dem fürchterlichsten der Zustände, dem Wahnsinn des Lasters, so viel näher, als andere Menschen.

Der Sohn verstand nur allzuwohl den liebreichen, aber ernsten Blick seines Vaters. Er erinnerte sich seines vergangenen Lebens, und mehr als Eine Ausschweifung, die ihm hätte verderblich werden können, trat vor ihn.

Aber, fuhr der Vater fort: welche Mittel hat der Jüngling in seiner Macht, der kalten Vernunft über glühende Sinnlichkeit, über tobende Leidenschaften den Sieg zu sichern? — Eine Vernunft, die mit solchem Ansehen, solcher Uebermacht herrscht, daß auf ihren ersten Ruf alle Begierden schweigen und sich ehrerbietig zurückziehen, ist sicher möglich, ist in den Besten und Edelsten des Menschengeschlechts wirklich; aber sie ist Vorrecht des schon reifen, ausgebildeten Weisen, nicht des noch reifenden, in der Bildung erst begriffenen Jünglings. In diesem herrscht mit Uebermacht die Phantasie, die Empfindung; und das Beste, ja vielleicht Einzige, was er zu seiner Sicherung

thun kann, ist: eben mit Phantasie und Empfindung seine Vernunft so zu befreunden, den Gedanken der Pflicht mit den feinsten, zartesten Gefühlen des Herzens so zu verschlingen und zu verketten, daß auf den ersten, nie ausbleibenden Ruf des Gewissens diese Gefühle mit jenem Gedanken zugleich erwachen, und ihm mit all ihrer Stärke, all ihrem Feuer zu Hülfe kommen. — Es giebt Augenblicke im Leben, die sich tief, die sich unauslöschlich in das Gedächtniß prägen, eben weil sie das ganze Herz entweder zerrissen oder empörten: und in solchen Augenblicken seine Entschlüsse zum Guten fassen, sich selbst es schwören, daß man immer der Pflicht getreu, immer rechtschaffen und edel seyn wolle — o mein Sohn! das kann so wohlthätige, so heilsame Folgen für unser ganzes Leben haben. Den empörenden Augenblick haben wir heute gehabt; und der herzzerreißende — steht uns bevor — morgen — wenn wir zum letzten Male — beim Abschied —

Die Stimme schwankte dem Vater, und der Sohn, von Empfindung überwältigt, warf sich mit lauten Thränen ihm in die Arme. — Sobald der Gebrauch der Stimme ihm wieder frei ward, schwur er ihm an seinem Herzen den Eid: daß die Erinnerung dieses Tages ihn nie verlassen, daß sie ihm eine stete ehrwürdige Erweckerinn zur Tugend seyn sollte; und dieser Eid blieb ihm sein ganzes Leben lang heilig. Oft, wenn die Gelegenheit lockte, und die Begierde aufbrauste, erschien ihm plötzlich der gute, zärtliche Greis, mit der Thräne der Rührung auf seiner Wange; er hörte noch den sanften, schmelzenden Ton seiner Stimme, fühlte noch den warmen, liebevollen Druck seiner Hand: und keine Leidenschaft, wie ungestüm sie auch war, vermochte etwas gegen die Kraft dieser Erinnerung.

Ein und dreißigstes Stück.

Zwei Gespräche.

Erstes Gespräch.

Nein! sagte der große Tonkünstler Graun zu dem noch größern Mathematiker Euler: die bloße Kenntniß der Regeln der Harmonie macht's nicht aus; mit ihr allein ist man kein Meister. Müßten sonst nicht Sie, der Sie jene Regeln so gründlich inne haben, einer unserer größten Tonsetzer seyn?

Und wie, wenn ich's wäre? antwortete der Mathematiker lächelnd. Ich habe nur bisher die Kunst nicht geübt; ich muß es versuchen. — Sie gaben sich das Wort, beide auf einen bestimmten Tag ein Stück zu liefern.

Die Arbeit des Musikers war, wie immer, nicht nur in der Harmonie völlig richtig, auch einschmeichelnd, sangbar, voller Geist und Gefühl; man war nicht zufrieden, als bis man sie öfter hörte. Die Arbeit des Mathematikers war nach den Regeln untadelhaft; aber unsangbar, steif, ohne die mindeste Anmuth: man war froh, als er die letzte Note anschlug.

Nun? fing der Tonkünſtler mit einem kleinen beſcheidenen Triumph an: ſo wenig Vorzügliches meine Arbeit hat, ſo bin ich doch kühn genug, daß ich Sie Selbſt zum Richter nehme; Sie, der Sie das Gute wenigſtens fühlen, wenn auch nicht hervorbringen können. — Sie haben Recht, ſagte der Mathematiker, indem er ſeine Noten zerriß: mit der Kenntniß der Harmonie iſt's nicht gethan; aber — freuen muß ich mich, daß mir meine Liſt ſo geglückt iſt. Ich bin Freund von Muſikalien, die niemand als ich allein beſitze; abgeſchmeichelt hätte ich Ihnen dieſes neue reizende Stückchen ſchwerlich; ſo habe ich's Ihnen abſtreiten wollen. — Der Tonkünſtler lachte, und ſchenkte ihm das Stück auf der Stelle.

Bei dieſem kleinen freundſchaftlichen Wettſtreit waren, durch Zufall, ein paar jüngere Männer, der eine ein Schüler von Graun, der andere ein Schüler von Euler, zugegen. — Sie ſehen, ſagte der junge Tonkünſtler, indem er mit dem jungen Mathematiker fortging, wie unnütz für unſere Kunſt Ihre mathematiſche Theorie iſt.

Unnütz? fragte der Mathematiker. Das ſehe ich nicht.

Unnütz in jeder Abſicht, mein Herr. Denn für's erſte hat ſie noch nie ein Genie hervorgebracht, und wird und kann keins hervorbringen — —

So wird ſie's doch führen, erleuchten.

Auch das nicht. —

Hat denn Ihr Meiſter nicht Theorie?

Allerdings! Trotz dem Beſten! — Aber ich behaupte, er würde nichts ſchlechter ſeyn, wenn er auch keine hätte. Mit dieſem feinen, zärtlichen, richtigen Sinn, womit er geboren iſt, dieſer Kenntniß der beſten Werke vor ihm, dieſer vieljährigen

Uebung, würd' er Alles, was er hervorbringt, allein hervorbringen können.

Die leichtern, einfachern Werke vielleicht. Aber auch die ſchwerern, vollſtimmigern Werke?

Alle. Alle. — So wie man in der Tonkunſt ohne Gehör, Uebung, Kenntniß der Muſter, nichts vermag, ſo vermag man mit dieſen Erforderniſſen Alles. Ja, Gehör allein, mit einer warmen, innigen Empfindung verbunden, muß ſchon genug ſeyn. Wie wäre ſonſt der erſte vortreffliche Tonkünſtler entſtanden?

Vortrefflich, mein Herr, iſt ein Verhältnißbegriff. Für ſeine Zeiten vielleicht war jener erſte Tonkünſtler vortrefflich; für unſere Zeiten wird mehr erfordert. Jetzt bedarf das Genie der zwiefachen Bildung, die ihm Muſter und die ihm Unterricht geben.

Bedarf ihrer? Dann iſt es nicht mehr Genie.

Warum nicht?

Das Genie, mein Herr, iſt eine lebendige Flamme, die ihr Licht, wie ihre Hitze, in ſich ſelbſt hat; eine ſchöpferiſche Kraft, deren Werke — —

Ja ja! ſagte der Mathematiker, der dieſen ſchneidenden, abſprechenden Ton eben nicht liebte; das Genie, wie ich wohl ſehe, iſt eine Ausnahme von den Regeln der Natur, iſt ein Wunder. — Kann ich's Ihnen doch zugeben, daß nicht allein das Genie, daß überhaupt jeder Tonſetzer unſer entbehren könne! Darum hat noch immer unſere Theorie ihren Werth.

Für wen? — wenn ſie für uns keinen hat.

Für uns ſelbſt.

Sonderbar! Die Theorie einer Kunſt ſoll für die Kunſt ſelbſt entbehrlich, und ſoll dennoch ſchätzbar ſeyn?

So gut, wie die Sternkunde es iſt. Obgleich die Geſtirne ſelbſt, zur Erfüllung ihres harmoniſchen Laufs, ihrer ewig entrathen könnten.

O die Sternkunde! die hat anderweitigen Nutzen. Ohne ſie könnte weder Schifffahrt, noch Zeitberechnung — —

Was Schifffahrt und Zeitberechnung! Laſſen Sie weder Schiffe, noch Almanache, noch Uhren, noch irgend etwas, wozu Sternkunde nöthig iſt, in der Welt ſeyn: ſie bleibt dennoch, was ſie iſt, eine der erſten, der vortrefflichſten Wiſſenſchaften.

Wie? Ohne zu nützen?

Was verſtehen Sie unter Nützen? — Oder, um kürzer davon zu kommen: wozu glauben Sie, daß die Muſik nützt?

Himmel! Wozu ſie nützt? Die Muſik? — Iſt ſie nicht von allen angenehmen Beſchäftigungen, die von Menſchen erfunden worden, die edelſte? feinſte?

So denkt von ſeiner Kunſt jeder Künſtler.

Aber nur Einer mit Recht.

Das fragt ſich. — Doch genug, daß Ihnen angenehm und nützlich nicht ſehr weit aus einander ſcheinen; und in der That ſind ſie's auch weniger, als man glaubt. — Ihre Kunſt nun iſt darum ſchätzbar, weil ſie auf eine angenehme Art Ihre ſinnlichen Empfindungskräfte beſchäftigt. Nicht wahr?

Allerdings! Und zwar die höhern, feinern, edlern Empfindungskräfte.

Wohl! Mir iſt wieder die meinige, nach allen ihren verſchiedenen Theilen, ſchätzbar, weil ſie meine Vernunft, und alſo eine Kraft meiner Seele beſchäftigt, die doch, hoff' ich, auch zu den höhern gehört, und die wohl ſo viel als jede andere werth iſt. — Wollen Sie, ſtatt Beſchäftigen, etwas Anderes ſagen,

das natürlicher Weise daraus entspringt: Bilden, Erhöhen, Erweitern; ich bin's zufrieden. Die Tonkunst also bildet, erhöhet, erweitert Ihr Empfindungsvermögen; die mathematische Theorie derselben bildet, erhöhet, erweitert meine Vernunft. — Mit andern Worten: Diese Theorie ist eine Kunst für sich selbst, die ihren innern, von andern Künsten unabhängigen, Werth hat. Mag sie dem Tonkünstler zu seiner Ausübung nützlich oder unnützlich seyn; was kümmert das mich?

Aber, stotterte der Tonkünstler, dem hier seine Phraseologie plötzlich ausging: wenn Sie sonst nichts als Beschäftigung Ihrer Vernunft suchen, so sollt' ich denken — —

Was?

Ich sollte denken: es gebe der andern Arten, sie zu beschäftigen, so viele, so mannichfaltige — —

Daß wir dieser entbehren könnten?

Das meint' ich.

Jene andere Arten, mein Herr, sind andere Arten, nicht diese. Und wie, wenn nun diese Art der Beschäftigung, so wie jede, ihr Eigenes hätte? Wie, wenn sich die geübte Kraft um so mehr vervollkommnen und bilden müßte, von je mehrern Seiten und je mannichfaltiger sie geübt wird? Wie, wenn eben deswegen — — Doch da sind wir ja an unserm Scheidewege, wo wir uns trennen müssen. Leben Sie wohl!

Zweites Gespräch.

Sie geben der Kritik einen hohen Werth — sagte einst zu unserm bescheidenen Moses Mendelssohn ein junger selbstgefälliger Dichter.

Aber doch keinen zu hohen, hoff' ich. Sie ist Philosophie über den Menschen, und ist als solche zu der ersten, der wichtigsten unserer Kenntnisse gehörig.

Von dieser Seite freilich — —

Kennen Sie an ihr eine andere? — Entweder will sie dem Dichter zeigen, wie er seinen Zweck zu vergnügen, zu gefallen, erreichen kann; oder sie will ihn über die Beschaffenheit des Gegenstandes erleuchten, den er bearbeitet. In beiden Fällen entwickelt sie ihm die Natur des innern, des sittlichen Menschen.

Hat denn aber nur diesen die Dichtkunst zum Gegenstande?

Zum Gegenstande, dem sie gefallen will, immer; zum Gegenstande, den sie bearbeitet, nicht nur oft, sondern in allen ihren besten, ihren genievollsten Werken. Immer kommt die Kritik auf den Menschen hinaus; und diesen, bis in seine feinsten Eigenheiten und Schattirungen, zu kennen — —

Ist wichtig; ich gestehe das zu. Nur, ob sich die Kritik nicht unnütze Mühe giebt, wenn sie mit ihrem Unterrichte, statt an den Sittenlehrer, sich an den Dichter wendet; ob diesen unterrichten zu können, nicht eine stolze Anmaßung ist, von der sie wohl thun würde, zurückzukommen — —

Ich sollte nicht denken.

Sie halten also wirklich die Kritik für Lehrerinn des Ge-

nies? — Ich habe bisher geglaubt, daß ſie nur ſeine Schülerinn ſei.

Das Wahre wird wohl ſeyn: ſie iſt beides.

Schülerinn ganz gewiß, ganz unläugbar.

Nun ja! —

Denn ſicher hat ſie Alles, was ſie weiß und was ſie nun zu lehren ſich das Anſehen giebt, einzig und allein von den Genies.

Ich glaube faſt ſelbſt. — Nicht zwar, als ob die große Schule der allgemeinen Lehrerinn, der Natur, ihr verſchloſſen wäre; aber ſie findet es für ſich vortheilhafter, lieber die des Genies zu beſuchen. In jener großen Schule tönen der Stimmen ſo viele Tauſende durch einander, daß jede einzelne zu unterſcheiden und zu verſtehen unendlich ſchwer iſt. Das Genie mit ſeinem höchſtfeinen, höchſtglücklich organiſirten Sinne hat die einzelnen Stimmen herausgehört, hat ſie vollkommen gefaßt; giebt den erhaltenen Unterricht wieder, und giebt ihn in der vernehmbarſten Sprache, mit den deutlichſten Tönen wieder. Kein Wunder alſo, daß die Kritik, um ſich zu belehren, lieber dieſe eingeſchränktere Schule, als jene unermeßliche wählt.

Und wenn ſie nun dieſe Schule verläßt, wird ſie Lehrerinn ihres Lehrers, unterrichtet ihn mit ſeiner eigenen Weisheit. Nicht wahr?

Wenn er ſchlummert und fehlt; warum nicht? — Aber hat ſie denn nur in dieſer Einen Schule geſeſſen? — Wie, wenn ſie ſchon vorher eine Menge anderer durchwandert wäre, noch täglich neue beſuchte, in allen aufmerkte, lernte, das Gelernte vergliche, ſich das Wahrſte, Fruchtbarſte, Beſte herausnähme? Wär' es nicht da ſehr möglich, daß die Schülerinn mit allen Ehren auch einmal Lehrerinn würde? — Oder muß vielleicht

das Genie, in jedem Augenblick seines Wirkens, Genie seyn? muß es die Stimme der Natur nie verhören, nie mißverstehen, sondern, weil es so Vieles faßt, gleich Alles und Alles fassen?

Das behaupt' ich nun nicht; aber gleichwohl — Genie zu seyn, und Unterricht anzunehmen! Von der Kritik!

Sagen Sie lieber: von andern und von höheren Genies. Denn nach Ihrem eigenen Ausspruche, weiß ja die Kritik Alles, was sie weiß, nur von diesen.

So wendet das Genie sich lieber unmittelbar an diese; wozu an jene? — Daß das Studium guter Muster, wenn auch nicht ganz unentbehrlich, doch immer sehr nützlich sei, räume ich ein. Nur das Regeln-Annehmen scheint mir zu klein, zu erniedrigend für das Genie.

Sollten Sie hier nicht in einen Widerspruch fallen?

Ich? — Und wie das?

Sie geben das Studium der Muster nach; und nun muß ich Sie fragen: Was sucht denn das Genie in den Mustern? Sucht es etwas anders, als Regeln? — Denn daß es kommen sollte, um zu rauben und zu plündern, will ich nicht hoffen.

Das thun nur Stümper, nicht Meister.

Sehr recht! — Also will das eine Genie dem andern nur gewisse Vortheile abmerken, sich nur gewisse Beobachtungen abziehen, die es künftig bei seinen eigenen Werken anwenden und nutzen könne. Meinen Sie nicht?

So ungefähr. —

Und wenn es nun diese Vortheile oder diese Beobachtungen klar genug denkt, um sie in Sätze zu fassen; werden sie ihm nicht da, gleichsam unter den Händen, zu Regeln? — Wenn also das Studium von Mustern dem Genie nicht zu klein ist,

ſo kann ihm auch unmöglich das Regeln-Annehmen zu klein ſeyn.

Aber es findet ſich dieſe Regeln ſchon ſelbſt. Was bedarf es dazu der Kritik?

Verzeihen Sie! Wenn nur nicht das Genie, wie Sie mich faſt befürchten laſſen, für allen Umgang mit der Kritik zu vornehm iſt — und das ſind doch ſonſt die Großen nicht, wo es auf ihren Vortheil ankommt; — ſo, dächt' ich, könnt' es hier von der Willfährigkeit der Kritik guten Nutzen ziehen. Auf das Abſondern, das Hinaufſteigen zum Allgemeinern, das zum Regeln-Bilden ſo nothwendig gehört, verſteht ſich dieſe Tochter der Philoſophie unſtreitig ein wenig beſſer. Und wenn alſo das Studium der Muſter, zum Erkennen der Regeln der Kunſt, ſeinen Nutzen hat; ſo wird, ſollte ich meinen, ein Ariſtoteles, neben dem erſten griechiſchen Tragiker, ein Home, neben dem erſten brittiſchen aufgeſchlagen, ein ganz brauchbares Buch ſeyn. — — Ich hatte, da Sie hereintraten — wo ließ ich's? — ein Stück in der Hand — —

Das hier vielleicht. Nicht?

Eben das. — Haben Sie's ſchon geleſen?

O, nicht geleſen — verſchlungen!

Es hat wirklich der Schönheiten nicht wenig.

Das ſollt' ich denken!

Es könnte mehrere haben. — Der Verfaſſer, ſieht man, hat ſeinen Shakespear geleſen, mit Inbrunſt, mit Entzücken geleſen.

Er weiß ihn auswendig.

Und doch hat er, meines Bedünkens, ihn lange noch nicht genug geleſen.

Andere glauben dagegen: zu viel.

In gewiſſem Sinne glaub' ich das auch. — Er hat ihn zu viel geleſen, weil man ſo oft auf Dinge ſtößt, die an ein roheres, ungebildeteres Zeitalter erinnern, als das unſrige iſt. Er hat ihn zu wenig geleſen, weil er gewiſſe Vollkommenheiten überſehen hat, deren Kenntniß und Anwendung ſein eigenes Werk ungemein würde verſchönert haben. — Wie wünſcht' ich, er hätte auch den Home gekannt, oder ſich ſeiner erinnert!

Nun? Würde der ihn gelehrt haben, wie er es beſſer machte?

Gewiß! Nur müſſen wir uns über dieſes Wie recht verſtehen. — Die Kritik kann dem Genie keine Arbeit abnehmen, auch nicht die kleinſte; ſie kann ihm eben ſo wenig den erfinderiſchen Geiſt, die Herzenswärme, die Macht über die Sprache, in höherm Grade mittheilen, als es ſie ſelbſt ſchon hat. Alles was ſie vermag, aber glücklicher Weiſe auch Alles, was das Genie bedarf, ſind Winke, Warnungen, Fingerzeige. — Unſerm Verfaſſer, zum Beiſpiel, wenn er anders für guten Rath empfänglich iſt, würde Home weiter nichts geſagt haben, als: Freund! deine Leidenſchaften ſprechen zu viel von ſich ſelbſt; das iſt, meines Wiſſens, nicht ihre Art; beim Shakespear ſprechen ſie lieber von ihrem Gegenſtande. — Dies geſagt, würde Home beſcheiden zurückgetreten ſeyn; und die wahren Reden zu finden, wäre dann Sache des Dichters geblieben.

Ich geſtehe: wie Sie Sich jetzt erklären — —

Hatt' ich mich ſchon anders erklärt? — Erfinden, eingeben, in die Feder ſagen, wird die Kritik nichts; und wenn ſie das auch könnte und wollte — —

So würde das Genie ſich's verbitten.

Natürlich! Weil es immer lieber ſelbſt denkt, als ſich vor-

denken läßt. Dies iſt ſeine Art überall: auch wo nähere Belehrung, wie in der Mathematik, auf das vollkommenſte kann gegeben werden. Der flüchtigſte Leſer geometriſcher Werke iſt immer der große Geometer ſelbſt. Lehrſatz und Figur, die ſind Alles was er bedarf; den Beweis, wenn er ein Euler iſt, weiß er ohne Anleitung zu finden. Vielleicht auch, wenn er kein Euler, wenn er nur ein Abraham Wulff iſt.

Wer iſt dieſer Abraham Wulff?

Einer meiner jüdiſchen Freunde. Kein eigentlicher Gelehrter, aber ein Mann von ungemeinem Talent für Mathematik. — Einſt fragte er mich um den Beweis eines nicht leichten geometriſchen Satzes; ich zeichnete die Figur: aber noch war ich mit den Hülfslinien, die ich zur Führung meines Beweiſes nöthig hatte, nicht völlig fertig, ſo ſchrie er vor Freuden auf, dankte mir wie für eine erwieſene Wohlthat, und war verſchwunden.

Kann man ihn kennen lernen, den Mann?

O ja! durch Leſſing.

Durch Leſſing? Der iſt ja nicht hier.

Aber ſein Nathan iſt hier. Leſen Sie die Rolle Al-Hafi's, und Sie haben von meinem guten Abraham Wulff, der ihm wirklich zu dieſer Rolle geſeſſen hat, den ganzen Charakter, die ganze Seele. An dem äußern Anſehen des Guten, Wilden, Edlen, wie Nathan ſeinen Al-Hafi nennt, kann Ihnen nicht liegen.

Zwei und dreißigſtes Stück.

Mäcen an Auguſt *).

Ich habe dem Vorſchlage nachgedacht, Imperator, den Du mir geſtern in einer vertrauten Unterredung mittheilteſt. Du willſt durch mich die berühmteſten unter den griechiſchen Dichtern und Weltweiſen nach Rom berufen. In ihrem Umgange glaubſt Du die beſte Erholung von den Geſchäften des Staats zu finden, durch ihre Ermunterung und Belohnung Dir um Wiſſenſchaften und Künſte ein Verdienſt zu erwerben, und in ihren Werken geprieſen, Deinem Namen die Unſterblichkeit zu verſichern.

*) Abgeſchrieben im Vatican von dem Einbande eines alten Kirchenvaters. Die Echtheit iſt ſchon wegen der Schreibart zweifelhaft, da ſie ganz und gar nicht jene weichliche und getändelte iſt, welche Mäcen gehabt haben ſoll.

Laß mich Dir gleich Anfangs, Imperator, das Lob wiederholen, das ich ſchon geſtern dieſem Vorſatze gab. Es iſt ein Gedanke, Deiner großen, ruhmbegierigen Seele würdig; und ihn auszuführen, iſt vielleicht für den Erben eines vergötterten Julius das Einzige, wodurch er ſich vor Welt und Nachwelt auszeichnen kann. — Kriegesthaten kannſt Du ſchwerlich mehr oder größere, als Dein Vater, verrichten; und wie fein auch Deine Staatsklugheit, wie weiſe Deine Geſetzgebung iſt, ſo zweifle ich doch, ob Du ihn mehr als erreicht haſt. Nur dieſen einzigen Lorbeer hat Dir Cäſar noch übrig gelaſſen. Nicht, als ob er auf Wiſſenſchaften und Künſte mit der rauhen Verachtung eines bloß kriegeriſchen Marius herabgeblickt hätte; das konnte der nicht, der Roms erſter Redner würde geworden ſeyn, wenn er nicht ſein erſter Feldherr geworden wäre: aber unaufhörliche Kriege hinderten ihn, die Künſte des Friedens zu pflegen, und in den Monaten der Ruhe war es, bei dem allgemeinen Sittenverderben, ihm wichtiger, der Solon, als der Perikles ſeines Volks zu werden.

Nur das Einzige laß mich bei Deinem Entwurfe fragen: warum es nicht Römer, ſondern Griechen ſeyn ſollen, die Du des freiern Zutritts zu Deinem Palaſt und Deines nähern, vertrautern Umganges würdigſt? Könnte nicht dieſe Begünſtigung eines fremden Volks, dieſes laute Zeugniß von Deiner größern, vielleicht nicht ganz verdienten, Achtung gegen den Geiſt und die Sprache deſſelben, einen widrigen, wohl gar einen ſchmerzlichen Eindruck auf Deine Römer machen? Beſonders wenn die Griechen, wie ihre angeborene Eitelkeit fürchten läßt, ſich mit dem Vorzuge brüſteten, den der erſte Mann der Welt ihren Talenten gäbe, und wenn ſie verachtend auf die herabblickten,

die nicht allein Cäsars Siege, die auch Deine eigenen unsterblichen Siege erfochten, und deren Väter mit Strömen ihres Bluts alle die Reiche gewannen, über welche Du jetzt Dein glorreiches Scepter ausstreckst. Schon von Dir allein und unmittelbar geäußert, müßte die Verachtung ihres Geistes und ihrer Sprache, die gleichsam der Maaßstab des Geistes ist, Deinen Römern wehe thun; und wie viel mehr noch, wenn übermüthige Ausländer ihnen diese Verachtung mit Dir zugleich, und beschämender und empfindlicher, zeigten. Wahrlich! auch in mir erwacht, bei der bloßen Vorstellung hievon, der Römer; obgleich ich, wegen der engern Bande der Freundschaft, die uns verknüpfen, weniger den Stolz, als die kriechenden Schmeicheleien dieser Fremdlinge würde zu fürchten haben. Die Selbstliebe, weißt Du, wird durch unser eigentliches Selbst nicht begränzt; in dem Gliede unsers Hauses, unsers Stammes, unsers Volks, in dem Manne von gleicher Sprache, gleichen Sitten, gleichem Geschäft, fühlen wir auch uns erhoben oder herabgesetzt, geschmeichelt oder beleidigt.

Das erste Ziel Deiner Wünsche ist die Liebe, die Anhänglichkeit Deiner Römer: nicht bloß, weil eben dadurch Deine Herrschaft am festesten gegründet wird; sondern auch weil Deine eigene Liebe für sie, der Natur dieser schönen Empfindung gemäß, nach Erwiederung strebt. Verbinde Dir also ihre Herzen durch denjenigen Beweis von Achtung, der für Menschen, die aus der ursprünglichen Rohheit zur Verfeinerung übergingen, immer der süßeste und der schmeichelhafteste ist! Laß sie inne werden, daß Du nicht bloß ihren Arm, sondern auch ihren Geist an ihnen schätzest, daß Du sie fähig glaubst, mit ihrer kraftvollen edlen Sprache ähnliche Wunder, wie mit ihren Waffen, zu thun; und daß es die Erfüllung Deines innigsten Wunsches,

der ſchönſte Triumph Deines Lebens ſeyn würde, wenn Du Deine Römer allen andern Völkern der Welt, durch ihre Geiſteswerke, wie durch ihre Siege, die Palme könnteſt entwinden ſehen! Werde Beſchützer, Ermunterer, Beförderer jedes ſich auszeichnenden beſſern Talents; und ſei gewiß, daß Dein entzücktes dankbares Rom, wenn es Dich an der Spitze ſeines werdenden ſchönen Jahrhunderts erblickt, nicht bloß den Beförderer, ſondern ſelbſt den Schöpfer deſſelben in Dir anbeten wird.

Ich geſtehe Dir, Imperator, daß es mir außer der Macht auch des größten Beherrſchers ſcheint, den Zeitpunct der Geiſtesblüthen bei einem Volke herbeizuführen; denn dieſer Zeitpunct hängt an einer Unendlichkeit zuſammentreffender Urſachen, die der Herrſcher ſo wenig in's Daſein rufen kann, daß er vielmehr ſelbſt unter ihrem Einfluſſe ſteht, und immer nur denjenigen Grad der Bildung, des Geſchmacks, der Einſicht beſitzt, den ſein Jahrhundert ihm zuläßt. Indeſſen, wenn das Vorurtheil von der Allgewalt der Herrſcher, auch in dieſem Punct, einmal da iſt; wenn der Römer von Dir wird hervorgelockt glauben, was ohne Dein Zuthun, wohl gar ohne Dein Wiſſen, ſchon im Verborgenen keimte und reifte; wenn er glauben wird, daß ohne Deine beſchützende Liebe, ohne den Sonnenblick Deiner Huld, die ſchönen Früchte ſeines mehr und mehr ſich entwickelnden Geiſtes nicht würden entſtanden, wenigſtens nicht zu dieſem Grade der Reife und Schmackhaftigkeit würden gediehen ſeyn: ſo nutze dieſen Glauben zur Vermehrung ſeiner Liebe gegen Dich, und zur Verherrlichung Deines jeder Glorie ſo würdigen Namens! Laß ihn wähnen, nur Deinem belebenden Einfluſſe die edlern Vergnügungen der Phantaſie und des Herzens ſchuldig zu ſeyn, die dem verfeinerten Erdenbürger ſo viel mehr, als die

gröbern Freuden der Sinne gelten, und die auch dem Weiſen, wegen ihrer nähern Verwandtſchaft mit den höchſten Gütern, der Wiſſenſchaft und der Tugend, ſo werth ſind.

Es iſt wahr, daß bei der Liebe zu den griechiſchen Wiſſenſchaften, die faſt allen Großen Roms durch ihre Erziehung eingeflößt wird, Du gewiß auch Dank von Römern verdienen würdeſt, wenn Du den alten ausgedörrten Boden Griechenlands wieder tragbar machen, und neue Blüthen und Früchte aus ihm hervortreiben könnteſt. Aber wie unendlich verbreiteter würde gleichwohl der Dank ſeyn, wenn Du als Schöpfer und Ernährer einheimiſcher römiſcher Kunſt erſchieneſt, wo die ganze Geſammtheit des Volks an Deinen Wohlthaten Theil nehmen könnte! Geſetzt, daß Du jene Tempel und Prachtgebäude, womit Du Rom theils ſchon wirklich ſchmückteſt, theils zu ſchmücken noch vorhaſt, in Attika errichteteſt: ſo würden ſie auch dort von Deinen Römern geſehen, bewundert, geprieſen werden; aber doch immer nur von den Wenigen, die Geſchäft oder Unterricht oder Vergnügen nach Griechenland hinlockt, nicht von der Maſſe des Volks, die bis auf Krieger und Seefahrer dem väterlichen Boden gemeiniglich treu bleibt. Und würden nicht auch jene wünſchen, auf immer und im Vaterlande ſehen zu können, was ſie nur auf die Zeit ihrer Abweſenheit und im Auslande ſahen? Würden ſie nicht in das Murren der Menge mit einſtimmen, daß Du die von Römern errungenen Schätze verſchwendeteſt, um mit Meiſterſtücken der Baukunſt einen fremden Boden zu ſchmücken, während Du dem vaterländiſchen, der Dir doch unendlich werther ſeyn müßte, ſein rohes, ungefälliges Anſehen ließeſt?

Setze zu dieſen Betrachtungen die noch wichtigere: daß der

Geiſt der Griechen, ſeit dem Verfall ihrer Staatsverfaſſung, immer mehr und mehr, und faſt bis zur Unkenntlichkeit, gealtert hat; daß der ehemals ſo rege, kraftvolle, zum höchſten Schwunge ſo geeignete Fittig ihres unübertrefflichen Genius ſchon ſeit lange gelähmt iſt; und daß all ihr Ruhm nur auf Wunderthaten der Vorzeit beruht, deren Zahl keine Wunderthaten der Enkel vermehren: welche Hoffnung kann Dir da noch bleiben, durch Ermunterung und Beſchützung von Griechen Deiner Herrſchaft Ruhm und Bewunderung zu erwerben? Eben an ihnen würde Rom und würde die Welt Dein Unvermögen erkennen, Köpfe zu erwecken, wo keine mehr ſind, Kräfte in's Spiel zu ſetzen, wo ſchon Alles verwelkt und erſchlafft iſt. Bewundere alſo immer, mit jedem denkenden und fühlenden Manne aller Zeiten, die groſſen Griechen die waren, aber hoffe nichts von den Griechen die ſind! Statt eines Homer oder Pindar, würdeſt Du einen trocknen Erklärer, ſtatt eines Lyſias oder Demoſthenes, einen ſchalen, froſtigen Rhetor, ſtatt eines Sokrates oder Zenon, einen dunkeln, ſpitzfindigen Wortkrämer haben. Das herrliche Inſtrument der reichſten, gebildetſten, wohltönendſten Sprache iſt da, und iſt von der Zeit unzerbrochen; aber die Hände, die es rühren ſollen, ſind ungeübt oder gelähmt: jene Meiſter, die ihm ſeine himmliſchen Wohllaute, ſeine bezaubernden Harmonieen entlockten, ſind hinab zu den Schatten geſtiegen, und kein Herkules, wie götterähnlich auch ſeine Macht ſei, wird ſie von dort wieder auf die Oberwelt führen.

Doch geſetzt auch, was freilich ſehr möglich iſt, der Geiſt der Griechen erwachte wieder aus der jetzigen Ohnmacht, und es begönne für ihre Künſte ein neues Leben: wird es das ſchöne Leben der erſten Jugend, voll dieſer Kraft, dieſer Wärme, die-

ſer kühnen, glücklichen Thätigkeit ſeyn? Wird das neue Jahrhundert, das dieſem Volke noch bevorſtehen mag, dem ehemaligen ſchönen Jahrhundert eines Perikles — ich will nicht ſagen, gleich, ſondern nur nahe kommen? Und wird die erhabene Seele eines Auguſt es ertragen können, indem er dieſem Jahrhunderte ſeinen Namen giebt, ſich tief, tief unter dem kleinen attiſchen Demagogen zu finden?

In Deinem Rom, Imperator, iſt das Alles ſo anders; denn hier iſt eins der ſchönſten Jahrhunderte, wenn nicht alle Anzeichen trügen, in vollem Werden, in vollem Aufblühen. Die Ausſichten ſind hier eben ſo heiter und anlockend, als in Griechenland traurig und abſchreckend. Jene rauhen Tage, die dem Fortkommen der feinern Geiſtesfrüchte ſo nachtheilig waren, ſind endlich — Dank ſei es Dir und den Göttern! — vorüber; die Staatsverfaſſung iſt durch Deine Weisheit feſtgeſtellt und gegründet; die Bruſt des Römers, die bisher von Entwürfen des Ehrgeizes ſchwoll, oder von Parteigeiſt zerriſſen, von Sorgen für Vaterland, Güter, Leben gefoltert ward, iſt durch den innern Frieden, dieſes göttlichſte Deiner Geſchenke, beruhigt; unſere Sitten werden ſanfter und milder: und indem die Reichthümer, die aus jeder Weltgegend hieherſtrömen, uns Geſchmack und Muße für jede Art von Ergötzungen geben, neigen wir uns immer ſichtbarer zu jenen feinern und edlern hin, die einſt das Volk von Athen mit ſo ſchwärmeriſcher Anhänglichkeit liebte. So eröffnet ſich dem Talent auch bei uns eine Laufbahn, wo es den Lorbeer nicht mehr vor wenigen einzelnen Freunden des Schönen, ſondern im Angeſicht einer ganzen ihm zujauchzenden Menge erringt; die Begierde wächſt ihm mit der Herrlichkeit der Belohnung, und mit der Begierde die Kraft; es ſtürzt ſich

voll Muths in die Schranken, und es findet den Weg, den es zu durchmeſſen hat, ſchon unendlich geebneter und leichter, als einſt die Enniuſſe und die Lucile. Die vormals arme, rauhe, harte Sprache des Römers hat, ſeit den ſchönen Tagen der Scipione, ſich immer mehr bereichert, veredelt, verfeinert; ja die Zeiten der Unruhe ſelbſt haben zu ihrer immer weitern Ausbildung und Vervollkommnung beitragen müſſen. Große, mächtige Redner, deren Athen keine trefflichern kannte, haben, um das Herz des Römers zu gewinnen, ſeinem Ohre geſchmeichelt, haben die Sprache immer mehr ausgewählt, geregelt, geglättet, mit Wendungen und mit Bildern bereichert, haben ſie der Feinheit und Zierlichkeit der griechiſchen nahe gebracht, ohne ihr gleichwohl an jener Hoheit und Majeſtät zu ſchaden, in welcher ſich der Charakter des ſie redenden Volkes ſpiegelt.

Was für Werke bis auf die Zeit Deiner öffentlichen Thätigkeit in dieſer Sprache bereits erſchienen waren, das, Imperator, iſt aus Deinen jugendlichen Studien Dir bekannt; aber minder bekannt konnt' es Dir, bei der Menge großer, alle Deine Aufmerkſamkeit verſchlingender Geſchäfte, werden, was für unendlich vortrefflichere Werke eben ſeit dieſer Zeit in ihr hervorgebracht worden. — Erinnerſt Du Dich des jungen liebenswürdigen Mantuaners, dem Du ſeine Aecker am Mincius wiedergabſt, und der in einer ſo lieblichgedichteten, ſo feingewandten Ekloge Dir dafür dankte? Er hat der ähnlichen Geſänge mehr, und hat ſie mit einer Süßigkeit, einer Feinheit geſungen, daß er es, von dieſer Seite wenigſtens, ſeinem Muſter, dem Theokrit, zuvorthut. Aber noch unendlich mehr thut er's dem Heſiod in einem Lehrgedichte zuvor, das auf immer der Stolz unſerer Sprache und unſers Geſchmacks bleiben wird,

und das ich Dir leſen kann, ſobald Du befiehlſt, da ich's durch die Freundſchaft des Verfaſſers in Händen habe. Schon dies einzige Werk würde hinreichen, ihn zu verewigen: denn die Muſen und die Grazien ſelbſt haben daran gearbeitet; aber es genügt dem Stolzen noch nicht, nur den Heſiod überwältigt zu haben: er iſt ſo eben auch im Kampf mit dem Homer; und wenn gleich dieſen zu übertreffen, ja nur zu erreichen, ihm unmöglich ſeyn möchte: ſo bürgt mir doch Alles, was ich von Entwurf und Ausführung des Werks ſchon kenne, daß es, nächſt den Homeriſchen, das erſte aller epiſchen Werke ſeyn wird, und daß ihm das ganze Griechenland nichts wird entgegenzuſetzen haben, als das große unübertreffliche Muſter ſelbſt. Wie wünſch' ich Dir Glück, Imperator, daß Dir die Wonne noch erſt bevorſteht, die mir ſchon ward: von ſo vielen, ſo überſchwenglichen Schönheiten gerührt zu werden!

In einem andern Felde, aber nicht minder rühmlich, hat der junge Tribun ſich gezeigt, den Mercur bei Philippi in eine Wolke hüllte, um ihn Deinen ſiegreichen Schaaren zu entreißen, und ihn zu einer Zierde unſers Parnaſſes, zu unſerm römiſchen Alcäus, zu machen. Welche hinreißende Begeiſterung, welcher tiefe Sinn, welche Macht über die Sprache, welche hohe, bezaubernde Harmonie in ſeinen Geſängen! Aber noch mehr, weiß ich, als das Feurigſte, oder Lieblichſte, was er zu ſeiner Lyra ſang, werden Dir einige leicht hingeworfene, mehr nur geſprochene — wie ſoll ich ſie nennen? — moraliſchſatyriſche Verſuche gefallen, voll Kenntniß der Welt und des Menſchen, voll ernſter Sokratiſcher Weisheit und lachenden Ariſtophaniſchen Spottes. Das Salz, womit ſie gewürzt ſind, iſt wahrhaft attiſch, aber doch nicht aus Attika; wir finden be-

ſtätigt, was ſchon Lucil und Lucrez uns lehrten: daß wir ſo abhängig von den Griechen nicht ſind, als dieſe Stolzen es wähnen; daß wir zu etwas mehr, als bloß zu ihren Nachahmern, taugen.

Doch ich erröthe, Imperator, daß ich die Sprache des Römers vor einem Auguſt erhoben habe, der ſie ſelbſt in dieſer Vollkommenheit ſpricht, in dieſer Vollkommenheit ſchreibt; ich erröthe, daß ich Dir Urtheile, die Dein eigner Geſchmack ſo viel ſicherer und richtiger fällen wird, über die Meiſterwerke unſerer Dichter habe vorſprechen wollen. Ueberzeuge Dich von ihrer Vortrefflichkeit Selbſt, und gönne Deinem Mäcen einen frohen ſeligen Abend, wo er Dir Virgil und Horaz, und damit auch der ruhigere Geiſt nicht fehle, wo er Dir den edlen Geſchichtsſchreiber vorführen dürfe, der ſchon durch die erſten Bücher ſeines Werks Deine ganze Achtung gewann, und der durch alle nachfolgenden Dir beweiſen wird, daß wir in der Erzählung unſerer Thaten, ſo wie in den Thaten ſelbſt, den Vorrang vor allen Völkern haben. — Ich freue mich ſchon im Geiſt, Imperator, nicht allein der lebhaften Dir gewöhnlichen Art, womit Du Deine Zufriedenheit und ſelbſt Deine Bewunderung ausdrücken wirſt, ſondern auch der Wirkung Deines Beifalls auf das ſchon ſo geſchmackvolle, für die vaterländiſche Kunſt ſchon ſo eingenommene Volk, und vor Allem auf das neubegeiſterte, zu den kühnſten Unternehmungen angefeuerte Talent. Ich höre ſchon ferne Jahrhunderte das Lob des Deinigen, als des ſchönſten und blühendſten unſeres Staats, und die Werke, die gleichſam unter Deinen Augen entſtanden, als die erſten Muſterwerke des reinen echten Geſchmacks, erheben; ich ſehe den wachſenden gerechten Stolz des Römers und die gedemüthigte, nicht mehr

verachtende Eitelkeit des Griechen, der bei aller ſeiner Mißgunſt dennoch heimlich die Weisheit und die Gerechtigkeit anerkennen wird, womit Du das eigene und jetzt unſtreitig fähigere Volk einem fremden, weit minder fähigen vorzogſt. Mög' er dann immer, zur Verſöhnung ſeiner Eigenliebe, das gleichwohl frühere Verdienſt, die gleichwohl ſüßere Sprache, den gleichwohl größern Reichthum ſeines Volkes erheben, und gleich herabgekommenen Söhnen großer Häuſer, ſich bei eigenem Unwerth, mit dem hohen Alter ſeines Geſchlechts, und mit den unererbten Tugenden edler, ruhmvoller Vorfahren brüſten!

Drei und dreißigſtes Stück.

Die Spinne.

Ein Selbſtgeſpräch.

Das junge Frauenzimmer, dem ihr Vater vor mehreren Jahren ein Buch voll leerer Blätter als Weihnachtsgeſchenk verehrte*), hat dies Geſchenk nicht unbenutzt, und die Blätter nicht unbeſchrieben gelaſſen. Hier iſt, durch ihre erbetene gütige Mittheilung, was ſie, nach Leſung der vortrefflichen Schrift von Reimarus über die Triebe der Thiere, auf das Papier geworfen. Man wird die Vorherſagung des Vaters erfüllt finden, daß die Wiederholung fremder Gedanken ſie zu eigenen veranlaſſen würde. — —

„Welche muntere, raſtloſe Thätigkeit, Spinne! Welche Leichtigkeit und Behendigkeit deiner Füße! Was webſt du? Ein Netz, um dir Beute zu fangen. Wenn du dieſe erhaſcht, und für jetzige, wie für künftige Nahrung geſorgt haſt, biſt du zufrieden.“

*) Man ſ. das ſiebzehnte Stück, im Erſten Bande, S. 128.

„Ich, mein gutes Mitgeſchöpf, habe außer dem Triebe, mich zu nähren, noch andere, dir wahrſcheinlich ganz fremde Triebe. So, zum Beiſpiel, den unruhigen, immer regen Trieb, zu wiſſen. Ich möchte ſo gerne, ſo gerne wiſſen, wie du das machen kannſt was du machſt, und wie du es mit dieſer Fertigkeit, Regelmäßigkeit, Zweckmäßigkeit machen kannſt."

„Haſt du Erfahrung von dem Wohlgeſchmack der Fliege, die in dein Netz ſich verwickeln ſoll? Nein! Denn da du ſo klein biſt, biſt du gewiß ſehr jung, und haſt wohl deine erſte Fliege noch nicht gekoſtet."

„Haſt du Kenntniß von der beſten Art deinen Fang zu erhaſchen? Gleich wenig! Denn dazu müßteſt du Kenntniß des zu Fangenden haben, um nach deſſen Beſchaffenheit deine Mittel zu wählen."

„Haſt du Unterricht oder Uebung gehabt, daß du mit dieſer Sicherheit, dieſer Leichtigkeit arbeiteſt? — Nicht Unterricht; denn dein Leben iſt ungeſellig, und die dich erzeugt haben, wußten nicht von dir. Nicht Uebung; denn nach deiner Kleinheit und Jugend zu rechnen, iſt dieſe Weberei deine erſte."

„Daß dein Körperbau zu deinem Geſchäft ganz gemacht, von Meiſterhänden gemacht iſt, das ſeh' ich freilich. Aber daß du bloß Automat, bloße kunſtvolle Maſchine ohne Vorſtellung und ohne Begierde ſeyn ſollteſt, will mir nicht ein. Du änderſt deine Arbeit nach den Umſtänden ab; das würde die Maſchine nicht können."

„Und was hätt' ich denn auch an Einſicht gewonnen, wenn ich nun annähme, du ſeiſt Maſchine? Die Art des Mechanismus, und wie durch ihn dein ganzes Wirken begreiflich werde, das bliebe mir doch immer verborgen. Ich wäre auf ein un-

ermeßliches Feld verwieſen, wo ich mir ſelbſt die Erkenntniß erſt ſuchen müßte, und ſie wohl ewig nicht finden würde."

„Nein nein, Descartes! deine Einſichten in allen Ehren! Aber der leiſtet nicht Zahlung, der mir eine Anweiſung in die Hand ſteckt, die, ſtatt auf ein einzelnes Haus zu lauten, auf einen ganzen Welttheil lautet."

„Auch müßt' ich dann das, was ich von meiner Spinne glaubte, von allen andern thieriſchen Weſen glauben. Ich müßte ſie alle für nichts, als für todte lebloſe Maſchinen erklären. Welche Entvölkerung der ganzen Natur! Welche Oede! Wie laut widerſpricht dem mein Herz, und wie viel lauter noch mein ganzes Wahrheitsgefühl!"

„Nein, ich muß fortfahren, Spinne, den erſten Grund deiner Arbeiten in deiner Seele zu ſuchen. Aber nun — wie erkenne ich deine Seele?"

„Für Lichtſtrahlen, Töne, Dünſte, ſchmackhafte Säfte, taſtbare Flächen, ziehende und ſtoßende Kräfte, habe ich Sinne; und erlange durch dieſe Sinne Kenntniß der Körperwelt, ſo gut ſich die haben läßt. Aber welchen Sinn hätt' ich für das, was in fremden Seelen — menſchlichen oder thieriſchen — vorgeht?"

„Das Körperliche tritt hier in's Mittel und giebt mir Aufſchlüſſe. Aeußere Wirkungen und Handlungen lehren mich Zuſtände und Kräfte meiner eigenen Seele kennen, und aus ähnlichen Wirkungen und Handlungen ſchließe ich auf ähnliche Zuſtände und Kräfte von andern Seelen. Nur was ich auf dieſem Wege von ihnen herausbringe, iſt erkennbar für mich."

„Sind die Fühlhörner der Inſekten, ſind die Härchen ihrer Bärte, eigene, mir fehlende Sinne? Dann nur gleich Verzicht auf die Erkenntniſſe gethan, die von dieſen Sinnen abhangen

mögen! Was will der Taubſtumme von Tönen, oder der Blindgeborne von Farben wiſſen?"

„Und was hülf' es mir auch, wenn ich mit meiner Menſchenſeele unmittelbar in die Spinnenſeele eindringen könnte? Geſetzt, daß die Kraft, die in ihr wirkt, eine ganz andere iſt als meine Vernunft: ſo müßt' ich in die Spinne verwandelt werden, um dieſe Kraft, als den Gegenſtand meiner Beobachtung, zu haben; und doch auch nicht verwandelt werden, um mit meiner Vernunft die Beobachtung zu machen und feſtzuhalten."

„Verwandelt, und doch auch nicht verwandelt! Eine ſchöne Abgeſchmacktheit, auf die ich da ſtoße!"

„Nein, aus mir ſelbſt, aus meiner Menſchenſeele, ſo wie ich ſie habe, muß ich das Eigne und Unterſcheidende der Spinnenſeele hervorholen, oder es wird mir ewig verborgen bleiben."

„Das Eigne und Unterſcheidende, ſag' ich? Da räum' ich ja wohl ſchon ein, daß es in mir nicht zu finden ſei; und doch will ich mir Mühe geben, und will es ſuchen?"

„Ich verſtehe, ich begreife ein Thier; was heißt das? Ich finde das Thier mir ähnlich, und kann, mit unbedeutenden Abänderungen, mich an die Stelle deſſelben ſetzen."

„Das Windſpiel meines Bruders freut ſich zur Jagd? Natürlich! Freue doch ich mich zum Tanze! Die Jagd iſt ſeine Neigung, der Tanz iſt meine; und die Befriedigung einer Neigung vorherſehen, das macht Vergnügen."

„Aber wie fällt denn das Windſpiel eben jetzt auf die Jagd? — Kann ich fragen? Mein Bruder hat ſeine Waidtaſche umgeworfen, und hat zur Flinte gegriffen. Das ging ſonſt der Jagd voran, und wird auch jetzt ihr vorangehen. — Mir bringt man mein Maskenkleid und meine Flitterſchuhe. Mit denen ging

ich ſonſt auf den Ball, und werde auch jetzt auf den Ball gehen. Die Einbildung des Windſpiels und die meinige folgen einerlei Regel.“

„Bei dir, Spinne, macht mir ſchon meine Verwunderung bange, daß ich dich minder gut werde verſtehen können. Wenn ich mich dir ähnlicher fühlte; ich würde mich wenig oder gar nicht verwundern. Hab' ich mich ſchon über das Windſpiel verwundert?“

„Du kannſt ſtricken; ich auch. Du, um dich zu ernähren; ich, um mich zu erwärmen. Die Abſicht, und eben ſo auch die Art, iſt verſchieden, ob ich gleich nur Fiſcherinn oder Jägerinn ſeyn dürfte, um auch jene mit dir gemein zu haben: aber alle ſolche Verſchiedenheiten kommen hier nicht in Anſchlag; die Frage iſt: woher wir beide unſere Geſchicklichkeit haben?“

„Die meinige ward durch Vernunft erdacht, durch Vernunft begriffen. Ein unangenehm gefühltes Bedürfniß; ein aus dieſem Bedürfniß ſich ergebender, deutlich erkannter Zweck; Mittel, auf dieſen Zweck bezogen, und ſo gut als möglich ihm angemeſſen; Verſuche, die erdachte oder begriffene Kunſt aus dem Kopf in die Finger zu bringen; und endlich, nach mancher Stümperei, einige Leichtigkeit, die bis zur Fertigkeit anwächſt.“

„Deine Geſchicklichkeit, Spinne, iſt nicht erſt erworben, iſt angeboren; ſie iſt weniger dir, als unmittelbar der Natur gehörig: ſie wohnt dir ohne Erfahrung und ohne Nachdenken bei, iſt die vollkommenſte Fertigkeit ohne Uebung; iſt — —“

„Iſt mit einem Worte mir unbegreiflich. Ich durchſuche Alles, was mir von meiner eigenen Seele kund iſt; aber nichts, was Aehnlichkeit damit hätte! nichts, worauf ich's zurückbringen und es mir dadurch vorſtellen könnte!“

„Alſo hiemit — die ganze Unterſuchung nur lieber aufgeben? Lieber an der eigenen Strickerei fortfahren, als mir über die beinige länger den Kopf zerbrechen? — Nicht ſo gar raſch! Denn am Ende könnte ſich doch etwas finden.“

„Zog ich nicht, als Säugling, mit großer Fertigkeit die Nahrung aus der Bruſt meiner Amme? Geſchah nicht auch das ohne Bewußtſein des Zwecks, ohne Belehrung und Uebung? War nicht auch dies Herausziehen eine ſehr zuſammengeſetzte, ſehr kunſtvolle Handlung? — Gewiß!“

„Wer doch wieder auf ein paar Augenblicke Säugling werden, und wohl zu merken, es mit voller Beſonnenheit, voller Vernunft werden könnte, um, was bei der erſten Uebung dieſer Fertigkeit in der Seele vorginge, recht ſcharf zu beobachten! Aber erwachſen, wie ich jetzt bin — und dann — unter ſo einer Bedingung —“

„Doch ſtille! Giebt es nicht Nachtwandler, die in ihren Handlungen mit meiner Spinne einige Aehnlichkeit haben? — Mich dünkt faſt. Beſonders jener in Frankreich.“

„Die Spinne handelt zweckmäßig, ohne daß man ihr gleichwohl einen Zweck geben kann. Der Nachtwandler handelt nach Eindrücken, ohne daß man gleichwohl begreift, woher er ſie hat. Er ſieht, und ſieht doch auch nicht; denn er ſieht wider alle Regel des Sehens. Er beſchreibt ein vor ihm liegendes Blatt, nicht nur mit vernünftigen, zuſammenhangenden Gedanken, ſondern auch in geraden, richtig abgeſetzten Zeilen; und doch fängt man das Licht vor dem Sehwerkzeuge auf; man hält ihm eine dicke Pappe zwiſchen Papier und Auge *).“

*) Man ſ. die Encyclopédie unter dem Abſchnitt: Somnambule.

„Geſetzt, daß ich Nachtwandlerinn wäre — was ich, dem Himmel ſei Dank! nicht bin; — wer weiß, ob nicht die Einſicht des einen Falls mir zu einiger Einſicht des andern verhelfen könnte?“

„Aber ich Thörinn! Würd' ich denn jene Einſicht ſchon haben? Würd' ich ſie auch nur haben können? — Der Nachtwandler, wenn er in dieſem Zuſtande iſt, weiß nicht anders als daß er wacht, und wenn er nun wirklich wacht, kann er ſich jenes Zuſtandes nicht mehr erinnern. Er glaubt ihn nur auf das Zeugniß Anderer, oder wegen der unläugbaren Beweiſe, die man ihm vorlegt.“

„Mithin wär' ich, wenn ich Nachtwandlerinn wäre, zwar der Spinne in etwas ähnlich, aber mir völlig ſo fremd als die Spinne; ich wäre gleich erſtaunt über mich als über ſie, hätte zwei Geheimniſſe ſtatt eines, und fühlte mich zwiefach gedemüthigt. — Wie könnte denn da der eine Fall mir zu einer beſſern Einſicht des andern helfen?“

„Ich öffne ein dunkles Zimmer gegen ein erleuchtetes, und es wird hell auch in jenem. Ich öffne zwei dunkle gegen einander, und es bleibt dunkel in beiden.“

„Nein, was ich von meiner eigenen Seele, und durch ſie von andern Seelen begreifen ſoll, das muß ich wachend in vollem Licht des Bewußtſeins ſehen; muß es wenigſtens ehedem ſo geſehen haben, um, wenn es im Dunkeln wiederkommt, nicht davon betroffen zu werden.“

„Welche Menge, welche Mannichfaltigkeit meiner Seelenwirkungen, wenn ich in einer Mozartiſchen Symphonie die Saiten hinauf- und wieder herunterſtürme! Während ich ſpiele, bin ich mir keiner derſelben bewußt. Aber ſie waren einſt alle

klar; ſie ſanken gleichſam nur auf den Grund der Seele hinab, und ich kann ſie von dort nach Wohlgefallen wieder heraufholen. Das kann der Säugling nicht, wenn er erwachſen, noch der Nachtwandler, wenn er erwacht iſt.“ — —

„Alſo wieder einmal geſucht, ohne zu finden! Wieder einmal die Zeit mit unnützem Nachgrübeln verloren! — Verloren? Wenn ich eine Gränze meiner Erkenntniß habe kennen lernen, und gewarnt worden bin, dieſes Weges nicht wiederzukommen?“

„Nein, nein! Ich habe ſie nicht verloren. Ich habe gelernt; wenn auch nicht das, was ich wollte. — Guten Fang, meine Spinne!“

Vier und dreißigſtes Stück.

Joſeph Timm.

Herr Joſeph Timm, ein ehemaliger Landeigenthümer, der jetzt von ſeinen anſehnlichen Renten lebte, hegte in ſeinen letzten Jahren den unauslöſchlichſten Haß gegen das Speculiren. Das bloße Wort, mit allen verwandten Wörtern von gleicher Wurzel, wirkte auf ihn mit der Kraft einer Zauberformel. Einem vieljährigen Freunde, in deſſen Handlung er Capitalien hatte, ſagte er Freundſchaft und Capitalien auf, weil dieſer in ſeiner Unſchuld von Speculationen ſprach, die er zu machen gedächte; von den Franzoſen, deren Partei er ſonſt eifrig hielt, ſprang er zur Coalition über, weil er von jenen hörte, ſie hätten eine Speculation auf Aegypten; und zum Bau der Pfarrwohnung in der St. Pauls-Gemeinde gab er nicht einen Heller, weil der Pfarrer, der ein ſchlechter Prediger, aber ein guter Sternſeher war, ſich eine Specula darauf wünſchte, die auch der Magiſtrat ihm bewilliget hatte.

Er machte sein Testament, und wollte seine beiden Söhne — jedoch in guter Gesinnung, wie es die Rechtslehrer nennen — enterben, um das Vermögen desto sicherer auf seine Enkel zu bringen. — Aber, sagte der Rechtsfreund, den er zu dieser Handlung erbeten hatte, Herr Doctor Glau: ein solcher Schritt, mein wertheſter Herr Timm, will gerechtfertiget seyn; sonst wird, nach Ihrem Tode, das Testament angegriffen, und wohl gar umgestoßen.

Angegriffen? Von meinen Söhnen? — Sie sollten sich unterstehen!

Wenn man einmal im Grabe liegt, mein Herr Timm —

Ja so! Dann hat es mit dem Ansehen ein Ende. Das fiel mir nicht ein. — Ich bitte Sie um's Himmels willen, Herr Doctor: wie bauen wir vor?

Ei, wir führen die Gründe aus, warum den Söhnen das Vermögen nicht kann und nicht soll in die Hände gegeben werden. Und wenn diese Gründe triftig und gut sind — —

Das sind sie! So triftig, als möglich, Herr Doctor. Denn meine Söhne — — Er zog ein Jammergesicht, und rückte und drehte an seiner Sammetmütze. — Ach! ich rede so ungerne davon, aber vor Ihnen freilich muß ich mit meinem Unglück heraus. — Sie speculiren, die Narren!

Sie speculiren? — Nun?

Nun? Nun? Ihre Frage klingt ganz wunderlich, mein Herr Doctor. Sie sind doch nicht auch etwa — — He?

Ein Speculant, wollen Sie sagen? — Nein, was mich betrifft, ich bin zu einem Luftschiffer verdorben. Ich gehe der Nase nach, und bleibe auf ebener Erde.

Dabei erhalte Sie Gott! So brechen Sie wenigstens nicht,

wie jener Verſuchmacher, den Hals, der das Speculatiönchen hatte, über den Canal nach England zu fliegen.

Davon nichts, bitt' ich, kein Wort! So oft ich an die Geſchichte denke, bekomm' ich den Schwindel. Lieber zu unſerer vorhabenden Sache! — Was Sie alſo Ihren Söhnen vorwerfen, und was ich in dem Teſtamente ausführen ſoll — iſt? —

Ihre Speculationswuth, Herr Doctor; ihre unheilbare Narrheit, immer über ihre eigenen Kräfte und über den Kreis hinauszuwollen, in den ſie Gott geſetzt hat, um darin zu leben, zu wirken und glücklich zu ſeyn. Ich kann das Vermögen in den Händen ſolcher Menſchen nicht laſſen. Eben ſo gerne auf offner Straße! — Von dem älteſten, dem Kaufmanne, werden Sie ja wohl ſchon wiſſen — die ganze Stadt weiß ja —

Daß er landflüchtig ward — daß es mit ſeinem Handel nicht fort wollte. —

Freilich nicht. Aber die Urſache? — Der Handel an ſich war wohl gut, war vortrefflich; er hätte mit nur einiger Aufſicht von ſelbſt gehen müſſen. — Das ganze Mütterliche und vom Vater ein ganz artiges Capitälchen zum Fonds; Handlungsfreunde, die man ſich beſſer und redlicher gar nicht wünſchen konnte; Abnehmer — die helle Menge, Herr Doctor! und lauter ſicher-, ſolvente Leute — keine Polen und Ruſſen — —

Aber wie ging es denn zu, mein Herr Timm, daß er fiel? Es hat ſich damals Mancher darüber gewundert; auch ich. — Großer Aufwand ward in dem Hauſe doch nicht gemacht.

Nein! Aber große Speculationen im Kopfe. — Hätte der Menſch nicht ſo glücklich hier in Europa bei den Seinigen leben können? und läßt ſich den Satan verblenden, und ſpeculirt mit all ſeinem bischen Gelde nach Nordamerika hin.

Was ich höre! — In Nordamerika iſt er?

So denk' ich. Denn er wird doch ſein ſchönes, weitläuftiges Fürſtenthum einmal ſehen wollen.

Fürſtenthum, mein Herr Timm?

Was denn ſonſt? Meinen Sie, er wird ſich mit Kleinigkeiten befaſſen? — Große, ungeheure Beſitzthümer hat er gekauft; Ländereien, die — ich weiß nicht, ob nur zwanzig oder gar dreißig Quadratmeilen halten; kurz, Strecken von einem Umfange, wie manches ſchöne Fürſtenthum ihn nicht hat. — Aber wenn Sie glauben, auf allen den Quadratmeilen nur Eine Menſchenſeele zu treffen, oder von allen den Strecken Landes nur ſo viel Korn zuſammenzubringen, daß eine Maus davon ſatt wird: ſo ſchweben Sie in einem erſchrecklichen Irrthum.

Sie erzählen mir Wunderdinge, Herr Timm.

Ach, ſagen Sie: Jammerdinge. Wunderdinge ſind's für mich nicht. Das unruhige Weſen ſteckte einmal im Geblüte der Mutter; und ſo etwas, hab' ich immer gehört, iſt erblich: Narrheit und Verrücktheit iſt erblich.

Alſo auch Ihre ſelige Frau — die Frau Timm? —

Was wollen Sie ſagen, Herr Doctor? Dem Sohne ward's doch nur hier in Europa; der Mutter ward es im ganzen Erdenleben zu enge. Sie ſpeculirte Ihnen, beſonders die letzten Jahre über, ſo in die Ewigkeit hinein, daß faſt mein Hausweſen darüber zu Grunde ging, und daß ich armer Mann in dieſer Zeitlichkeit ihrer gar nicht mehr froh werden konnte. Der Geruch ihrer Heiligkeit war erſtickend.

So etwas kenn' ich, Herr Timm. Meine Selige war auch nicht viel anders.

Nun, ſo habe ſie Gott alle beide ſelig!

Ich ſtimme herzlichſt mit ein. — Aber darf ich Ihnen nun ſagen, was mir bei dem ganzen Teſtamente das meiſte Bedenken macht? Das iſt Ihr jüngerer Sohn, der Herr Hofrath. — Ich höre, das iſt ja ein ſo großer, berühmter Mann geworden!

Berühmt? — Ja, wenn mir nicht unſer Herr Propſt geſteckt hätte, wie es um die Berühmtheit eigentlich ſteht. — Sich vor jungen unwiſſenden Leuten ein Anſehen zu geben, iſt keine Kunſt; auf die klugen Leute in Deutſchland kommt's an. — Sehen Sie, mein Herr Doctor — aber daß es doch ja unter uns bleibt, und hier am Orte niemand etwas davon erfährt! — da hat mir der Herr Propſt eine Schrift von ihm zugeſtellt; eine Schrift! — ich habe geleſen, und bin faſt vom Stuhle geſunken.

Ei, wie ſo denn? wie ſo?

Unerhörte, unerfindliche Dinge! Speculationen, wie ſie noch in keines Menſchen Gehirn gekommen! — Dieſem hier wird's nicht bloß in Europa, wie ſeinem Bruder, oder im Jammerthale hienieden, wie ſeiner Mutter; ihm wird's in der ganzen weiten Gottes-Natur zu enge. All ſein Dichten und Trachten iſt auf die überſinnliche Welt gerichtet.

Das iſt mir zu hoch. Von der hab' ich noch niemals reden hören. Was iſt das für eine Welt?

Herr Doctor! — So viel ich aus dieſer Schrift davon ſehe, ſind die nordamerikaniſchen Steppen des ältern Bruders, gegen dieſe überſinnliche Welt, wahre paradieſiſche Fluren. — Jener hat doch noch einen Boden unter ſich, der ihn trägt, eine Sonne über ſich, die ihm ſcheint, und eine Luft um ſich, die ihn erfriſcht; aber dieſer — er iſt Ihnen ſo unbegreiflich arm, ſo

blut- und ſo bettelarm, daß er nichts, nichts, ſchlechterdings gar nichts hat, auch nicht ein Spännchen Raum, oder ein Tröpfchen Zeit: denn wenn er die haben will, muß er ſie erſt von ſich ſelbſt, von ſeiner eigenen ärmlichen Denkkraft borgen.

Aber ich begreife doch nicht — ich möchte doch nur zur Probe — —

Wohlan! So viel mir davon beifallen will, ſteht zu Dienſten. — Sie glauben vielleicht, was Sie da mit ſich gebracht haben, das ſei ein Körper. Nicht wahr?

Allerdings!

Sie glauben, Sie haben Kopf, Bruſt, Leib, Rücken, Arme, Beine?

Nun, zum Henker! die wird er mir doch nicht abſtreiten. Die kann ich ja fühlen.

Alles nichts! Alles Traum! Und wer weiß einmal, ob Ihr eigener und nicht eines ganz Andern Traum? Denn es ſteht noch ſehr dahin, ob Sie ſind.

Ob ich bin? — Iſt er bei Sinnen?

Behüte! Sie haben ſchöne Begriffe. Ein Denker bei Sinnen! — Indeſſen läßt ſich Ihr Daſein vielleicht noch retten; denn ſo lange mein Sohn ſeine Denkkraft hat, weiß er Rath.

Mir wird ganz bange um ſeine Denkkraft.

Mir auch. — Aber er darf nur hintreten und denken, und indem er denkt, kann er Sie machen.

Mich machen? — Mich alten Mann? Lieber Gott!

Warum nicht? Er macht auch mich, ſeinen Vater. — Ueberdies macht er Himmel und Erde, Sonne und Mond, Land und Meer: Alles, was Sie um Sich und über und unter Sich ſehen, das macht er. — Kurz, ſeine Denkkraft iſt, wie weiland

das Biſambüchschen der Pathe Nire. Er dreht ſie, und ſpricht ſein Sprüchlein dazu, ſo quillt daraus hervor, was er will *). — Ach, Herr Doctor! ich ſorge nur, daß am Ende ein Häuschen daraus hervorquillt, worin ein Vater ſeinen Sohn nicht denken kann, ohne zu ſchaudern.

Armer, armer Herr Timm! Sie ſind in der That zu beklagen. — Aber wie glaubt denn Ihr Sohn, daß es mit der Natur einmal werden ſoll, wenn er ſtirbt?

Dann iſt ſie wahrſcheinlich geweſen.

Schade um ſie! Ich hätte ſie haltbarer geglaubt.

O, er wird der jungen Tauſendkünſtler ſchon zuſtutzen, die auch ihre Denkkraft, wie ein Bieſambüchschen, zu drehen wiſſen.

Nun ja! Und dann bleibt Alles in ſeiner Ordnung, Alles auf altem Fuße. — Herr Timm! Ich hatte Anfangs großes Bedenken: ich muß es wohl ſagen; aber jetzt ſehe ich, daß Sie vollkommen Recht haben, und daß Sie das Ihrige in ſolchen Händen unmöglich laſſen können. Ich gehe, und mache das Teſtament.

Recht, mein Herr Doctor! Und wenn's fertig iſt, und Sie und ich und die Zeugen es unterſchrieben haben; dann mag der Tod kommen, ſobald er will. Das Unglück mit meinen Söhnen, geſteh' ich, hat mir das Leben ein wenig verbittert. Der Eine in Nordamerika, der Andere in der überſinnlichen Welt! Der Eine um all ſein bischen Hab' und Gut, der Andere um all ſein bischen Menſchenverſtand!

*) Man ſ. die Nymphe des Brunnens; in Muſäus Volksmährchen der Deutſchen.

Fünf und dreißigſtes Stück.

Entzückung des Las Caſas.

Las Caſas, deſſen Name unter der Zahl thätiger Menſchenfreunde ewig glänzen, und um ſo heller glänzen wird, da er neben den höllenſchwarzen Namen jener Ruchloſen erſcheint, die durch Schwert und Folter und Sclavendienſte eine Million von Unſchuldigen innerhalb funfzehn Jahren würgten; dieſer beredte, eifrige, unermüdete Fürſprecher der Indianer, lag jetzt, als ein neunzigjähriger Greis, auf dem Sterbebette. So ſehr ſchon längſt ſeine ganze Sehnſucht auf den Lohn im Himmel gerichtet war, ſo ward ihm doch im Angeſichte der Ewigkeit bange. Es war die Bangigkeit einer holden liebenden Braut, die in dem Augenblicke, wo das Glück ihres Lebens gegründet und alle ihre Wünſche gekrönt werden ſollen, vor der Veränderung ihres Standes zittert. Las Caſas war ſich der Reinigkeit ſeines Herzens und der Unſchuld ſeines Lebens bewußt; er hatte Königen in's Antlitz geſehen, und ſcheute keinen irdiſchen Richter;

aber der Richter, vor den er jetzt treten ſollte, war Gott, und eine unendliche Heiligkeit und Gerechtigkeit war ihm furchtbar. Auch das kühne Auge der Rechtſchaffenheit ſchlägt den Blick, wie das blöde der Schuld, vor der Sonne nieder.

Zu ſeinen Füßen ſaß ein würdiger Ordensbruder, auch ein Greis, und ſeit vielen Jahren ſein Freund. Gleiche Rechtſchaffenheit hatte ihn mit zärtlicher Liebe gegen Las Caſas, und Bewußtſein geringerer Kräfte mit Bewunderung und Ehrerbietung erfüllt. Er ſah mit Wehmuth, wie ſein Freund, dem er nie von der Seite wich, immer ſtiller und ohnmächtiger ward, und ſprach ihm Hoffnung ein, um Hoffnung bei ſich ſelbſt zu erwecken. Aber der Greis, der des großen Gedankens an die Ewigkeit voll war, bat ihn hinauszugehen, und ihn mit ſeinem Richter allein zu laſſen.

Las Caſas lag und überdachte ſein Leben. Wohin er ſein Auge wandte, da ſah er Irrthümer und Fehler, und ſah ſie in ihrer ganzen Größe; ihre Folgen breiteten ſich vor ihm aus, wie ein Meer; aber klein, und unlauter, und fruchtlos an dem gehofften Guten ſchien ihm jede beſſere That: eine Quelle der Wüſte, die im Sande dahinſchwindet, ohne daß Halm oder Blume ihr Ufer ſchmücke. Reuig, gedemüthigt, beſchämt, warf er ſich nieder in Gedanken vor Gott, und flehte aus der Tiefe der Seele: Gehe nicht in's Gericht mit mir! Laß mich Erbarmen vor deinem Throne finden, Vater der Menſchen!

Die Kräfte des Sterbenden waren zu matt für dieſe Anſtrengung der Seele; ſo ſehr er zu wachen rang, ſo verſiegelte bald der Schlaf ſeine Augenlieder. Und plötzlich war ihm, als hätt' er die Geſtirne des Himmels zu ſeinen Füßen, und ging' auf Wolken einher in einem endloſen Raum, und ſäh' in tiefer

Ferne ein majeſtätiſches Dunkel, durchbrochen von einzelnen Lichtfluthen göttlicher Glorie, und rings von Heerſchaaren umſchwebt, die aus den Welten heraufführen und hinab in die Welten. Kaum hatte noch ſein Auge gefaßt und ſeine Seele bewundert, ſo ſtand vor ihm da, mit ernſtem Blick des Richters, ein Engel, und hielt in ſeiner Linken eine Rolle, die ſeine Rechte entwickelte. Todesſchauer, wie er den Verurtheilten beim Anblick der Richtſtätte ergreift, wo er bluten ſoll, durchfuhr den zitternden Greis, als zuerſt der Unſterbliche ſeinen Namen ausſprach, und ihm dann vorhielt die höhern, edleren Kräfte alle, in ſeine Seele geſenkt, und die beſſern, ſanftern Neigungen alle, in ſeinem Blute bereitet, und die Anläſſe, die Hülfen zur Tugend alle, in ſeine Lage verwebt: ſo daß ihn dünkte, ſein Gutes komme alles von Gott, und nichts werde ihm übrig bleiben, als ſeine Irrthümer und ſeine Sünden.

Jetzt, da der Engel ſein Leben begann, ſuchte er nach den Vergehungen ſeiner Jugendjahre; aber er fand ſie nicht. Die erſte Thräne der Reue hatte ſie alle verwaſchen. Nur ſie ſelbſt ſtand bemerkt, dieſe Thräne, und jeder ernſte Vorſatz zum Guten, und jede Beſchämung über erneuerten Fehltritt, und jeder ſtille Triumph über vollbrachte Pflicht, und jedes williggenährte Gefühl der ſich ſelbſt verläugnenden Güte, und jeder edle, ſiegreiche Kampf mit der Sinnlichkeit, der Empörerinn gegen Gott. Da ging ſein Herz dem Gerichteten auf in Hoffnung. Und obgleich ſeiner Fehler mehr waren, als des Sandes am Meer, ſo war doch auch des Guten und des Edlen die Fülle: und das Gute wuchs, und der Fehler wurden minder, je mehr er an Jahren fortſchritt, und Erfahrung und Nachdenken die Kraft der Seele, ſo wie Uebung im Guten die Neigung und das

Vermögen, ſtärkte. Doch war auch ſein Beſtes nicht vollkommen vor Gott, und der edelſten Thaten Quell war auf ſeinem Grunde noch trübe.

Bald aber, da erhöhte der Engel den Ton, und ſeine Rede ward ſtrömend: denn der Jüngling war zum Manne gereift, und war aufgetreten als Held der Menſchheit, in jenen Eilanden, die einſt Eilande des Segens und Friedens, und jetzt des Fluchs und des Mordens waren. Was er hier litt, der Edle, und noch mehr, was er hier that; wie jede Noth der Unſchuldigen ſeine eigene ward, und wie ihm die ganze Seele zu einer Thätigkeit aufflammte, die noch fortglühte im Greiſesalter; wie er, hohen Muths im Gefühl ſeines Rechts, der Rache der Mächtigen Trotz bot, und lauten Fluch über den Golddurſt ausſprach, der mordete, und über den Glaubensſtolz, der es lächelnd anſah, und über die Staatsklugheit, die es zu ahnden vergaß; wie er hin und her, der Stürme und der Klippen nicht achtend, über die Tiefen des Meeres flog, um bald dem Thron ſeine Klagen, bald der Unſchuld den Troſt der Hoffnung zu bringen; wie er hintrat vor den ſtolzen Eroberer, den erſten Herrſcher in zwoen Welten, und ihm ſeine Schuld in die Seele donnerte, daß ihm ward als ſtänd' er vor dem Richter der Welt, und als leckten die unauslöſchlichen Flammen der Hölle ſchon an ſein Krankenlager; wie er ſich hinwarf über die Trümmer geſcheiterter Hoffnungen, und laut aufweinte gen Himmel, aber ſich ſtets wieder aufriß als Mann, und wieder daſtand voll Muthes und Kraft, und rüſtig fortbaute an immer neuen Entwürfen; wie jeder Strahl der Hoffnung, der den Elenden erſchien, ihm das Herz mit Entzücken ſchwellte, und als der letzte in trübe ewige Nacht dahinſchwand, wie er da, jeder Freude und

jedem Troſte entſagend, ſich tief in die Einſamkeit barg, und die Erde ihm nichts mehr war als ein Kerker, und die Sehnſucht nach Auflöſung und Ewigkeit ihm von nun an die ganze Seele füllte: alle dieſe Thaten und dieſe Leiden ſtanden geſchrieben vor Gott, nach ihrer ganzen Lauterkeit, Verdienſtlichkeit, Schönheit. So wie er fortlas, der Engel, ſo glühte ihm ſeine Wange von immer höherm Feuer, ſein Athem ward lauter, ſein Blick beſeelter; und rings um ihn her wallte reineres, holderes Licht: denn Eifer für Wahrheit und Recht — und wenn er, thatenlos, nichts als Zeugniß und Thränen opferte, weil ihm Thaten verſagt waren — iſt von hohem unnennbaren Werth im Himmel.

Aber noch ſtand der Greis, den Blick zur Wolke geſenkt, und trüben denkenden Ernſt auf der Stirne: denn ihm preßte das Herz jener unſelige Rathſchlag, womit er einſt, in unbedachter Verzweiflung, um das eine Volk zu erleichtern, das andere erdrückte; alle Gedanken ſeiner Seele ſchweiften umher am Gambia und am Senegal, bis tief in's Innerſte jenes Welttheils, wo verrätheriſcher, ewiger Krieg den Barbaren Europens Myriaden auf Myriaden in ihre Ketten liefert. Und ſie kam endlich, nach unzähligen beſſern, dieſe gefürchtete That: ſchwarz und ſcheuslich in ihren Folgen, wie eine Unthat der Hölle, und reicher an Blut und an Thränen, als ſie je der reumüthige Greis in der finſterſten ſeiner Nächte träumte. Aller Gräuel der Bosheit und alle Wehklage der Unſchuld war im Andenken vor Gott; aller unſägliche, undenkbare, unendliche Jammer im Mutterlande, auf dem Meer, auf den Inſeln; alles Hinſinken der erſterbenden Kraft, und alle Geißelhiebe ſtatt Erquickung und Schlummers; alles Wimmern der ſich ſträubenden Todes-

angſt, und alle Stille der dahingegebenen Verzweiflung. — Las Caſas ſtand, als ſollt' ihn das Entſetzen vernichten. Er dachte jetzt nicht den Heiligen, den Gerechten, vor dem keine Finſterniß deckt und kein Flügel des Lichtes ſichert; voll des innigſten, tiefſten Erbarmens, dacht' er nur das endloſe Elend aller dieſer Tauſende, ſeiner Brüder. — Da der Engel ihn ſah, wie die Reue mit allen ihren Nattern ihm an die Seele fiel, und wie er das Kleinod ſeiner Natur, die Unſterblichkeit, hätte geben mögen, um ſeine Schuld zu vertilgen: da entfloß auch ihm eine Thräne.

Aber eine Stimme vom Heiligthume her, ſanft und liebreich, wie eines verſöhnten Vaters, gebot dem Engel: Zerreiß die Rolle!

Und der Engel zerriß ſie, und ihre Trümmer flogen hin in die Vernichtung. Getilgt, ſprach er, ſind deine Schwachheiten vor Gott. Aber geſchrieben ſteht vor ſeinem Angeſichte mit Zügen des Lichts dein Name. Wollt' er Fehler ahnden, wie deine Fehler; ſo wäre deiner Brüder keiner gerecht vor ihm, und leer und bürgerlos bliebe ſein Himmel. Er hat Seelen in Staub geſenkt, damit ſie durch Irrthümer zur Wahrheit hindurchbrächen, und durch Fehler zur Tugend, und durch Leiden zur Glückſeligkeit.

Nimm mir, nimm mir, ſchluchzte Las Caſas, dem mit einer Thränenfluth die Stimme zurückkam: nimm mir, wenn du's vermagſt, die Erinnerung jener That; oder ich werde ewig mein Gericht in mir ſelber tragen. Zerreiß, wie du dieſe Rolle zerriſſen haſt, auch das Andenken an ſie, hier im Innerſten meines Herzens; oder ſelbſt in der Gegenwart Gottes werd' ich den Himmel ſuchen, und der Seligkeit im Schooße, nach Ruhe jammern.

Sterblicher! rief der Engel, wo iſt Seligkeit, als in dir? als in deiner eigenen Seele? Und worin ſonſt kann ſie dir Endlichen blühen, der du nie ohne Fehl und Irrthum ſeyn kannſt, wie Gott, als daß du dich wirkſam zum Guten fühleſt mit all deiner Kraft, und innige treue Liebe nähreſt auch für den niedrigſten deiner Brüder, und in der Bitterkeit deines Schmerzens ſelbſt, wo du gefehlt haſt, den Adel deiner Seele empfindeſt?

O! aber dies gränzenloſe, unausſprechliche Elend durch lange Jahrhunderte — —

Wird zu Wonne werden, und zu Fülle der Seligkeit, in dem Weltentwurf deines Schöpfers. Du haſt dich ſelbſt in deiner Schwachheit erkannt; erkenne nun in ſeiner Herrlichkeit Ihn! —

Und er gebot der Wolke, daß ſie ſich donnernd vom Boden des Himmels losriß, und Hand in Hand fuhren ſie nun hinab in die Schöpfung. Da rollte zu des Greiſes Füßen die Erde, und der Unſterbliche wies ihn hin auf rauhe unwirthbare Gebirge, die ein ewiges Eis bedeckte, und auf Schreckniſſe ſchwarzer kämpfender Ungewitter, und auf Zerſtörungen wilder wüthender Stürme. Von den Gebirgen herab quollen Bäche und Ströme, und an ihren Ufern freuten ſich Millionen; in den kämpfenden Ungewittern ſtieg der Segen vom Himmel, und Feld und Wald blühten ſchöner; und wo die Stürme zerſtört hatten, da athmete freier die Bruſt, und die Wange gewann wieder Röthe: denn zerbrochen war der Flügel der Peſt, die in Dämpfen daherzog, und ſie war zurückgeſtürzt in den Abgrund. — So führt' er den Staunenden fort von Uebel zu Uebel, aus der ſichtbaren in die unſichtbare Natur, und mit

immer ſchwellender Wonne weiht' er ihn ein in jene höhern Erkenntniſſe, deren ganzes Geheimniß dem ſterblichen Blick keine ſterbliche Hand entſiegelt: wie durch alles Wogen und Empören des Endlichen der Unendliche ſeinen Weg hindurchgeht in ſeiner Herrlichkeit, daß kein Fehl und kein Irrthum dableibt in aller Tiefe und Weite der Schöpfung vom erſten bis zum letzten Geſtirn; und wie, in der Welt der Seelen, Leiden die Thätigkeit weckt, und Mutter und Pflegerinn wird jedes größten und jedes ſchönſten Gefühls der Menſchheit; und wie, unter dem fremden Himmel, der geraubte Sclave Eindrücke ſammelt — einen Beſitz für die Ewigkeit! — Eindrücke, in denen der ſeligen Erkenntniſſe zu vielen Tauſenden ſchlafen, ſo wie im Fruchtkorn die Aernte ſchläft, oder im Schößling der Wald; und wie, in höhern Zeitpuncten des Daſeins, aus ſeiner duldenden, geängſteten, zerriſſenen Seele jede Tugend hervorblüht, und ihre Blüthen die ſanfteſte, edelſte krönt, ſie der Sittlichkeit Wipfel und der Menſchheit Vollendung: Liebe, die auch den Todfeind umfängt; und wie er ſelbſt, der Peiniger und Untertreter der Unſchuld, ſo krank und wund und zerrüttet jede Kraft ſeiner Natur iſt, vom Verderben geneſ't, ſo daß all ſein Gericht nur Verzug ſeines Heils war, nur rauherer, dornenvollerer Umweg, der ſich weit vom Himmel hinwegſchlang, und doch wieder hinführt zum Himmel; wie an der Spitze der Bosheit das Elend aufſproßt, und in dem Elend die Reue, und in der Reue die Tugend, und in der Tugend die Seligkeit, und in der Seligkeit immer höhere Tugend; wie jeder Mißlaut der Erde hinſchmilzt in Harmonieen, und jeder Klagton in Jubel.

Horchend, von Schauder auf Schauder ergriffen, der ihm durch all ſein Gebein fuhr, im Gefühle der nähern Gegenwart

Gottes, ſtand vor dem Engel der Greis, und ſtaunte, und lernte am Geheimniß der Liebe. Da fiel es ihm von ſeinem Auge, wie Schuppen; da ſchwanden die Schatten der Unwiſſenheit und ihre Unholden hin; da ging über dem Innern der Schöpfung für ihn der Tag auf, der volle, heitere, ſelige Tag, und Entzücken war ſeine Morgenröthe. Aber noch bebte heimlich jeder Nerve in ihm von Mitleiden und Wehmuth; die kämpfenden Gefühle vermiſchten ſich, und neue Thränengüſſe quollen auf ſeine Wangen herab. — O Du, rief er jetzt aus, indem ſein Knie in die zitternde Wolke ſtürzte, und Arm und Auge ſich froh emporhuben gen Himmel: o Du, den ich ſuchte von meiner Kindheit an, und der ſich mir jetzt entwölkt, wie er iſt, als ganz Huld, ganz Erbarmen und Liebe; Du, mein Vater und nicht mein Richter! und aller Deiner Geſchöpfe Vater! und aller Deiner zahlloſen Welten Vater! Gott! Gott! der Du mir Aernten des Heils zeigſt, auch wo meine Thorheit Verderben ſäete; der Du von mir hinwegnimmſt jeden Kummer der Seele, und mich fühlen läſſeſt in meinem Innerſten, daß Dir anhangen einzig Seligkeit iſt, und Deine Herrlichkeit ſehen, ihre Vollendung; der Du Wollen des Guten — ach! nur Wollen, nur Ringen darnach, mit dieſen Entzückungen lohnſt, und Irrthümer ſelbſt durch ihre ſpäteſten Folgen in Quellen neuer Entzückungen wandelſt; Herrlicher! Unbegreiflicher! Du, deſſen Ehre die Himmel, Du, deſſen Ehre ich Staub — — Aber ich kann nicht weiter; meine Seele erliegt.

So war es! Seine Seele erlag; ſeine Zunge verſtummte. Hülfreich hob, die Hände gegen ihn ausgeſtreckt, der Engel ihn auf, und mit Blicken voll holder, unausſprechlicher Liebe zog er ihn näher an ſeinen Buſen, und hieß ihn: Bruder.

Hier erwachte Las Casas. Als er den Blick erhob, sah er seinen irdischen Engel, der geschlichen kam, nach seinem Odem zu horchen. Er wollte reden, wollte ihm von der Seligkeit, die seine ganze Seele durchdrang, das Pflichttheil der Freundschaft geben; aber schon brach sein Auge: er sank zurück, und streckte sein Gebein in den Tod hin. Zitternd und stumm hing über dem Entseelten der Bruder. Dann sank er nieder auf ihn, küßte seinen erstarrten verlorenen Freund, und weinte. Sein gen Himmel gerichteter Blick und seine gefalteten Hände sprachen ein Gebet zu Gott, daß sein Hingang wäre, wie dieses Gerechten Hingang. Denn der Tod des Edlen war sanft, ein leises, stilles Hinschlummern des Säuglings im Schooß der Mutter; und Ruhe der Seele, wie sie aus Erkenntniß Gottes und seiner selbst hervorging, lächelte noch im Tode auf seinem Angesichte.

Sechs und dreißigſtes Stück.

Eine Standrede.

Wir befinden uns hier, meine Herren, auf geweiheter Erde, die wir nie anders als in feierlicher Stimmung betreten ſollten. Wir ſtehen auf dem geheiligten Boden der philoſophiſchen Geſchichte, auf dem allgemeinen Gottesacker der Denker und ihrer Syſteme.

Die Leiche, die wir heute zu ihrer Ruhe beſtatten, iſt das Syſtem eines unſerer ruhmvollſten Brüder, eines der Fürſten unter den Weiſen, dem das herrlichſte Denkmahl, wenigſtens in Zukunft, gewiß nicht fehlen wird, wenn auch die Scheelſucht der Zeitgenoſſen gleich im Anfang es ihm verweigern ſollte.

Es war böſe Sitte der Vorfahren, daß ſie oft lange Jahre, wohl gar Jahrhunderte, verſtreichen ließen, ehe ſie ſo manchem höhern Verdienſt die ihm zukommende Belohnung ertheilten. Unter gemeinen Grabhügeln, mit Dornen und Unkraut bewachſen, und mitten unter einem namenloſen, zur Dunkelheit und

Vergeſſenheit gebornen Gedankenpöbel, ließen ſie oft die edelſten, achtungswürdigſten Ideen ſchlafen: bis endlich eine gerechtere Nachwelt die Stätte reinigte, und dem faſt vergeſſenen Verdienſt das ihm gebührende Denkmahl weihte.

Jetzt, im Angeſicht eines Jahrhunderts, das, wie wir hoffen, den Namen des aufgeklärten mit mehrerm Rechte, als ſein Vorgänger, führen wird, ſollten wir endlich von dieſer barbariſchen Sitte ablaſſen; ſollten, ohne auf die Enkel zu warten, mit eigener Hand den geringern Lehrgebäuden wenigſtens einen rühmlichen Stein, den bedeutendern ein ſchon beſſeres, ſich auszeichnendes Denkmahl, und einem ſo großen, als wir heute beſtatten, ein glänzendes, prachtvolles Mauſoleum errichten.

Der Grund jener ungerechten Vernachläſſigung war der Wahn, womit immer die Denker ihre noch lebenden Syſteme für die einzigen anſahen, die ewig und unvergänglich ſeyn würden. Ein wahrhaft thörichter Wahn! Denn von dem Entſtehen dieſer Syſteme an, mußten ſo manche innere Anwandlungen von Schwachheit, und noch mehr ſo manche drohende Anfechtungen von außen, auch für ſie das Schickſal ihrer Brüder befürchten laſſen.

Ein weiſer Denker — und wo ſollte die Weisheit wohl eher, als bei den Denkern, wohnen? — ſchmeichelt ſich nie mit der Unſterblichkeit ſeines Syſtems: er bereitet ſich auf den möglichen Hintritt deſſelben durch fleißige Betrachtungen über die Vergänglichkeit alles Irdiſchen vor; und wenn, vielleicht frühe, vor ſeinen eigenen Augen, der Liebling hinſtirbt, tröſtet er ſich, wie jener philoſophiſche Vater, und ruft mit einer ihm anſtändigen ſtillen Ergebung: ich hatt' ihn ſterblich gezeugt!

Die Stätte, auf der wir hier stehen, und die lehrreichen, rührenden Beispiele, die uns von allen Seiten umringen, müssen uns eine edle, echt philosophische Bescheidenheit lehren, die uns die abgestorbenen Systeme nicht mit Verachtung und Hohn, sondern mit Gedanken an die Vergänglichkeit unserer eigenen, ansehen lasse, und uns eben so gerecht gegen unsere Vorgänger mache, als wir wünschen, daß es unsere Nachkommen dereinst gegen uns seyn mögen.

Dort, meine Herren, unter jenem zerstörten Denkmahl, wo aber noch jetzt in unvergänglichem Marmor die Musen der Ton- und der Meßkunst trauern, ruht die Asche der Pythagoräischen Weisheit, deren Bekenner so zuversichtlich auf das bloße Wort ihres Meisters schwuren. Jetzt — und ach! schon seit langen Jahrhunderten — liegt diese ehemals so gepriesene, so angebetete Weisheit im Staube.

Hier, unserm Standpunct ein wenig näher, verwahrt die Geschichte unter einem vormals glänzenden, aber jetzt, bis auf die Bildsäule Melpomenens, fast verwitterten Grabmahl das hagere Gerippe der Aristotelischen Lehre, die, nach einer kränkelnden Jugend, im spätern Alter so kraftvoll herrschte, daß sie sogar mit den heiligen Büchern um den Preis des Ansehens rang. Wo ist es jetzt hin, dieses ehemals so verehrte, so unvergänglich geglaubte Ansehen?

Zu unserer Linken, unter diesem verfallenen Gemäuer, wo noch ein ziemlich wohl erhaltener Amor und Bacchus durch die Epheuranken blickt, schlafen die ganz aufgelösten Atomen Epikurs, auf dessen Altar ehemals die priesterliche Hand eines Lucrez so verschwenderischen Weihrauch streute. Wie lange ist schon dieser Weihrauch verdampft, wenn gleich der

Altar selbst, von welchem er aufstieg, noch unzertrümmert dasteht!

Und wie traurig liegt, auf der Grabstätte der Plotinischen Weisheit, die Bildsäule des Philosophen, von ihrem Würfel geworfen; statt daß ehemals schwärmerische Porphyre sie mit Rosen bekränzten, und mit einer fast abgöttischen Verehrung sich vor sie hin auf ihr Angesicht warfen!

Doch wozu der Stimmen noch mehrere wecken, die aus jedem der hier sichtbaren Gräber Ihnen zurufen würden: daß die Werke der Menschen so vergänglich sind, als sie selbst; nicht bloß die, welche ihre sterbliche Hand, sondern auch die, welche ihr unsterblicher Geist geschaffen?

Lieber, meine Herren, lassen Sie mich zum Lobe unsers wahrhaftgroßen Systems und zur gerechten Klage über die traurigen Schicksale übergehen, die es nur allzufrüh, theils durch eigene Schuld, theils durch den Mißverstand seiner Anhänger, erfahren. — —

Sie wissen, daß von den Weisen des Alterthums keiner ist, der noch jetzt so allgemeiner Verehrung genösse, als der preiswürdige edle Sohn des Sophroniskus. Und dies nicht bloß wegen der Reinigkeit seiner Sitten und der Lieblichkeit seiner Rede, oder wegen der Seelengröße, womit er für die erkannte Wahrheit sein Leben hingab; sondern auch vorzüglich wegen seines großen Zwecks, den Blick der Denker, der zu sehr auf den Himmel gerichtet war, auf die Erde herabzuziehen, und sie von unnützen Grübeleien auf wahrhaft nützliche Nachforschungen zu lenken.

Eben dieser Zweck war's, welchen der ruhmvolle Erfinder unsers neusten Systems unabläßig vor Augen hatte, und welchen

zu erreichen, er einen bis jetzt unerhörten Aufwand von Scharfsinn machte. Er sah die Denker, an den Gränzen der Erfahrung, in ewigen Kriegen über die Besitzthümer jenseit, ohne daß mit allen diesen Kriegen auch nur eine Spanne davon gewonnen ward; er wollte dieser Verwirrung ein Ziel setzen, wollte die Kräfte, die sich in diesen traurigen Kämpfen so unnütz aufrieben, zum gemeinsamen friedlichen Anbau von fruchtbaren Gefilden und zum Hervorgraben von Schätzen vereinigen, deren im weiten Schooße der Natur so viel mehrere verdeckt liegen, als an's Tageslicht kamen.

„Was gehen euch Dinge an, die über euch sind?" hatte schon der Weiseste unter den Griechen gerufen, und hatte durch sein Beispiel bewirken wollen, daß die Denker künftig auf das wahrhaft Nützliche arbeiteten. Aber die einmal aufgeregte Denkkraft verschmäht die Gränzen des Nützlichen, und strebt hinaus in's Unendliche; sie will nur Einsicht, nur Wahrheit, und ist um so erhitzter auf diese Wahrheit, nicht, je anwendbarer und heilsamer, sondern je schwieriger und verborgener sie ist.

Der neuere Weise, durch den geringen Erfolg des ältern belehrt, wählte ein kräftigers, und, wie er hoffte, ein untrügliches Mittel, der unruhigen Denkkraft Ziel und Schranken zu setzen. Er zeigte, daß da, wo die Erfahrung aufhört, nicht bloß die Gränze des Nützlichen, sondern auch die des Möglichen sei; und nun glaubte er, sollte die Begierde des Wissens, wie jede andre Begierde, von der erkannten Unmöglichkeit abstehen, sollte sich gegen das Gebiet des Möglichen umwenden, und sich innerhalb dieses Gebiets zu hoffnungsvollern Arbeiten entschließen.

Aber o des traurigen Schicksals, daß unserm tiefforschenden Weisen die Gabe des leichten Ausdrucks versagt war, und

daß ſich kein Aaron fand, der ihm, zum Vortrage ſeiner Lehren, ein leichteres, geſchmeidigeres Organ hätte leihen können! Jeder ſeiner Schüler hatte etwas Anderes, und jeder ſchwur, er hätte das Rechte gehört; die Köpfe, ſtatt ſich zu vereinigen, entzweiten ſich ärger als je: und aus dem gehofften ewigen Frieden ward, unter dem ſardoniſchen Gelächter der Zuſchauer, neuer endloſer Hader.

Oder lag vielleicht die Schuld der Dunkelheit und des Mißverſtandes weniger an dem unglücklich gebauten, vielleicht auch zu wenig geübten Organ des Weiſen, als an der Beſchaffenheit der Gegend ſelbſt, in welcher er die Stimme erhob? — Wenn wir ältere Beiſpiele von ähnlicher Dunkelheit auch der beredteſten Männer betrachten, ſo muß uns dieſer Gedanke mehr als wahrſcheinlich werden.

Welchem Sterblichen war wohl je die Gabe der Rede mehr, als einem Platon, verliehen? Sie ſehen dort, meine Herren, ſein Denkmahl, mit dem Gott des Tages geſchmückt, der ſeine himmliſche Leyer rührt, und mit Myrten- und Roſenhecken umgeben, in welchen noch jetzt die Nachtigall ihre lieblichſten Töne anſchlägt. Aber wie dumpf und unvernehmlich ward die ſonſt ſo helle, reine Sprache des Weiſen, ſobald er es unternahm, in das wüſte Leere jenſeit der Erfahrung hinüberzurufen! Wie dunkel und unkenntlich wurden die Bilder, die er aus dem Gebiete der Sinne mit ſich gebracht hatte, ſobald er ſie über jene Gränze hinaushielt! Dort, wo jede Wirklichkeit aufhört, fehlt auch die Luft, welche die Töne fortpflanzen, und das Licht, welches die Bilder erleuchten könnte.

Freilich rief der neue Weiſe nicht, wie der ältere, über die Gränze hinüber, nur an die Gränze hinan; freilich hielt er die

Bilder nicht ſelbſt in das Leere hinein, nur hart an den Anfang des Leeren; aber in jener äußerſten Gegend, ſcheint es, iſt die Luft ſchon zu fein, um die Töne noch bis zur Hörbarkeit fortzuſchwingen, und das Licht ſchon zu dämmernd, um die Bilder noch bis zur Sichtbarkeit zu erleuchten.

Dennoch lebte wahrſcheinlich noch jetzt unſer Syſtem, und wenn auch nur ein ſchwächliches, kränkelndes Leben; aber daß es Anhänger fand, die ſelbſt das überhörten, was in der dunkeln Rede das Vernehmbarſte war, und die eben da Wiſſenſchaft bauen wollten, wo der Weiſe alle Hoffnung zur Wiſſenſchaft abſchnitt: das ohne Zweifel ward unſerm Syſtem weit mehr, als ſein eigener innerer Fehler der Dunkelheit, verderblich. Es ſchien veranlaßt zu haben, was es nur nicht hatte verhindern können; der beleidigte Menſchenverſtand ſchien mit den Lächerlichkeiten, die man dem Syſteme angeklebt hatte, auch ſelbſt das Syſtem zu verwerfen, und der ausgeſtreckte ſpottende Finger der Verachtung, indem er auf jene deutete, ſchien unglücklicher Weiſe auch auf dieſes zu deuten.

So fiel in der Achtung der Mehrheit der Denker, woran das Leben jedes Syſtems hängt, auch das unſrige, nachdem es bei ſeinem Eintritt in die Welt mit ſtummem Erſtaunen über ſein Neues und Außerordentliches war aufgenommen, und dann, nach vorgängigem leiſen Murmeln der Bewunderung, mit lautem Jubelgeſchrei in die Schulen war eingeführt worden. Ich theile, meine Herren, den Schmerz, der bei dieſem neuen Beiſpiele von der Hinfälligkeit alles Irdiſchen Ihre Bruſt durchwühlt und Ihre Blicke zur Erde ſchlägt; aber in den Seelen von Philoſophen darf auch der gerechteſte Schmerz nie zu groß, und noch weniger darf er hoffnungslos werden. — Ob die

Geiſter der Menſchen, wie es der edle Pythagoras glaubte, indem ſie die Hülle des einen Körpers abſtreifen, in die eines andern ſchlüpfen: das iſt eine noch nicht beantwortete oder vielmehr nie zu beantwortende Frage; aber von den Geiſtern der Syſteme iſt es gewiß, daß ſie, nach kürzerer oder längerer Zeit, ſich gern eine neue Hülle ſuchen, und dann in jugendlicher, oft größerer Kraft wieder hervorgehen. So hat der Geiſt des Epikuräiſchen Syſtems in den Werken eines Gaſſendi, des Xenophaniſchen in denen eines Spinoza, des Platoniſchen in denen eines Leibnitz, des Pyrrhoniſchen in denen eines Hume, ein neues Leben begonnen. Und warum ſollten denn wir nicht hoffen, daß auch der Geiſt des unſrigen ſich dem Staube, dem wir ſeine erſte Hülle anvertrauen, entſchwingen, und bald in einem andern Körper jugendlich wieder aufblühen werde? Mög' es dann nur ein Körper ſeyn, dem es weder an Ebenmaaß, noch an Leichtigkeit der Bewegung, noch vor Allem an einem Sprachorgan fehle, das, wenn nicht ſtark, doch vernehmlich, wenn nicht ſüß, doch gefällig töne!

Sieben und dreißigſtes Stück.

An Herrn S**.

Ueber den Werth der Aufklärung.

Wahrlich, mein guter S**, Sie ſind ein zu ſtrenger, um nicht zu ſagen, ein ungerechter Richter. — Gleich die Aufſchrift des Buchs, von welchem Sie mit ſo vieler Mißbilligung reden, ſoll tadelhaft ſeyn? Die ganze Frage, die zur Unterſuchung vorgelegt wird, ſoll keiner Unterſuchung bedürfen? Nur die tiefſte Unwiſſenheit ſoll noch zweifeln können, ob Aufklärung für die Menſchheit heilſame oder verderbliche Folgen habe?

Ich bin nicht boshaft genug, um Sie, eben des zu großen Eifers wegen, womit Sie die Sache der Aufklärung führen, eines Mangels an ihr zu bezüchtigen. Ich dürfte Sie ſonſt nur fragen: ob es nicht ganz weſentlich zur Aufklärung gehöre, daß die Seele von Vorurtheilen rein, und die Denkkraft in Anſehung aller der Gegenſtände, die ſich ihr zur Prüfung darbieten, völlig ungebindert und frei ſei? ob nicht die Auf-

klärung eben da ein Ende nehme, wo das Vorurtheil und mit ihm die Beschränkung der Denkkraft anfängt? — Und wenn Sie mir dieses eingestanden hätten, wie Sie denn ohne Zweifel müßten, so dürft' ich nur fortfahren: ob es denn ein Beweis von Aufklärung sei, ein allgemeines Verdammungserkenntniß gegen alle Vorurtheile ergehen zu lassen, aber ein einziges kleines Lieblingsvorurtheil, das für die Aufklärung selbst, sich vorzubehalten?

Doch ich sehe schon ungefähr, mit welcher Wendung Sie dieser Frage ausweichen würden. — Das, würden Sie sagen, was für die Aufklärung spricht, und was alle Untersuchung ihres Werthes für überflüssig erklärt, ist nichts weniger als ein Vorurtheil; es ist das schnelle, unmittelbare, und eben darum unumstößliche Urtheil, das eine geläuterte Vernunft in eben dem Augenblicke fällt, da die Frage ihr vorgelegt wird. Aufklärung nehmlich strebt nach Wahrheit; und Wahrheit hat ihren eignen unabhängigen Werth in sich selbst, der ohne Rücksicht auf ihren Inhalt, und auf die Folgen, welche ihre Erkenntniß haben kann, zum Nachforschen antreibt. Mögen diese Folgen seyn wie sie wollen; Wahrheit, und also auch Aufklärung, die immer Wahrheit sucht, sind durch sich selbst begehrungswürdig: denn ein eigner unabhängiger Grundtrieb der Seele ist auf Wahrheit gerichtet, und so kann von dem Werthe der Aufklärung keine Frage mehr seyn. —

Sie reden also, würd' ich Ihnen antworten, von dem absoluten Werthe der Aufklärung? Sie haben Recht. Diesen absoluten Werth zu untersuchen, soll so überflüssig seyn, als Sie wollen; aber was kann uns abhalten, nach dem relativen zu fragen? nach dem Verhältniß, in welchem die Aufklärung

mit den gesammten Kräften und Trieben unserer Natur, und durch diese mit unserer Glückseligkeit, steht? — Auch Tugend hat, nach einem bekannten System, ihren höchsten, unabhängigen Werth in sich selbst, der ihr ohne Rücksicht auf Glückseligkeit zukommt; aber wer wird es darum verboten glauben, auch ihren relativen Werth, ihr Verhältniß zur Glückseligkeit, in die Frage zu ziehen? — Wenn jemand auf den Fall, daß die Aufklärung in dieser oder jener Rücksicht schädlich befunden würde, einen vergeblichen, thörichten Kampf mit ihr beginnen, sie verrufen, gehässig machen, Vorschläge thun wollte, wie sie unterdrückt oder gar vertilgt werden könnte; dann möchte gegen einen solchen Verfolgungssüchtigen jener Grundsatz sich anwenden lassen. Aber wenn es dem arglosen Forscher auf weiter nichts ankommt, als das Verhältniß der Aufklärung zur menschlichen Glückseligkeit zu bestimmen, ohne daß er Censur- und Religions-Edicte, die er vielleicht für sehr unnütz, sogar für zweckwidrig erkennt, dadurch veranlassen will; so muß jener Grundsatz, statt die Untersuchung zu widerrathen, sie weit eher empfehlen. — Ich begreife nicht, könnte Ihr getadelter Autor Sie anreden: was Sie nach Ihrer eigenen Denkungsart, die vollkommen auch die meinige ist, mir anhaben können. Das Forschen nach dem angegebenen Verhältniß verspricht, so wie jedes Forschen, mich zu irgend einer Wahrheit zu führen; und nur diese will ich aus reiner Wahrheitsliebe haben, gesetzt auch, daß sie noch so unangenehm, noch so traurig wäre. Mag meine Zufriedenheit den empfindlichsten Stoß erleiden: der Trieb nach Wahrheit dringt vor, und ich habe für sie Eifer und Anhänglichkeit genug, um ihr Alles zum Opfer zu bringen.

Hätten Sie meinem Manne die Galle ein wenig zu sehr

gereizt, so würd' er, fürcht' ich, seinen Ton noch viel höher stimmen. — Wie? würd' er ausrufen: mit was für einer Art von Gegner bin ich denn hier verwickelt? Mit einem Weltweisen? Mit einem Freunde der Wahrheit? Unmöglich! Denn der würde die heilige Wahrheit selbst nicht zum Vorwande brauchen, um irgend eine Untersuchung, sie sei welche sie sei, zu verspotten, und eben dadurch zu hindern. Ständ' ich zu Madrid oder zu Rom vor dem heiligen Amte, das mich, wegen geäußerter Zweifel an der unbefleckten Empfängniß Mariä, hätte vorfordern lassen, so würd' ich wissen, woran ich wäre und was ich zu denken hätte. Aber ein Philosoph sollte mir keinen augenblicklichen Zweifel an der Nützlichkeit der Aufklärung erlauben? Er, der es doch wissen muß, daß eben Zweifeln die unerläßliche Bedingung alles Weiterkommens in der Erkenntniß, aller Aufklärung ist? — Oder glaubt er etwa, daß auch die Aufklärung nöthig habe, von jener heiligen Scheu bewacht zu werden, die ehemals den Glauben bewachte? —

Doch ich bin schon zu lange auf der Seite Ihres Gegners, und trete jetzt mit Vergnügen auf die Ihrige. Was Sie über den Unterschied sagen, den jener zwischen wahrer und falscher Aufklärung festsetzt, und über seine Entscheidung: daß wahre Aufklärung für die Menschheit allemal nützlich, nur falsche ihr schädlich sei; darüber bin ich völlig mit Ihnen einig. Auch ich fragte unsern Verfasser, indem ich sein Büchelchen las: Was verstehen Sie denn aber unter Wahr, und was unter Falsch? Doch nicht geradezu unter Ersterm das was Sie für nützlich, und unter Letzterm das was Sie für schädlich erkennen? Alsdann, sehen Sie wohl, hätten Sie keine sehr große, keine sehr tiefe Entdeckung gemacht; Sie hätten uns bloß gesagt, daß eine

Sache sei was sie sei: das Nützliche nützlich, und das Schädliche schädlich.

Sind denn, möcht' ich gegen unsern Verfasser fortfahren, die Wahrheiten, die Sie zum Gebiet der Aufklärung ziehen, lauter Auflösungen praktischer Fragen, in welchen das Beste, Vortheilhafteste, Wünschenswürdigste für die Menschheit gesucht wird? Alsdann freilich hätten Sie ohne Widerspruch Recht; die Wahrheit fiele mit der Nützlichkeit, die Nützlichkeit mit der Wahrheit durchaus zusammen; und die vollkommenste Aufklärung würde zugleich die heilbringendste seyn. Aber, eben damit, fürcht' ich, läge dann auch das Ueberflüssige der Untersuchung am Tage, und ich würde Sie gegen den Tadel meines Freundes S** nicht mehr retten können: denn wer in der Welt wird Fragen über Dinge aufwerfen, die sich von selbst verstehen? Sind aber zur Aufklärung, nach Ihrer eignen Angabe, auch theoretische Wahrheiten gehörig, Fragen, auf welche die Antwort, die uns freilich am glücklichsten machen würde, darum nicht gleich die richtigere ist; so hatten Sie ohne Zweifel Unrecht, Nützliches und Wahres für Einerlei zu nehmen, und jenes gleichsam zu einem Kennzeichen von diesem zu machen.

Wahr heißt sonst nach gemeinem Sprachgebrauche, was die eigenthümlichen Merkmahle von demjenigen an sich trägt, wofür man es ausgiebt; falsch, was nur gewisse gemeinsame Merkmahle besitzt, indeß die eigenthümlichen fehlen. So ist wahres Gold, was ganz die specifische Schwere, Streckbarkeit, Zähigkeit, Feuerbeständigkeit des Goldes hat; falsches, was nur durch unsichere Merkmahle täuscht, die gewissen Mischungen aus andern unedlern Metallarten eben so gut als dem Golde zukommen: durch den Glanz, durch die Farbe. Um also auszu-

machen, was wahre und was falsche Aufklärung sei, müßte man erst tiefer in das Wesen derselben eindringen, müßte genau ihre eigenthümlichen unterscheidenden Merkmahle angeben, nicht so geradehin sie nach ihrer Nützlichkeit oder Schädlichkeit schätzen. Feuer heißt uns ja immer Feuer, es mag verderbliche oder wohlthätige Wirkungen äußern, mag der Luft um uns her die gehörige Temperatur geben, und die Speisen zu leichterer Verdauung bereiten, oder mag das Dach des Hauses ergreifen, und uns alle unsere Habseligkeiten in Asche legen. Wir erkennen es in dem einen Falle für eben so wahres Feuer, als in dem andern; und wer sagt uns denn, daß der Trieb nach Wahrheit, der Muth gegen Vorurtheile, der Scharfsinn im Entwickeln und Prüfen, nicht auch dann noch Aufklärung, wahre echte Aufklärung gebe, wenn das Gebäude von Meinungen und Hoffnungen, worin uns bisher so wohl war, dadurch verzehrt wird? Offenbar müßte man erst beweisen, was man so unbekümmert voraussetzt; und einen solchen Beweis zu führen, möchte seine Schwierigkeit haben. —

Mich selbst mit Untersuchung der aufgeworfenen Frage zu befassen, fühle ich keine Neigung; und zwar darum nicht, weil ich gar nicht absehe, wie ich sie endigen sollte. Da ich mir doch unmöglich herausnehmen könnte, die letzten unabänderlichen Resultate der Aufklärung festzusetzen: so wüßte ich keinen andern Weg, als daß ich zuerst Alles für Aufklärung gelten ließe, was nicht bloß die Lehrer gewisser Schulen, sondern was überhaupt alle denkende Männer Scharfsinnigers, Gründlichers, Einleuchtenders, als ihre Vorgänger, gesagt; daß ich dann ferner dem ganzen Gange dieser Aufklärung bis auf unsere gegenwärtigen Zeiten nachspürte, und bei jedem merklichern Fort-

ſchritte fragte: was der Menſch, nicht bloß als erkennender Geiſt, — denn da verſtände der Gewinn ſich von ſelbſt, — ſondern überhaupt als Menſch, in der Geſammtheit ſeiner Kräfte, Neigungen, Verhältniſſe, gewonnen habe? daß ich endlich die oft ſo ſichtbare, ſo ganz nicht zu verkennende innige Verbindung zwiſchen wachſender Einſicht und vermehrtem Menſchenwohl, die in gewiſſen Puncten unzertrennlich an einander hangen, bemerkte; aber auch gleich aufrichtig angäbe, ob und wann und in welchen Puncten das immer weitere Forſchen der inneren Ruhe des Menſchen, wohl gar ſeiner Sittlichkeit, gefährlich geworden, oder noch jetzt es zu werden drohe? Wenn ich nun aber bis hieher gekommen wäre, und an den gegenwärtigen Zeiten hielte; was für ein Reſultat, glauben Sie, daß ich ziehen könnte? In den meiſten Hinſichten gewiß ein höchſtvortheilhaftes, in andern vielleicht ein minder vortheilhaftes, wohl gar ein ungünſtiges; aber — ein ungünſtiges für alle, auch die künftigen Zeiten? Unmöglich! Denn wie könnte ich wiſſen, ob nicht, bei dem ſteten Fortſchreiten der Aufklärung, ſich eben aus dem jetzigen beunruhigenden Zuſtande der Einſicht ein deſto angenehmerer entwickeln; ob nicht, durch unabläſſiges Weiterdenken, die Schwierigkeiten, womit ich jetzt noch große, mir äußerſt wichtige Fragen umwunden ſehe, ſich löſen, und Wahrheiten, an denen mein ganzes Herz hängt, in einem Grade der Reinheit, Klarheit, Gewißheit hervorgehen werden, wie ſie ohne jenen mißlich ſcheinenden Zuſtand der Erkenntniß nie gehabt haben würden? — Mein Reſultat alſo wäre nur dies: man verehre mit dankbarer Seele alles das Gute, was man bis jetzt von der Aufklärung empfing; allein die Frage von ihrem Werthe im Allgemeinen laſſe man ausgeſetzt, bis ſie nicht mehr im

Fortschreiten begriffen, sondern zu ihrer Vollendung gediehen ist, und ihre letzten unabänderlichen Resultate der Welt vor Augen liegen.

Eine bessere Frage würde seyn, wenn sie nicht von allen Vernünftigen schon entschieden wäre: ob man die Aufklärung da, wo sie gefährlich werden könnte, hemmen? oder ob man unbesorgt bleiben, und sie ihren Gang ruhig solle fortgehen lassen? — Wenn das Hemmen durch bloße Vernunftgründe geschähe, so würd' es eigentlich kein Hemmen, sondern ein Vorwärtsbringen seyn, und würde allgemeine Billigung finden. Wenn es durch andre, durch gewaltsame Mittel geschehen sollte, so würde sich Alles dagegen empören: die Klugheit, die nichts will angefangen wissen, was nach allgemeiner Erfahrung unmöglich durchgesetzt werden kann; der Wahrheitstrieb, der auf Richtigkeit und Vollendung in der Erkenntniß dringt, und als einer der ersten Vorzüge unserer Natur auf das zärtlichste und schonendste will behandelt werden; selbst der Glückseligkeitstrieb, dem nichts so sehr entgegen ist, als Beschränkung der Freiheit, und der, bei dem Unvermögen des gebildeten Menschen, andere Beruhigung anzunehmen, als die ihm von der Vernunft kommt, sich enge an den Wahrheitstrieb anschließt, um durch ihn zu dem Puncte hinzukommen, wo beide zugleich ihr Ziel und ihre Zufriedenheit finden.

Ich bitte den Philosophen in Ihnen, diese flüchtig hingeworfenen Gedanken zu prüfen, und den Freund, mir das Resultat dieser Prüfung mit aller der Offenheit mitzutheilen, wovon ich selbst Ihnen das Beispiel gegeben. Ich bin u. s. w.

Acht und dreißigstes Stück.

An Herrn G*z.

Ueber die Furcht vor der Rückkehr des Aberglaubens.

Sie sind dafür bestraft worden, mein lieber G*z, daß Sie gestern aus der Gesellschaft so frühe aufbrachen, und durch keine Bitten der Wirthinn, die doch noch so jung und so liebenswürdig ist, Sich bewegen ließen zum Abendessen zu bleiben. Während Sie zu Hause, Gott weiß über welchen staubichten Barbaren des Mittelalters, oder über welches unleserliche Archivstück, Sich die Augen verderbten, hatten wir Andern das belustigende Schauspiel eines förmlichen literarischen Kampfs zwischen dem entschiedenen Skeptiker F** und dem eben so entschiedenen Dogmatiker J**. Sie glauben vielleicht, daß der Letztere vor dem größeren Scharfsinne des Ersteren bald werde

gewichen seyn; aber ich versichere Ihnen, daß F** in großer Bedrängniß war, und daß er von der kecken, bilderreichen Beredtsamkeit seines Gegners die traurigste Niederlage hätte erleiden können, wenn nicht noch L** zu rechter Zeit ihm einige Ideen zu Hülfe geschickt hätte, die wenigstens seinen Rückzug zu decken dienten.

Mit einer scheinbaren Lobrede auf den Skepticism fing der immer streitlustige J** die Unterredung an; und F**, der als Fremder ihn nicht kannte, ließ sich die Süßigkeiten, die ihm über sein System gesagt wurden, und deren widerlichbittern Nachschmack er freilich nicht ahnen konnte, gar trefflich zu Gaumen gehen. Der Skepticism, sagte J**, ist das Letzte, worauf ein scharfsinniger, tiefer Denker am Ende nothwendig hinauskommt — (denn bei J**, wie Sie wissen, ist Alles nothwendig, Alles ausgemacht und entschieden) — er ist das Sublimste, wohin der menschliche Geist jemals reichen kann, der äußerste höchste Gipfel aller Erkenntniß. Mehr als Einer in der Gesellschaft widersprach; aber J** erweiterte seinen Gedanken mit großer rhetorischer Kunst, berief sich auf die Griechen, deren Geistesgröße sich in allen Fächern der Literatur so glänzend offenbart habe, und zeigte, wie alle ihre philosophischen Schulen ohne Ausnahme am Ende zur skeptischen übergetreten wären. Er ging auf eben die Art die Weltweisen der aufgeklärtesten unter den neuern Völkern durch; und auch hier fand sich, daß die jüngsten, und also, nach J**s Behauptung, nothwendig die hellsten und weitsehendsten, sich theils den Skepticism schon genähert, theils auch ohne Rückhalt sich schon völlig für ihn erklärt hätten. Kurz, er sagte Alles, um den guten F** zu bezaubern, der sich die Bekanntschaft eines so gründlichen Denkers in einer

ſo unphiloſophiſchen Stadt, wie er bisher die unſrige gefunden, wohl nie hätte träumen laſſen.

Bitten um Freundſchaft und Verſicherungen von Freundſchaft waren in dem herzlichſten Tone gewechſelt; und unſere Wirthinn freute ſich ungemein, daß ſie zu der Bekanntſchaft zweier Männer, die ſo ganz für einander gemacht ſchienen, den Anlaß gegeben: als auf einmal zu F**s Erſtaunen das Blatt ſich wandte, und J** mit trauriger Gebehrde anfing, daß er nichts deſtoweniger das Jahrhundert bejammere, wo die Aufklärung bis zu einem Grade geſtiegen ſei, der eine ganz nahe bevorſtehende Finſterniß mit Sicherheit vorausſehen laſſe; daß er die großen Geiſter bejammere, die den äußerſten Gipfel menſchlicher Einſicht erreicht hätten, weil dieſer Gipfel eben ſo nackt für die Erkenntniß, als für das Herz zum Erfrieren kalt ſei. Beides ward von der Geſellſchaft angefochten, und beſonders das ſo nahe Bevorſtehen der Finſterniß; aber J** beharrte darauf, daß nach der glänzenden Periode des Skepticism die tiefſte, ſchrecklichſte Nacht des Aberglaubens mit allen ihren Gräueln unausbleiblich zurückkehren müſſe. Einige von uns beſtritten nur dieſes „unausbleiblich", und ließen die Möglichkeit gelten, — welches denn auch ich that, der ich in der Welt genug erlebt zu haben glaube, um nichts für unmöglich, aber auch nichts für unausbleiblich zu halten; — Andere taſteten ſelbſt die Möglichkeit an, daß Zeiten, wie die unſrigen, je zu einer vollen Barbarei zurückſinken ſollten: und unter dieſen war, trotz ſeines Skepticism, niemand ſo eifrig, als F**.

Ich erſtaune, ſagte hier J**, daß eben Sie mir entgegen ſind: denn wie ich von einem der wahrhafteſten Männer, die ich kenne, von unſerm hier gegenwärtigen L**, weiß, ſo ha-

ben Sie jüngst in einer Gesellschaft, wo von dem Werth der Aufklärung die Rede war, behauptet, daß es sich mit dem geistigen Lichte in allen Stücken, wie mit dem körperlichen, verhalte, und haben daraus geschlossen, daß eben so, wie dieses von Allen geliebt werde, außer von Blödsichtigen und Verbrechern, auch jenes von Allen geliebt werden müsse, außer von Schwachköpfen und von Betrügern. Vermöge dieser von Ihnen festgesetzten vollkommnen Analogie zwischen dem geistigen und körperlichen Lichte, werden Sie mir zugeben müssen, daß bei erreichter höchster Klarheit — welche in Ansehung des geistigen Lichts der Skepticism, so wie in Ansehung des körperlichen die ungetrübteste Reinheit und Durchsichtigkeit der Luft ist — eine fürchterliche Zersetzung ganz nahe bevorstehe.

Zersetzung schien ein Wort, mit welchem F**, der wegen des gar zu schwer gewordenen Studiums der Philosophie die andern Wissenschaften ein wenig mochte vernachlässiget haben, nicht den hellsten Begriff verband; er bat also um nähere und deutlichere Erklärung. — Der Meteorologe, erwiederte J**, wird Ihnen sagen, daß gerade dann, wenn die Sonne am klärsten und ohne die mindesten Dünste aufgeht, nicht der beste heiterste Abend zu erwarten sei; daß eben der nebelfreiste, scheinbarreinste Himmel mit allen Schrecknissen der Atmosphäre schwanger gehe, mit Schlossen, Stürmen, Platzregen, Ungewittern. Mithin wird auch nothwendig, vermöge der Analogie zwischen körperlichem und geistigem Lichte, in welcher ich ganz mit Ihnen einverstanden bin, nach der vollkommensten, reinsten Helligkeit des Skepticism, aller Unsinn, Wust, Gräuel des Aberglaubens wieder zum Vorschein kommen.

F** warf dem rüstigen Kämpfer die alte Regel von dem

nicht zu verfehlenden Vergleichungspuncte in den Weg, und erinnerte ihn, daß jedes Gleichniß ſeiner Natur nach hinke; aber J**, ſtatt über dieſen Einwurf zu ſtolpern, ſchritt mit kühnem Muthe darüber hin, und berief ſich abermal auf das Beiſpiel der Griechen, das, wie er ſagte, überall auf dem Felde menſchlicher Cultur und Bildung eine vorleuchtende Fackel ſei. Er breitete ſich über die Folgen aus, die in Griechenland entſtanden wären, als endlich alle philoſophiſche Schulen ſich zu der des Pyrrho geflüchtet hätten; wie in eben dem Maaße, als der Grübler Erkenntniſſe verloren, der rohe undenkende Haufe ſich mit Erkenntniſſen vollgeſtopft, und während jener in tiefſter Armuth geſchmachtet, dieſer im üppigſten Reichthume geſchwelgt habe; wie am Ende die ganze Philoſophie in eitle leere Disputirkunſt zuſammengeſchrumpft, und in allgemeine tiefe Verachtung geſunken ſei, indem zu gleicher Zeit der blindeſte Aberglaube das Haupt erhoben, und jenes goldene Zeitalter der ſchamloſeſten Betrüger herbeigeführt habe, der Wahrſager, Zeichendeuter, Beſchwörer; wie damals Alles den Kopf voll Myſterien, voll Zeichen und Wunder gehabt, und wie ein jeder für den einfältigſten Thoren würde gegolten haben, der noch an Dämonen, Geiſtererſcheinungen, magiſchen übernatürlichen Kräften hätte zweifeln wollen.

Aber, nahm hier unſer beſcheidener L** das Wort: wenn das einmal ſo war — wie ich denn allerdings nicht läugnen kann, daß es ſo war — —

So wird es auch immer ſo ſeyn; und kann wegen der Natur der Sache ganz unmöglich anders ſeyn! rief ihm J** mit ſeiner gewöhnlichen Keckheit entgegen.

Woran Sie mir erlauben werden zu zweifeln, erwiederte L**;

denn wie viele andere Umstände trafen in jenen unglücklichen Zeiten zusammen, die das in Rede stehende traurige Phänomen — welches übrigens nicht bloß in Griechenland, sondern im ganzen römischen Reiche Statt hatte — eben so gut und vielleicht ein wenig besser erklären können. Ueberlegen Sie nur, wie Vieles schon die Abschwächung aller edleren Seelenkräfte durch die übertriebenste viehischste Sinnlichkeit, wie Vieles die ewige zitternde Furcht, worin man unter den blutgierigsten tyrannischsten Despoten und unter einer der unsichersten Regierungen auf Erden lebte, wie Vieles endlich das immer höher steigende, bis zur Unerträglichkeit anwachsende Elend wirken, und wie es, mit der Lust zum Denken, auch allen Muth, alles Vermögen dazu ersticken mußte.

Und dann, setzte F** hinzu: überlegen Sie noch, daß in der ganzen Geschichte, soweit die Jahrbücher derselben hinaufreichen, der Fall, wo sich hohe Aufklärung und tiefer Aberglaube so nahe berührt haben, erst einmal dagewesen ist. Ohne, wie Herr L**, Ihnen andere mögliche Ursachen dieser Erscheinung zu nennen, dürfte man Sie nur fragen: welche Folgen denn wohl aus einem solchen einzelnen isolirten Falle sich herleiten lassen? ob daraus, daß einmal und nur erst einmal zweierlei Dinge auf einander gefolgt sind, auch nur die Vermuthung erwachsen könne, daß diese Dinge als Ursache und Wirkung zusammenhangen?

Einmal und nur erst einmal! rief J**, indem er mit angenommener Miene des Erstaunens in der ganzen Gesellschaft umhersah. Und das, meine Herren, können Sie so mit anhören und können schweigen? Hat denn die Wahrheit unter uns keinen Freund, keinen Vertheidiger mehr, der seine Stimme

erhebe? Oder ſind wir lauter Fremdlinge in Iſrael, die nicht wiſſen, was in dieſen Tagen geſchehen iſt? Einmal und nur erſt einmal wäre der Aberglaube dem Skepticism auf die Ferſe getreten? — und vor unſeren Augen hat er, ſo wie er die Stimme ſeines Vorläufers nur wieder laut werden hörte, ſich aus den Hütten der Niedern hervorgewagt, in die er ſich zu den Zeiten der Trübſal und der Verfolgung geflüchtet hatte, und die von jeher zu ſeiner Aufnahme ſo willig waren! Vor unſern Augen hat er die Lichtſcheu abgelegt, um wieder Zutritt zu den Häuſern der Vornehmen, zu den Paläſten der Großen zu ſuchen, und hat ihn dort nur allzuhäufig gefunden: hie und da zwar in der Dämmerung und durch irgend ein verborgenes Nebenpförtchen; aber auch oft genug am hellen Mittage, durch's große Thor, und ohne alle Verheimlichung, allen Rückhalt.

Man fing an, ſich gewiſſe Namen in's Ohr zu flüſtern, und L** geſtand, daß auch ihm einige Verbindung zwiſchen der angeblichen Urſache und dem zu erklärenden Erfolge durchſchimmere. Aber, ſagte er, Sie ſollten uns dieſe Verbindung in volles Licht ſetzen, ſollten uns allen Zweifel benehmen, ob etwa auch hier nur der Zufall ſpiele, und die Begebenheiten ſich einander, wie ſo oft, bloß begegnen; oder ob ſie wirklich in einem innern Zuſammenhange ſtehen, ſo daß die eine durch die andere veranlaßt, hervorgebracht wird. Das Letztere müßte doch nothwendig Statt finden, wenn wir von dem Daſein der einen mit ſo vieler Sicherheit, wie Sie, auf die baldige Erſcheinung der andern ſchließen ſollten.

Und meinen Sie, rief hier J**, daß ich mich bedenken werde, Ihre Aufforderung anzunehmen? daß es mir im mindeſten ſchwer fallen wird, das Verlangte, und zwar in vollem Maaße zu lei-

ſten? Ich werde dabei nichts Tiefes, nichts Verborgenes vorausſetzen; bloß eine Kenntniß der menſchlichen Natur, wie man ſie von jedem auch weit minder gebildeten, weit minder unterrichteten Zuhörer erwarten darf, als die ich hier zu unterhalten die Ehre habe. Ich denke, es ſoll Ihnen ſo klar werden als der Tag, daß der Skepticism für die Aufklärung im höchſten Grade gefährlich, und daß er, wenn Sie mir dieſes Bild erlauben wollen, der eigentliche Säemann für den Saamen des Aberglaubens iſt, der leider! in unſerer Natur einen nur zu günſtigen, mit allen ihm zuſagenden Homöomerieen geſchwängerten Boden findet. Mein einziger Wunſch bei dieſen Umſtänden iſt, daß nur nicht wieder ein ſo ungeheurer Giftbaum, wie jener, hervorwachſe, der einſt von Rom aus, wo er ſeine Wurzel ſchlug und ſie bis zur Hölle hinabtrieb, die Zweige über ganz Europa verbreitete, und jedes nützliche Pflänzchen der Erkenntniß in ſeinem verderblichen Schatten erſtickte.

L** ſchüttelte hier bedenklich den Kopf, und ſchien ſich fertig zu machen, den wahren Urſprung von der Barbarei des Mittelalters und von dem übertriebenen Anſehen des römiſchen Stuhls aus der Geſchichte anzugeben; auch F** brachte ſchon die erſten Worte zu einer widerlegenden Anmerkung hervor: aber beide zogen ſich beſcheiden zurück, weil eben hier zum erſten Mal unſere liebenswürdige Wirthinn ſich in das Geſpräch miſchte. — Ihre Prophezeihungen, ſagte ſie, werden ganz fürchterlich, mein Herr J**, und ich fange an ſo viel Theil an der Unterredung zu nehmen, daß ich irgend einen der Herren bitten muß, meiner Unwiſſenheit über die eigentliche Natur des Skepticism, wie Sie dieſes ſchreckliche Uebel nennen, abhelfen zu wollen. — F** war augenblicklich dazu bereit, indem er zum voraus verſicherte,

daß Madame nichts ſo gar Schreckliches daran finden würde; aber die Ausdrücke, deren er ſich bediente, waren ſo hoch und ſo dunkel, ſo ganz aus der Schulſprache entlehnt, daß es für Madame eben ſo viel war, als ob er Sanscritta geſprochen hätte. — J** bat um Erlaubniß, ihr den Begriff durch ein einziges, völlig paſſendes Bild zu verſinnlichen; durch ein Bild, wie er ſagte, das beinahe für die Sache ſelbſt gelten könnte. Sehen Sie, Madame! fing er dann an, der Skeptiker iſt Anfangs ein Menſch, wie wir Alle: er ſieht die Gegenſtände der Sinne am Lichte der Sinne; die Wahrheiten der Vernunft am Lichte der Vernunft: und man muß ihm zugeſtehen, daß er nicht allein eine eben ſo gute, ſondern oft noch eine feinere und ſchärfere Vernunft, als wir Andern, beſitzt. Aber nun wandelt ihn unglücklicher Weiſe die Luſt an, ſich von der Wahrheit ſeines Sehens und von der Wirklichkeit des Geſehenen eine noch völligere Gewißheit zu verſchaffen, als die er bereits durch ſein Sehen hat; er zieht alſo den Blick von den Gegenſtänden ab, und ſieht hinein in das Licht ſelbſt, das doch nur da iſt, um zum Sehen zu leuchten, ſieht ſo lange, ſo ſtarr, mit ſo unverwandtem Blick hinein, bis ihm beide Augen von Lichte ſtrotzen: und wenn er ſich nun wieder umwendet, und nicht mehr die Gegenſtände ſieht, ſondern Licht, lauter Licht, nichts als Licht; kurz, wenn er von Ueberfüllung mit Licht ſo gut als blind iſt; dann, Madame — iſt der Skeptiker fertig.

Die Geſellſchaft lachte laut auf über das Gemiſch von Wahrheit und von Poſſierlichkeit in dieſer Erklärung; niemand aber lachte mehr, als Madame, die ſich Anfangs gar nicht wollte bereden laſſen, daß mit ſo viel Poſſierlichkeit auch etwas Wahrheit vermiſcht ſeyn könnte. F**, der bisher noch ziemlich gute

Faſſung behalten hatte, war hier unglücklich genug ſich zu ärgern: und ob er gleich aus aller Macht ſeinen Verdruß zurückſchlang, um nicht das Lachen, wozu man einmal im Gange war, geradeweg auf ſich zu ziehen; ſo war doch innerlich die gute Laune dahin, und J** konnte nun um ſo freier ſeine oft trüglichen Phantaſiebilder für gute, echte Vernunftgründe verkaufen.

Ich dürfte jetzt nur fragen, fing J** wieder an: ob ein Blinder, wie unſer Skeptiker, nicht ein armer Verlaßner ſei; und ob er ſich im Stande befinde, allen den Fallſtricken, die der Aberglaube dem Menſchen legt, und allen den Gruben, die er ihm gräbt, aus dem Wege zu gehen? Aber ich will das obige Bild gern verlaſſen: und dies aus Achtung für unſern Freund L**, der, wie ich weiß, in philoſophiſchen Unterredungen den Bildern eben nicht hold iſt.

Weil er ſie in Verdacht hat, ſagte L**, die Begriffe oft mehr zu trüben als zu erläutern, und weil er ſie ſchon mehrmal darauf ertappt zu haben glaubt, neben dem Erläutern auch noch ein wenig beweiſen zu ſollen.

Das können ſie nun freilich nicht, erwiederte J**; und ſo will ich denn nur in ganz ſchlichten Worten fragen: ob es nicht, auch nach Ihrer Meinung, der ſchlechten undenkenden Köpfe, in welchen die Sinnlichkeit über die Vernunft den Meiſter ſpielt, und welche durch ſich ſelbſt keiner geſunden Begriffe fähig ſind, ohne Vergleichung mehr unter den Menſchen giebt, als der guten ſelbſtdenkenden Köpfe? ob alſo nicht bei weitem der größte Theil des Lichts, welches ſich unter der Menſchheit verbreitet hat, ſtatt urſprüngliches Sonnenlicht zu ſeyn, nur abgeleitetes Mondenlicht iſt; mithin ein Licht, welches augenblicklich wieder verſchwindet, oder doch, gleich dem bononiſchen Stein, nur noch

einige Zeit lang fortleuchtet, wenn ihm seine Quelle entweder entzogen oder verstopft wird? ob die Quelle, aus welcher das Licht der schwachen Köpfe seinen Ursprung nimmt, eine andere ist als die Einsichten der wenigen Selbstdenker, die sich aus eigener Kraft zu bessern Erkenntnissen emporarbeiteten, und ob also diese bessern Köpfe selbst ihr Licht verlieren können, ohne daß die Menge der schwachen Köpfe unausbleiblich in die vorige Finsterniß zurücksinke?

Die Wirthinn, die seit der Beschreibung des Skeptikers ganz für J** gewonnen schien, gab auf alle diese Fragen die günstigsten Antworten; und da die Uebrigen, vielleicht aus Höflichkeit, schwiegen: so wollt' ich nicht der Einzige seyn, der den Unhöflichen und Klugen spielte. Ich unterdrückte also die Frage, die mir schon auf den Lippen schwebte: ob denn, nach einmal erwachter gesunder Vernunft und allgemeiner gewordenen Aufklärung, die Menschheit noch immer so abhängig von einigen vorzüglichen Köpfen bleiben könne, als sie im Zustande der ursprünglichen Rohheit und Geistesdumpfheit es freilich war?

J** fuhr nun fort: Sie sehen demnach, meine Herren, worauf es ankommen wird, wenn Aufklärung auf Erden bleiben, und nicht eine allgemeine traurige Nacht wieder einbrechen soll. Bloß auf das Beharren der bessern Köpfe bei ihren mehr geläuterten Begriffen; bloß auf ihre fortdauernde treue Anhänglichkeit an die einmal angenommenen Grundsätze, auf ihren nie verschwindenden bittern Widerwillen gegen den Aberglauben.

Und halten Sie's denn für möglich, sagte F**, daß, wo jene Anhänglichkeit und dieser Widerwille sich einmal festgesetzt haben — —

Festgesetzt! fiel ihm J** in die Rede. Ich halt' es durch-

aus für unmöglich, daß in der menschlichen Seele sich irgend etwas festsetze, was nicht verträglich mit ihrer Natur ist: und eben auf diese Natur wollt' ich jetzt kommen, um zu zeigen, wie sehr das Beharren im Skepticism ihr entgegenlaufe. Lassen Sie uns also sehen, meine Herren, in welcher Lage sich der Denker befinden wird, wenn er sich bis zum Skepticism — den ich noch einmal für das Sublimste in der Aufklärung feierlich anerkenne — hinaufgedacht hat, und ob er in dieser Lage wird bleiben können, wenn er auch wollte, oder wird bleiben wollen, wenn er auch könnte? Ich fürchte, ich fürchte, das irdische Licht der Aufklärung wird, gleich den himmlischen Lichtern, nur dazu aufgehen, höher steigen und culminiren, um sogleich nach erreichtem höchsten Puncte sich dem Horizonte wieder zu nähern und zu verschwinden.

Zuerst frag' ich Herrn F** und alle Gegenwärtige: ob es der Natur unserer Seele gemäß sei, in irgend einem Zustande, wie man diesen auch annehmen mag, zu beharren? ob nicht vielmehr die Seele, vermöge ihres wesentlichen Grundtriebes, immer sich ausdehnen, weiter gehen, höher steigen wolle? — Man beantwortete ihm dieses mit Ja. — Ich frage ferner: ob derjenige höher könne, der die äußerste Spitze erreicht hat; oder ob er, da kein Weilen Statt findet, und das Höhersteigen zur Unmöglichkeit wird, nicht durchaus wieder herunter müsse? Bei dem Skepticism vollends wäre das Ruhigbleiben zwiefach unerträglich, weil hier die Ruhe auf den spitzigen Dornen des Zweifels gesucht werden müßte, wo sie in Ewigkeit nicht Statt finden kann. Mithin muß der Skeptiker von seiner Höhe, er mag wollen oder nicht, über kurz oder lang wieder fort; — und nun wohin?

Doch nicht gleich in die Tiefe des Aberglaubens? fragten die Gegenredner.

Unfehlbar! Ganz unfehlbar! verſetzte J**.

Entweder iſt das Scherz, ſagte L**, oder Sie machen da einen Sprung — —

Vergeben Sie, lieber L**! Es iſt kein Sprung, ſondern ein Fall.

Ein Fall? —

Die Extreme, wie Sie wiſſen, berühren einander; und der Skeptiker muß entweder bleiben — was ich doch für ſo gut als unmöglich halte — oder er muß auf einmal bis in die Tiefe wieder hinunter. — Um dieſes deutlicher einzuſehen, bitte ich Sie, auf die Art und Weiſe Acht zu geben, wie der Skeptiker auf die Höhe hinankommt. Er bedient ſich dazu einer Reihe von abſtracten Begriffen, die gleichſam eine Leiter bilden, deren Sproſſen je höher je dünner, und immer dünner und zum Auftreten immer bedenklicher werden. So wie er mit dem einen Fuße ängſtlich die höhere Sproſſe erfaßt,. tritt er mit dem andern Fuße die untere Sproſſe durch; und wenn er nun endlich angelangt iſt, und von ſeiner Höhe hinter ſich blickt, ſo iſt die ganze Leiter mit allen ihren Sproſſen verſchwunden. Er hat alle ſeine Erkenntniſſe bis auf die, daß er nichts erkenne, verloren.

Drollig genug! rief hier L**, halb mit Kopfſchütteln, und halb mit Lachen; aber daß der arme Skeptiker nun gleich fallen, und gleich ſo unbarmherzig bis in den Abgrund hinabfallen ſoll — —

Kann er denn anders? erwiederte J**. Seine Leiter, die ihn hinantrug, hat er verloren; und was bleibt ihm da übrig, wenn er nicht auf ſeinem Dornenlager ruhen ſoll, als daß er

ſich dem Schwindel überlaſſe, der auf jener Höhe die Meiſten anwandelt, und ſo über alle mittlern Erkenntnißſtufen hinweg, geradezu in den Abgrund zurücktaumele? Mit ſeinem Denken, leider! iſt's aus, und ich ſehe nichts für ihn zu thun, als zu glauben.

Sie haben den Bildern trefflich entſagt! rief hier F**, nicht ohne einige Bitterkeit; aber ich dächte, Sie nehmen, um Sich das Mitleiden mit Leuten zu erſparen, die es, Gottlob! nicht nöthig haben, lieber ein anderes Bild, würfen Ihre Leiter bei Seite, und ließen den Skeptiker die Höhe nicht erſteigen, ſondern erfliegen.

Erfliegen? fragte ihn J**. Geht das an?

F**, ohne zu antworten, fuhr fort: Wenn alsdann die freilich nackte und kalte Höhe der Speculation dem Skeptiker zum Verweilen nicht anſtände, oder wenn er auch überhaupt das Verweilen ſeiner Natur nicht gemäß fände; ſo brauſ'te er mit eben dem Fittig, der ihn auf die Höhe hinantrug, in andere Gegenden fort, wo er den Aufenthalt angenehmer, und zum Weitergehen des Raumes mehr fände, als er je überſchreiten würde.

Sehr wohl geſagt! erwiederte J**; aber wie, wenn er aus der Gegend, wo er jetzt iſt, nicht hinwegkönnte, und wenn das Brauſen ſeinem armen Fittig beſchnitten wäre? Sie bringen mich hier auf den Punct, zu dem ich eben kommen wollte: auf das Intereſſe des Herzens, das uns ewig von den Erkenntniſſen nicht fortläßt, in welchen eben der Skeptiker ſich am weiteſten zu verklettern pflegt, von den Erkenntniſſen des Ueberſinnlichen und der Zukunft. — Ich ſetze hiebei aus gemeiner Menſchenkunde voraus, daß der Kopf vom Herzen gar nicht ſo unabhängig, gar nicht ſo ſehr ſein eigner Herr iſt, als er's wohl

glaubt; daß es sehr oft unsere Empfindungen sind, durch welche wir unsere Meinungen haben, und daß wir nur in gewisse Lagen gerathen dürfen, um zu handeln, und selbst zu glauben, wie wir handeln und glauben zu können ohne diese Lagen uns nie hätten einfallen lassen. — Vielleicht wünschen Sie ein Beispiel, um dies deutlicher einzusehen, und ich kann damit dienen.

O ich — fingen hier zwei zugleich an, F** und die Wirthinn, und nun wollte jeder, daß der Andere reden sollte. Die Wirthinn, natürlicher Weise, sprach ihr Wort zuerst: O ich bitte darum; — und nun sprach es ihr F** in einem Tone nach, der uns Alle zum Lächeln brachte.

Denken Sie Sich also, sagte J**, einen Mann, der Erfahrung, Einsichten, Grundsätze hat, der aber mit zeitlichen Gütern schlecht versehen ist, und der eben jetzt eine namhafte Summe herbeischaffen muß, wenn er nicht seinen Credit und seine Ehre will zu Grunde gerichtet wissen. Ehemals hatte dieser Mann einen Freund, auf den er mit Sicherheit rechnen durfte, der mit der uneigennützigsten Großmuth in jeder Noth ihm beisprang, oder vielmehr, der es nie mit seinem Bedürfniß so weit kommen ließ, daß es zur Noth ward. Dieser Freund ist jetzt selbst gefallen, ist durch gewagte, tolldreiste Unternehmungen selbst zum Bettler geworden. An wen soll er nunmehr sich wenden? An einen schmutzigen Wucherer, an einen unbarmherzigen Blutsauger, der sein Geld zu den ungeheuresten Zinsen ausborgt? Es ist offenbar nur Hinhalt, nur Vergrößerung des Ruins; aber wird der Unglückliche das überlegen? Wird er nicht, in seiner Noth, einen Schritt thun, dessen er bei seinen Erfahrungen, Einsichten, Grundsätzen, völlig unfähig schien? — Oder ein anderes Beispiel! — Nehmen Sie auf einen Augenblick die Lüge

für wahr an, womit uns einſt die öffentlichen Blätter unterhielten, daß Frankreichs Aerzte die Trüglichkeit und Charlatanerie ihrer Kunſt öffentlich und einmüthig anerkannt hätten: wird darum der leidende, von Schmerzen gefolterte Kranke aufhören, um Hülfe zu jammern? wird er nicht, wenn der kunſtverſtändige Arzt ſie ihm verweigert, ſich mit halbem oder mit vollem Glauben dem ehemals verſpotteten, marktſchreieriſchen Empiriker in die Hände liefern? Wird es ihm nicht immer noch beſſer dünken, mit einer falſchen, als mit gar keiner Hoffnung zu leiden?

Daß eine Neigung zu ſo etwas entſtehen könne, ſagte L**, räume ich ein; aber ob es mit dieſer Neigung bis zur That kommen werde — —

Bei ſtarken Seelen, bei kraftvollen Charakteren nimmermehr! rief hier F**.

Alſo doch bei ſchwächern Seelen, bei biegſamern Charakteren, erwiederte J**: das will ſagen, in jedem Fall bei den meiſten; und in unſerm Fall, eben nicht bei den ſchlechteſten Seelen, bei den verächtlichſten Charakteren.

In unſerm Fall? fragten die beiden Gegenredner. In welchem?

Hm! ſagte J**; hätt' ich's doch nicht geglaubt, daß ich meine Beiſpiele, die ich für ſo klar und treffend hielt, noch erſt anwenden müßte! Doch wenn Sie es fordern — — Der Mann von Einſicht und Erfahrung, deſſen Credit und Ehre auf dem Spiele ſtehen, und der ſich nach Mitteln zu ſeiner Rettung umſieht; der leidende Kranke, der um Hülfe und um Linderung ſeiner Schmerzen jammert: iſt das Bild von uns Allen, die wir ſo ſchwache, bedürftige, hinfällige Weſen ſind, und die wir doch in unſerer Natur die unauslöſchlichſte Begierde nach Glückſeligkeit und nach Fortdauer haben; der uneigennützige, aber durch

ſeine gewagten Unternehmungen ſelbſt in Armuth verſunkene Freund, der kunſtverſtändige, aber ſeine eigene Kunſt verlachende und verhöhnende Arzt, iſt die ehemals hülfreiche Vernunft, der wir uns mit Zutrauen nahten, und Muth und Hoffnung von ihr empfingen; der ſchmutzige, unbarmherzige Wucherer, der verſpottete marktſchreieriſche Empiriker, iſt die Phantaſie mit ihrer ſcheuslichen Ausgeburt, dem Aberglauben: und die ganz vollkommene Aehnlichkeit der Fälle iſt's, warum der leidende, von der Vernunft verlaſſene Denker, wie ſehr auch Anfangs Kopf und Herz ſich ſträuben mögen, doch am Ende zu dem nichtswürdigen Wucherer, zu dem verachteten Marktſchreier hinan muß.

Immer muß! ſagte L**; nichts als muß! Das iſt denn doch wahrlich mehr, als Sie durchſetzen können, mein Freund. Ein Hinneigen dazu räum' ich wiederholt Ihnen ein; aber dieſem Hinneigen ſtemmen ſich gleich Anfangs ſo große Zweifel, ſo mächtige Ueberzeugungen entgegen — —

Daß es durchaus ohne alle Wirkung bleiben muß, ſagte F**. Eine ſtarke, muthvolle, entſchloſſene Seele —

Iſt doch wohl, fragte J**, eine außerordentliche, ungewöhnliche, über die gemeine Menſchheit ſich weit emporſchwingende Seele?

F** machte eine Miene, die den Lobſpruch, der in dieſer Frage verſteckt zu ſeyn ſchien, eben nicht ablehnen ſollte.

Unvergleichlich! rief J**. Sie geben mir da den Sieg in die Hände. — Schildern Sie uns den Skeptiker nur ſo, daß er mit der übrigen Menſchheit in vollem Gegenſatz komme; daß er in ſeiner Empfind-, wie in ſeiner Denkart gleichſam ein Geſchöpf aus einer ganz andern Welt werde! Laſſen Sie ihn bei dem Grabe ſeines redlichen Freundes, ſeines zärtlichen Weibes,

seines einzigen Sohnes sich gleichgültig darüber hinsetzen, ob der Tod Vernichtung ist, oder Uebergang zu einem andern und bessern Leben! Lassen Sie ihn sein eigenes Dasein mit einer Verachtung wegwerfen, womit man eine alte, abgetragene, zerrissene Hülle wegwirft; und hören Sie jetzt das Ihnen aufgesparte Dilemma! Entweder ich habe Recht, oder Sie. Entweder fällt unser Denker selbst, gleich einer der schwächern gemeinern Seelen, in den verlassenen Aberglauben zurück; oder er bleibt, als eine starke ungewöhnliche Seele, in seiner Zweifelei unerschüttert. Den dritten Fall, daß er sich gemach auf einen vernünftigen, bescheidenen Dogmatism zurücksenken sollte, nehmen wir beide nicht an. Setzen wir jetzt von den obigen Fällen den einen, daß der Denker selbst in den Aberglauben zurückstürzt, so ist die ehemalige Lichtquelle für die Menschenmenge verloren: denn ich bitte Sie, was für Licht läßt sich von einer ausgebrannten Sonne hoffen, die selbst kein's mehr hat? Setzen wir den andern Fall, daß der Denker auf seinem Sinn unerschüttert beharrt, so ist er von der gewöhnlichen Menschheit in einem so ungeheuren Abstand, ist für sie so ganz wie nicht da, als für unsere Erde ein Firstern nicht da ist, der im äußersten Aether irgendwo leuchten mag, ohne daß seit dem Anfang der Dinge nur Ein Strahl von ihm sie erreichen konnte. In beiden Fällen also bleibt die arme Menschheit sich selbst und jedem betrüglichen Irrlicht überlassen, das so lange vor ihr hergaukeln wird, bis sie sich, zum Ersticken tief, in grundlose mephitische Sümpfe verirrt hat. — O meine Herren! Lassen Sie uns doch ja die Weisen der ältern Schule in Ehren halten, die dem Verstande und dem Herzen der Menschen nahe genug blieben, um auf beide einwirken zu können! Lassen Sie uns den

Himmel bitten, daß dieſe menſchlichern Weiſen, deren Licht, indem es erhellte, auch erfreuete und erwärmte, nie unter uns ausſterben mögen! Denn nur zu bald möchten wir ſonſt die Klage des Propheten wieder anſtimmen müſſen: Siehe! Finſterniß bedecket das Erdreich, und Dunkel die Völker! — —

Es war ſpät geworden, und man ſehnte ſich aufzuſtehen; die Ermüdung, die gewöhnliche Friedensſtifterinn, ſchloß auch diesmal den Krieg. L** nahm mich in ſeinem Wagen mit ſich. Daß es ein wenig ſcharf über J**, ſeine Streitſucht und ſeinen abſprechenden Ton in Dingen herging, die doch wahrlich weder Thatſachen, noch geometriſche Lehrſätze ſind, können Sie denken. Indeſſen, ſagte L**, ſo viel Unrichtiges er auch vorgebracht, und ſo wenig er auch ſeinen Satz mit allen ſeinen Bildern, Wendungen und Redefiguren erwieſen hat: ſo ſcheint mir doch das nicht zu läugnen, daß ein ſo gränzenloſes Zweifeln, wie es jetzt Ton werden will, weder der Natur unſers Verſtandes, noch unſers Herzens gemäß iſt; daß wir, in Anſehung der religiöſen Gegenſtände, durchaus Etwas haben müſſen, woran wir uns halten, und daß hier zu kühne Schritte in der Aufklärung thun, uns eher der Finſterniß wieder nähert, als uns weiter von ihr zurückbringt. Ich verehre das immer weitere Verbreiten der Aufklärung, als eines der größten Verdienſte, die man ſich um die Menſchheit erwerben kann, und ich wünſchte, daß es damit ſo weit und ſo tief getrieben würde, als immer möglich, bis in die entfernteſten Länder hinein, und in die unterſten Stände hinab; aber das ewige Erhöhen der Aufklärung, ſo wenig es auch gehemmt werden kann und gehemmt werden darf, ſcheint mir, wahrlich! keine ſehr verdienſtliche, keine ſehr dankenswürdige Sache. —

Der Wagen hielt, und der Bediente öffnete den Schlag; wir mußten das Weitere, was wir noch auf dem Herzen haben mochten, einander schuldig bleiben. — Ich habe die Mühe nicht gescheut, das ganze Gespräch, weil ich es noch frisch im Gedächtnisse hatte, für Sie aufzuschreiben: theils, um Ihnen das verlorene Vergnügen einigermaßen zu ersetzen; theils und hauptsächlich, um Ihre Gedanken darüber zu hören, die für mich immer so viel Neues und Belehrendes haben. Ich hoffe, daß Sie dieses Mal mit den meinigen ziemlich nahe zusammentreffen sollen; und ich schreibe diese bloß darum nicht nieder, weil ich sie des schönern Ausdrucks nicht berauben will, den gewiß Sie ihnen geben werden. Ich bin u. s. w.

Gedruckt bei A. W. Schade, Grünstr. 18.